Afrika (Nord-Afrika)

H
0. 357.
Geogr

F. XXXII. 15.

Reise
in
die Barbarey
oder
Briefe aus Alt-Numidien
geschrieben
in den Jahren 1785 und 1786
über
die Religion, Sitten und Gebräuche der Mauren und Bedouin-Araber.

Nebst
einem Versuche
über die Naturgeschichte dieses Landes.

Mit Kupfern.

Von Herrn Poire.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet.

Erster Theil.

J. L.
Feldkalein

Strasburg
Im Verlage der akademischen Buchhandlung.
1789.

Tracoffer poi le piaggie, ove i Numidi
Menar gia vita paſtorale erranti.

La Geruſalemme liberata, Cant. XV.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht des Verfassers,

die Barbarey betreffend.

Derjenige Theil des nördlichen Afrika, den wir heut zu Tage unter dem Namen der Barbarey verstehen, ist nach und nach von Karthaginensern, Römern, Mauren, Arabern und Türken bewohnt worden; er war der Schauplatz vieler großen Begebenheiten, der Sitz zweyer mächtigen Reiche, das Vaterland eines erfinderischen und handeltreibenden Volkes, und mehrere unvergeßliche Männer wurden hier gebohren. In diesen, gegenwärtig fast ungebauten und wüsten Ländereyen, kann man die Vergänglichkeit menschlicher Größe in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; denn selbst mit Beyhülfe der besten ál-

tern Erdbeschreiber hält es schwer, diejenigen Stellen aufzufinden, wo ehemals die berühmtesten Städte lagen. Die Zerstörung der reichsten und blühendsten Oerter, welche größtentheils in Steinhaufen verwandelt sind, scheint vielmehr eine Folge der Kriege als der Zeit zu seyn; so wie der Untergang der beyden mächtigen Reiche den Verfall des Handels und des Ackerbaues nach sich gezogen, an deren Stelle jezt Despotismus und Unwissenheit getreten sind, wodurch eines der schönsten Länder in eine Wüste verwandelt worden. Doch ohne uns weitläufig über die großen Weltbegebenheiten einzulassen, die zu allen Zeiten das Schicksal der Völker entschieden haben, ist es vielleicht schicklicher unser Augenmerk auf den gegenwärtigen Zustand der Barbarey und ihre ehemaligen sowohl als jezigen Bewohner zu richten, und die vornehmsten ältern Städte, deren Namen uns die Geschichte aufbewahrt, sowohl als derjenigen, die an ihrer Stelle erbauet sind, näher kennen zu lernen.

Die Barbarey, welche vom mittelländischen und atlantischen Meere eingeschlossen, gränzt gegen Mittag an Nigrizien und Guinea,

gegen Morgen an Aegypten. Den innern und weitläufigsten Theil dieses großen Landes nehmen die beyden Wüsten Barka und Saara ein, die als ungeheure, völlig unfruchtbare, aus brennendem Sande bestehende Ebenen angesehen werden können, nur selten von Reisenden, immer aber mit Lebensgefahr besucht werden. Ausser dem gänzlichen Mangel an frischen Quellen und andern Lebensmitteln erheben sich in diesen Gegenden zu gewissen Zeiten im Jahre höchst ungestümme Winde, wodurch diese unabsehbare Sandebenen gleich einem Meere bewegt werden, und in der That weit gefährlicher, als selbst die stürmische See sind. Auf der See bleibt dem erfahrnen Steuermanne noch immer einige Hoffnung der Rettung übrig; allein in den Sandwüsten von Afrika kann bloß eine völlige Windstille dem Reisenden aus der Gefahr helfen. Hält der Wind an, so werden die zahlreichsten Karavanen gar bald unter ungeheuren Sandbänken begraben, die sich wellenförmig fortbewegen, und die größte Aehnlichkeit mit dem stürmischen Meere haben. Unter diesem brennenden und dürren Himmelsstriche verändert die Na-

tur jeden Augenblick ihre Gestalt, und da, wo vor wenigen Stunden eine völlige Ebene war, erblickt man bald darauf ungeheure Sandbänke; wiederum verschwinden in einigen Stunden eine Reihe Berge, die so eben den ganzen Horizont begränzten, und wandeln sich in eine dem Auge merreichbare Ebene um. Nicht selten bildet der Wind in dem Sande, Untiefen und Schlünde, die für die Reisenden eben so gefährlich, als ehemals Scylla und Charybdis für die Seefahrer waren. Bey der großen Einförmigkeit der Aussichten in diesen Wüsten kann der Reisende nur bloß durch den Stand der Gestirne, oder durch Hülfe der Magnetnadel sich forthelfen, und, eigentlich zu reden, würde diese Gegend völlig unbewohnt und öde seyn, wenn man nicht von Zeit zu Zeit einige Bergketten anträfe, die aus den verschiedenen Quellen entspringen, die die nahe gelegenen Ebenen wässern und fruchtbar machen, und ihren Einwohnern einen erfrischenden und sichern Aufenthalt verschaffen *). Der Palm-

*) Die bewohnten Oerter, die man in den Sandwüsten antrift, kann man gleichsam als Inseln betrachten, die mitten in diesem Sandmeere liegen,

baum ist vor andern Bäumen dieser Wüste eigen; er bringt eine sehr große Menge Datteln hervor, auch verschafft er den Einwohnern einen weinartigen Saft, den sie mit großer Sorgfalt aufbewahren; sie erlangen denselben, indeme sie mehrere tiefe Einschnitte im

---

deren Bewohner von der übrigen Welt völlig abgesondert sind. Da sie keine andere Menschen als ihre zunächst wohnenden Landsleute kennen, kein anderes Land als die sie umgebenden Sandwüsten gesehen haben, so müßen sie sich als die einzigen Erdbewohner betrachten, und ihre Gränzen als die der bewohnten Welt ansehen. Einige dieser Inseln sind von den Karavanen gekannt, denen sie bey der Durchreise einen Ruhe- und Erfrischungsort darbieten; aber wie viele von ihnen werden für immer unbekannt bleiben! Diejenigen dieser Inseln, welche nach Aegypten zu liegen, hießen bey den Alten Oasis; auch Ammonia war eine derselben; aber so wie die Verehrung des **Jupiter Ammon** nachließ, so hörten auch die Wallfahrten, die man sonst dahin unternahm, auf, und so wurde der Weg, der nach Ammonia führte, nach und nach vergessen. Bis jezt hat es niemand unternommen, diesen sonst merkwürdigen Ort wiederum aufzusuchen; daher man seit mehreren Jahrhunderten ungewiß ist, ob Ammonia bewohnt ist, oder nicht; in ähnlicher Ungewißheit sind wir wegen Oasis und mehrern andern.

Baume machen, der aber durch diese Behandlung erschöpft wird, und abstirbt.

Sobald man das Atlasgebürge überstiegen hat, und in der Wüsten weiters vorwärts gehet, so werden auch die wohnbaren sowohl, als wirklich bewohnten Oerter immer seltner; oft muß man hundert und mehrere Meilen machen, ohne eine Quelle, oder nur die geringste Pflanze anzutreffen. Die Winde in dieser Wüsten wähen zwar nicht regelmäßig, allein diejenigen, welche des Landes kundig sind, kennen doch ohngefähr die Zeit, wenn sie am gefährlichsten sind, und aus der blosen Betrachtung des Himmels wissen sie dieselben einige Tage vorher zu bestimmen; sind die Karavanen alsdann an einem sichern Orte, so verbleiben sie dort so lange, bis der kritische Zeitpunkt vorüber ist.

Ausser den Elementen aber haben die Karavanen auch noch die Anfälle der wilden Thiere und sogar der Menschen zu befürchten. Die Bewohner dieser unwirthbaren Gegenden sind wenig oder nicht bekannt; es sind gröstentheils herumirrende Horden wilder unbezwungener Araber, und die blutdürstigste und

grausamste Menschenklasse. Sie sind durchgehends elend und arm; aber da sie bey ihrer Unwissenheit dies nicht fühlen, so ist eben diese Unwissenheit und die Freyheit, worinn sie leben, ihr größtes Glück. Diese zerstreut lebenden Völkerschaften werden indessen von den Karavanen nicht sehr gefürchtet, weil letztere immer ziemlich zahlreich, und auch hinlänglich bewaffnet sind. Fast alle Jahr geht eine aus drey- bis vierhundert Köpfen bestehende Karavane von Tunis aus nach Guinea, und zwar bloß des Negernhandels wegen. Diese Karavane bringt mehrere Jahre auf einer solchen höchstbeschwerlichen Reise zu; oft kommen drey Viertel der Mannschaft während der Reise ums Leben, oft auch kömmt kein einziger wieder zurück. Das einzige Lastthier, dessen sich die Karavanen bedienen, und das sehr lange Hunger nnd Durst und alles andere Ungemach ausstehen kann, ist das Kameel. Die Nahrung der Araber, die eine solche Karavane ausmachen, ist im höchsten Grade genügsam, und es ist kaum zu begreifen, wie sie bey einer so sparsamen Lebensart ausdauren können. Ein wenig Meel in der hohlen Hand

mit etwas Wasser zu Kugeln gemacht, ist das einzige Nahrungsmittel, dessen sie sich auf dieser sehr langen Reise bedienen.

Die beyden Wüsten Barka und Saara waren bey den Alten unter dem Namen der lybischen Wüste bekannt. In demjenigen Theile dieser Wüste, der an das Königreich Tripoli gränzt, gegen Barka zu, befand sich der berühmte Tempel Jupiter Hammons, wo diese Gottheit unter der Gestalt eines Widders verehrt wurde. Die Einwohner dieser Gegend genoßen in den für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Wäldern eines immerwährenden Frühlings, und die kühlenden Bäche, die diese angenehmen Wälder wässerten, unterhielten das ununterbrochene Wachsthum der Pflanzen, an einem Orte, der von der ganzen übrigen Welt durch ein Sandmeer abgesondert war, und dessen Wiederentdeckung seit Jahrhunderten niemand gewagt hat.

Gleich schwer war Lybien von der Seeseite beyzukommen. Die große und kleine Syrte, die jezt unter dem Namen *Seches de Barbarie* bekannt sind, scheinen zu allen Zeiten für die Seefahrer gefährlich gewesen zu seyn,

die diese Küste besucht haben. Diese gefährlichen Sandbänke sind um desto weniger zu vermeiden, da sie keinen festen Standort halten, so, daß die erfahrensten Schiffer, sowohl als die der Küste völlig Unkundigen, in gleich großer Gefahr leben. Die große und kleine Syrte bildete zwey Meerbusen; der erste, der etwas weiter landwärts liegt, heißt jezt *Golfe de la Sidre;* der zweyte dieser Meerbusen heißt jezt *Golfe de Cabes*, und liegt achtzig Meilen südwärts von Tunis. Ohnweit der kleinen Syrte wohneten die Lothophagen, die diesen Namen erhielten, weil sie sich vorzüglich von der Frucht eines kleinen Strauches, Lotus genannt, nähreten, den Linne unter dem Namen Rhamnus lotus beschrieben, und der besonders häufig im ganzen Königreiche Tunis wächst.

Lybien wurde vor Alters in vier Theile getheilet; nämlich, Lybia Marmarica, Lybia Cyrenaica, Lybia Ammonia und Lybia Carthaginensis; jezt würde es aber schwer halten, genau die gegenwärtigen Länder von Afrika zu bestimmen, woraus diese vier Provinzen nach der Eintheilung der ältern Geographen

bestunden; ich muß daher meine Leser bitten, sich hier mit einer allgemeinen Uebersicht, oder einem vergleichenden Abriß der ehemaligen und gegenwärtigen Bewohner von Afrika, zu begnügen.

Lybia Cyrenaica, in der Nachbarschaft der großen Syrte gelegen, enthält fünf berühmte Städte, die vereinigt unter den Namen Pentapolis begriffen wurden; dies waren Berenice, Arsinoe, Ptolemais, Apollonia und Cyrene. Ihr zur Seite lag Lybia Marmarica, welche sich bis an die Grenze Egyptens erstreckte; von der Lybia Ammoniaca habe ich im vorhergehenden bereits gesprochen. Lybia Carthaginensis erhielt ihren Namen von der berühmten Stadt Karthago, in deren Nachbarschaft diese Provinz lag.

Dies sind die vornehmsten Provinzen und Völkerschaften, die den weitläufigen Strich Landes, den wir jezt unter den Namen des Königreichs Tunis und Barca kennen, begriffen. Obgleich die ungeheure Wüste Saara zugleich mit unter dem Namen des alten Lybiens verstanden wird, so gehört doch dieser Name vorzüglich nur dem Königreiche und der

Wüste Barca. Die eigentliche Wüste Saara, von der die Alten weit unvollkommnere Kenntnisse als wir hatten, war rund umher von den Getulen, Numidiern und Mauren bewohnt.

Das eigentliche oder kleine Afrika fieng bey der großen Syrte an. Nicht weit davon, nahe bey Tunis, lag das berühmte Karthago, das sowohl wegen seines ausgebreiteten Handels, seiner Eroberungen, als Nebenbuhlerin Roms, und endlich durch seinen merkwürdigen Untergang, stets berühmt seyn wird. Umsonst sucht man jezt einige Ueberbleibsel dieses mächtigen Reiches; alles ist in Staub verwandelt, und die geringen Reste, die sich noch erhalten, und muthmaßlich dazu gehört haben, sind so unbedeutend und von so weniger Erheblichkeit, daß, ohne Beyhülfe der Geschichte, wir jezt gewiß nicht die Ueberbleibsel einer mächtigen Republik da suchen würden, wo nichts als eine öde Sandwüste zu sehen ist, die von einer Menschengattung bewohnt wird, die durch Sklaverey und Grausamkeit zu Unmenschen geworden sind. Karthago dankt seinen Ursprung den Unglücks-

fällen einer tyrischen Fürstin Eryssa, die in der Geschichte unter dem Namen der Dido bekannter ist; sie wählte den Tod lieber, als das Gelübde zu brechen, welches sie den Manen ihres verstorbenen Gemahls, sich nie wieder zu verheyrathen, gethan hatte. Ohngeachtet des tragischen Endes seiner Stifterin erhielt Karthago sich eine geraume Zeit, vergrößerte sich sogar, und wurde mächtig genug, um sich den Afrikanern, denen es bis dahin einen jährlichen Tribut bezahlte, zu widersetzen. Nach und nach wuchs die Macht dieser Republik; sie bekriegte wechselsweise die Numidier, Getuler und Mauren, und so vergrößerte und bereicherte sie sich auf Kosten ihrer Nachbarn. Doch damit war sie nicht zufrieden; stolz durch die neueren Eroberungen, wagte sie es sogar, ihre Herrschsucht bis auf weit entlegene Länder auszubreiten; Korsika, Sardinien, ein großer Theil von Sicilien, und fast ganz Spanien, wurden durch Karthaginensische Kolonien erobert und bevölkert. Damals blieb Karthago über 600 Jahre lang alleinige Beherrscherin des mittelländischen Meeres; der weitläufige Handel und die gros-

sen Reichthümer dieser zugleich kriegerischen Nazion, die furchtsamen Flotten und die zahlreichen Armeen, die sie unterhielt, noch mehr aber der Muth und die großen Verdienste ihrer Anführer, waren Ursachen, daß diese Republik den größten Reichen der Welt den Vorrang streitig machte.

Rom sowohl als Karthago, beyde gewohnt zu siegen, beyde strebend nach einerley Ziel, nämlich die ganze übrige Welt ausschließend zu beherrschen, waren in der That ein paar mächtige Nebenbuhler; auch hörte der beyderseitige Haß nicht eher als mit der Zerstörung des prächtigen Karthago auf. Nachdem Karthago ohngefehr siebenhundert Jahre bestanden hatte, wurde es endlich im Jahre 603 der Erbauung Roms, und 145 vor Christi Geburt, von Scipio Afrikanus zerstört, und diese überaus mächtige Republik, die wenige Jahre zuvor, durch die schnellen Eroberungen Hannibal's, beynahe Rom bezwungen hätte, verschwand auf immer. Die Römer, die nunmehr in dem Besitze von Karthago und den dazu gehörigen vortrefflichen Ländereyen waren, erhielten sich einige

Jahrhunderte lang darinn, bis sie auch endlich ihrer Seits durch die Araber, unter den ersten Kalifen, vertrieben wurden. Nach und nach wurden Numidien und Mauritanien Erbprovinzen der römischen Kaiser.

Aber ohne uns weiter in die Geschichte dieser Länder, die durchgehends bekannt ist, einzulassen, wird es rathsam seyn die Geographie des Landes etwas näher kennen zu lernen. Tunis, nicht weit von der Stelle, wo ehedem Karthago lag, scheint etwas von dem Handlungsgeist der alten Karthaginenser ererbet zu haben. Der größte Handelsverkehr der Einwohner von Tunis ist mit den Venezianern, Genuesern und Provençalen; ihre Produkte sind Oel, Getrayde, Wachs, Wolle und Leder, welche die Europäer gewöhnlich mit Tüchern, Gewürze und Eisen bezahlen. Viele unserer heutigen Geographen beschuldigen die Tunisiner, und zwar mit Unrecht, der Seeräuberey. Die Republik Algier ist die einzige Macht auf der ganzen Küste von Afrika, die diese Räuberey handwerksmäßig treibt, und sich durch die Menge der Sklaven zu bereichern sucht. Tunis ist zu schwach, und ihre

Seemacht zu unbedeutend, um gegen europäische Schiffe auslaufen zu können. Ueberhaupt ist die Regierung von Tunis viel gelinder als die von Algier, und die Europäer insbesondere genießen dort weit mehrere Freyheiten, als in irgend einem Orte der Barbarey.

Ohngefähr fünfzehn Meilen von Tunis liegt Hippo-Zarita oder Biserte, eine der vornehmsten Städte dieses Landes. Man glaubt, daß das alte Utica, welches sowohl seines Alterthums, als Kato's wegen, berühmt ist, in dieser Gegend lag; andere hingegen sind der Meynung, daß es da, wo jezt Porto-Farina, und zwar am Ausflusse des Mandraga gelegen. Wahrscheinlicher ist es, daß dieser Ort tiefer im Lande war, und zwar da, wo jezt ein Ort Namens Boo-Shatter erbaut ist; die vielen Ruinen, besonders von vortrefflichen Wasserleitungen und Cisternen, scheinen diese Muthmaßung zu bestätigen.

Die Numidier waren die nächsten Nachbarn der Karthaginenser; ihr Gebiet fieng ohngefähr bey dem alten Tabarque, im Angesicht der Insel dieses Namens, am Ufer des Zaine, ehemals der Fluß Tusca, an. Es erstreckte sich

bis zur Mauritania Cæsariana, gegen den Ort, der heut zu Tage Kollo heißt. Numidien in einen Raum von ohngefähr achtzig Meilen eingeschlossen, breitete sich bis jenseits des Atlasgebürges, bis zur Wüsten Saara und den unfruchtbaren Ebenen der Getulen aus. Die vornehmste Stadt war damals Cirthe, jezt Konstantine; sie war eine geraume Zeit die Residenz der numidischen Könige, von denen unter andern Syphax, Masinissa und Jugurtha berühmt sind. Auch Hippone war eine feste, ungemein angenehm gelegene Stadt, die durch ihren Bischof, den heil. Augustin, denkwürdig geworden; desgleichen ist Tagaste, der Geburtsort eben dieses frommen und beredten Kirchenvaters, wovon aber nur noch einige wenige Ruinen zu sehen, ein nicht unwichtiger Ort gewesen. Nach den Ueberbleibseln zu urtheilen, die man überall antrifft, war Numidien ehemals außerordentlich volkreich, und die Anzahl der Städte muß sehr groß gewesen seyn, von denen die mehresten ansehnlich und schön, und nur sehr wenig entfernt eine von der andern lagen, so, daß dieser Theil der Barbarey ohnstreitig der blühendste und vorzüglichste

züglichste war. Obgleich die Hitze in diesem Lande sehr groß ist, so wird doch das Erdreich durch die Menge der Bäche, die von den Bergen herab in die Ebene fließen und sie wässern, überaus fruchtbar erhalten. Auch ist der Erdboden hier noch immer so fruchtbar, als er zu der Römer Zeit war, wiewohl er jezt ohngleich schlechter angebauet ist.

Der letzte Theil der Barbarey, der gegenwärtig das Königreich Algier und Marokko ausmacht, hieß ehemals Mauritania Cæsariana und Mauritania Tingitana. Diese Provinzen sind in der Geschichte weit weniger berühmt, als die, welche von den Karthaginensern bewohnt waren; sie haben eine geraume Zeit mit zu Numidien gehört, bis die Römer sie zu römischen Provinzen machten, und verschiedene ansehnliche Städte darinn erbauten, wovon auch die Überbleibsel noch bis jezt zu sehen sind. Diese Städte sind nur wenig bekannt, weil sie niemals ein Schauplatz großer und merkwürdiger Kriege und ähnlicher Begebenheiten gewesen sind. Die Stadt Cæsarea (Jol oder Julia Cæsarea) die zur Zertheilung von Mauritanien die erste Veranlassung gegeben zu haben

scheint, war eine der ansehnlichsten Städte, aber über die Stelle, wo sie eigentlich lag, darüber ist man bis jezt noch nicht einig. Etliche behaupten, sie habe bey Algier, wieder andere bey Tenez gelegen. Schaw's Meynung, der als gelehrter Geograph diese Gegend untersuchte, bleibt noch immer die wahrscheinlichste: er glaubt nämlich, daß Cæsarea da lag, wo jezt Sher-Shell erbauet ist, eine Stadt, die wegen ihres Stahls und ihrer Töpferwaaren berühmt ist. Sie hat eine Meile im Umkreiß, und viele beträchtliche Ruinen, eine sehr schöne Wasserleitung, weitläufige Cisternen, und eine nicht unbedeutende Anzahl einzelner zerstreut-liegender, aber prächtiger, Säulen, lauter Beweise, daß der Ort selbst einst blühend war. Auch die Lage dieser Stadt ist angenehm und reizend, sie ist rund umher mit immer grünen Hügeln und Wiesen umgeben, die durch eine Menge Bäche süssen Wassers erfrischt werden. Der Fluß Hashem verschafft den Einwohnern ein vortreffliches Trinkwasser, das ehemals durch eine überaus prächtige Wasserleitung in die Stadt geleitet wurde.

Wir kennen keine Stadt des alten Mauritaniens, die so berühmt gewesen, wie Algier jezt ist. Die Lage dieses Orts, die beständige Streitigkeiten mit europäischen Mächten, der stolze und herrschsüchtige Charakter seiner Einwohner, die Menge der Seeräuber, die fast das ganze mittelländische Meer durchkreuzen, und die Flaggen fast aller Mächte beschimpfen, und die nicht in Traktaten stehenden ohne Recht wegnehmen; kurz, alle diese Umstände zusammen genommen, haben diese Republik furchtbar und unverschämt gemacht. Alle übrigen Mächte der Barbarey, selbst der Kaiser von Marokko, fürchten Algier. Das alte Icosium, das von einem Theile der Gefährten des Herkules, die sich in dieser Gegend niederliessen, erbaut seyn soll, lag wahrscheinlicher Weise in der Gegend von Algier.

Mascara, eine übelgebaute Stadt, ist blos der umliegenden sehr angenehmen Gegend wegen merkwürdig; sie wird durch einen Bey regieret, der aber vom Dey zu Algier abhängt. Vermuthlich ist dies das alte Victoria.

Oran, sechszig Meilen von Algier, und nicht weit vom Meere abgelegen, hat mehr

denn eine Meile im Umkreise; es ist halb in der Ebene, halb am Abhange eines ziemlich hohen Berges gebauet, auf dessen Spitze zwey feste Schlösser liegen, die sowohl die Stadt, als die ganze umliegende Gegend, vertheidigen und beschiessen können; ausserdem aber ist Oran an und für sich sehr wohl befestiget. Diese Stadt gehört den Spaniern, die hier eine ansehnliche Garnison und einen Gouverneur unterhalten; sie dient zugleich zum Staatsgefängniß für diejenigen Personen, mit denen der Hof unzufrieden ist, oder die er entfernen will. Der Kardinal von Ximenes eroberte Oran 1509: die Algierer nahmen es aber 1708 wiederum weg, bis es endlich durch den Grafen von Mortemar 1732 wiederum unter spanische Botmäßigkeit gebracht wurde. Von der Garnison zu Oran desertiren beständig eine Menge Soldaten, die, wenn sie von den Maurn ertappt, als Sklaven nach Algier gebracht werden, daher der größte Theil der Sklaven zu Algier Spanier sind. Obgleich diese Ueberläufer es vorher wissen, daß Sklaverey ihrer wartet, wenn sie aus Oran entlaufen, so hält sie dieses doch nicht ab, weil die mehresten das Leben verwürkt haben.

Einige Meilen von Oran, gegen Abend, liegt eine kleine Stadt, Namens Masalquivir, deren Hafen als einer der sichersten des mittelländischen Meeres angesehen wird; da er von allen Seiten durch sehr hohe Berge umgeben ist, so sind die Schiffe hier gegen Sturm und Wetter vollkommen sicher. Bey den Alten hieß dieser Hafen magnus Portus, der große Hafen. Die Spanier eroberten diesen Ort im Jahre 1505 von den Maurn.

Tremecen, fünf Meilen Süd-Süd-Ost vom Ausflusse des Flusses Tafna, scheint ebenfalls eine sehr große Stadt gewesen zu seyn; hier findet man vielerley Alterthümer, als Mauerwerk, Säulen, auch einige Altäre; die Araber nennen den Ort jezt Tlamsan; er liegt auf einer Anhöhe, und ist von allen Seiten durch eine Kette steiler Felsen umgeben, und hat zugleich Ebenen, die reichlich mit Wasser und treflichem Wiesenwachs versehen sind; auch bringt die umliegende Gegend Getreide und allerhand Früchte in Menge hervor. Der Doktor Schaw glaubt, daß Termecen das Lanigera des Ptolomæus sey; andere hingegen halten das jetzige Guagida dafür, welches in

einer ungemein großen Ebene, vierzehn Meilen von Tremecen, liegt, und mit guten Mauern und festen Thürmen umgeben ist.

Die ehemalige Mauritania Tingitana begreift gegenwärtig die beyden Königreiche Fez und Marokko in sich; den Namen erhielt sie von Tanger, lat. Tingis, einer sehr alten Stadt auf der mittäglichen Küste der Straße von Gibraltar im Königreiche Fez gelegen.

Ich beschließe hiermit die geographischen Bemerkungen über die Barbarey, weil mein Augenmerk blos dahin abzweckte, den Lesern eine allgemeine Uebersicht dieses überaus interessanten Landes zu verschaffen, mit welchem ich sie im Buche selbst näher bekannt machen werde. So viel als möglich, habe ich alles vermieden, was andere vor mir von Numidien gesagt haben; auch erwähne ich keine der grösern Städte, welche die Europäer täglich besuchen, und die man längst ausführlich kennt. Nur blos das, was ich selbst sahe und bemerkte, habe ich beschrieben: nur selten werde ich auf andrer Wort nachschreiben. Ich habe die Beduin-Araber durch eigenen Umgang, und indem ich vertraulich mit ihnen unter einem Gezelte wohnte, kennen lernen, ihren Charakter und Sitten an Ort und Stelle studirt,

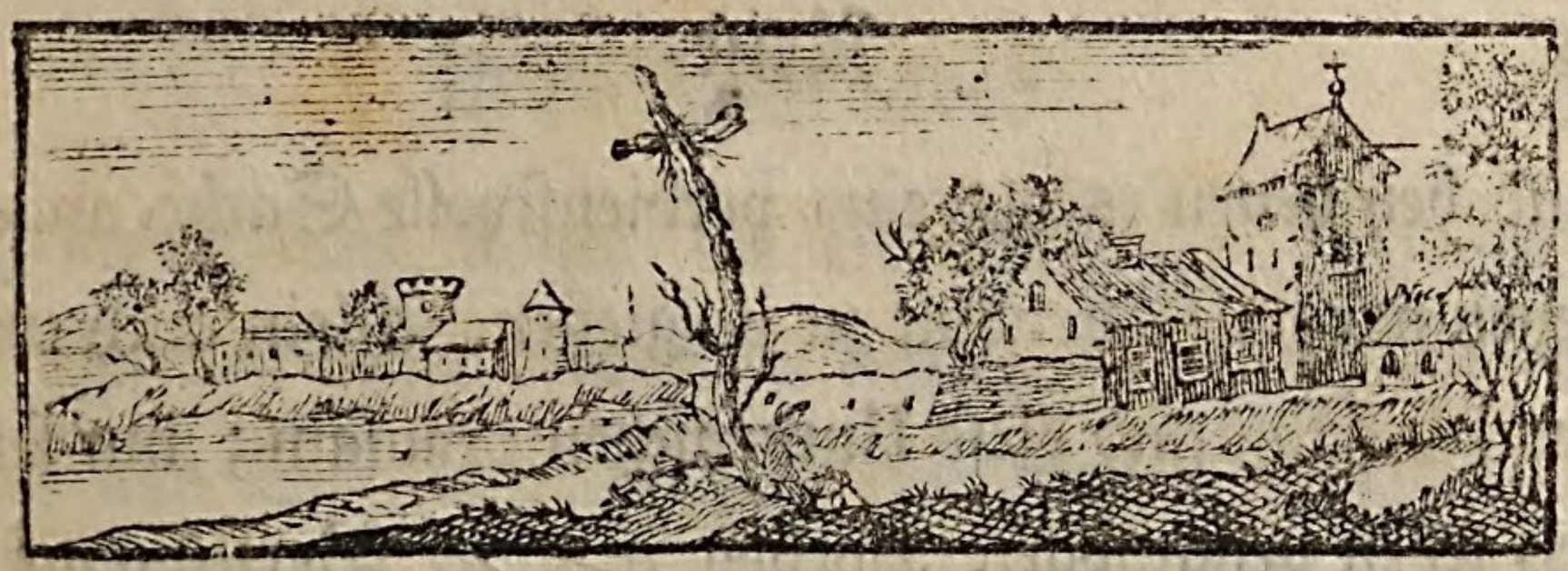
und den Unterschied, der zwischen einem gesitteten, durch Wissenschaften und Künste erleuchteten Volke, und einem herumirrenden, unter dem Joche der Knechtschaft und Unterdrückung seufzenden, keiner großen That fähigen Volke, obwaltet, genau kennen lernen.

Dem historischen Theile meiner Reise gab ich die Brief-Form, oder besser zu sagen, ich ließ die an meinen Freund, D. Forestier zu *St. Quentin*, während meiner Reise gerichteten Briefe mit wenigen Veränderungen abdrucken. Seinen Bemerkungen und Einwürfen bin ich manche neue, manche interessante Entdeckung schuldig, und den ersten Unterricht in der Naturgeschichte danke ich diesem Freunde. Ebenfalls bin ich Herrn Neret, der durch seine physischen sowohl, als chemischen Kenntnisse, der gelehrten Welt längst vortheilhaft bekannt ist, die größte Verbindlichkeit schuldig; ihm verdanke ich mancherley physische Kenntnisse, und die nähere Bekanntschaft mit mehreren Mineralien seines merkwürdigen Kabinets.

Meinen Versuch einer Naturgeschichte der Barbarey habe ich nach dem Linneischen System geordnet; überhaupt aber nur das aufgeführt, was ich entweder wirklich selbst gesehen, oder worüber ich von Leuten Auskunft

erhielt, deren Wahrheitsliebe nicht zu bezweifeln ist. Die vierfüßigen Thiere, so wie auch die Vögel, habe ich unter den in Frankreich bekannten Namen angeführt *); bey den Insekten und Pflanzen hingegen habe ich sowohl die generischen als specifischen Linneischen Benennungen, nebst der Uebersetzung, beygefügt. Auch die Beschreibung neuer und unbekannter Gegenstände, deren Entdeckung mir gehört, habe ich methodisch eingerichtet, und mit dem lateinischen Worte Nobis bezeichnet. Während der sehr langen Quarantaine, die meine in der Barbarey gesammelten Naturalien zu Marseille ausdauern mußten, wo sie der offenen Luft und dem Wetter ausgesetzt waren, gieng ein großer Theil derselben verloren, besonders Vögel und Insekten. Ist daher die Menge der Gegenstände aus diesen beyden Klassen nicht so ansehnlich, als man vielleicht erwartet, so ist die erste Ursache schon angeführt; eine andere ist, daß ich nichts beschreiben wollte, was ich nicht wirklich bey der Hand, oder worüber ich wenigstens während meiner Reise hinlängliche Beobachtungen gesammelt hatte.

*) Der Uebersetzer hat die Linneischen Namen beygefügt.



Erster Brief.

An Herrn Doktor Forestier.

La Kalle, 12 May 1785.

Endlich, mein lieber Doktor, kann ich mich meiner Neigung zum Reisen und zur Naturhistorie gänzlich überlassen; seit einigen Tagen bin ich ein Bewohner des alten Numidiens, wiewohl die Aussichten, unter welchen ich dies Land betrat, eben nicht die günstigsten waren. Beynahe zwey Jahre wüthete die Pest in hiesiger Gegend ununterbrochen. Die Sorglosigkeit der Bewohner ist die Ursach, daß sich dieses schreckliche Uebel von einem Stamme zum andern verbreitet. Außerdem beschreibt man mir die Araber und Mauren als höchst grausam und unmenschlich, die die Christen sowohl aus Religionseifer, als eingesogener Vorurheile wegen, hassen *),

*) Die jezigen Araber hassen uns, ohne eigentlich zu wissen warum. Allein ihre Väter wußten es gar wohl. Die höchst ungerechten Kriege, welche unsere Vorfahren sowohl im Orient als auch in Afrika geführt, und de-

und bey denen es als eine verdienstvolle Sache angesehen wird Christenblut zu vergießen. Allein auch unter sich selbst sind diese Unmenschen grausam; nur selten leben benachbarte Horden in guter Verständniß, und ein unbewafneter Araber kan fast niemals, wenn gleich nur wenige Meilen von seiner Heimath entfernt, in Sicherheit leben. Ich bin hiervon durch meine eigne Erfahrung überzeugt worden. Der Pest wegen hat man zu La Kalle, welches das vornehmste Komptoir der königlichen afrikanischen Kompagnie ist, die Thore sperren müßen, und alle Gemeinschaft mit den Mauren und Arabern ist der Ansteckung wegen gänz-

---

nen man den unverdienten Namen der heiligen Kriege beygelegt, haben eine Menge Nazionen gegen uns aufgebracht, die uns eigentlich nichts weiter zu Leide gethan hatten, als daß sie der Lehre Mahomets, und wir der Lehre Christi folgten. Diese Unternehmungen haben viel Blut gekostet, und haben sich dadurch geendiget, daß wir uns von Seiten der beleidigten Nazionen, einen wohlverdienten Haß zugezogen haben. Der Name Christ ist bis auf den heutigen Tag in der ganzen Levante, in Syrien, Arabien, Persien. Armenien, Aegypten, und der Barbarey im höchsten Grad verhaßt. Die Väter haben den Kindern diesen Haß beygebracht. Er erhält sich daher stets, wiewohl die eigentliche Ursache vergessen worden. Auf diese Weise bezahlen wir noch gegenwärtig die Thorheiten, die unsre Voreltern vor 600 Jahren begangen haben.

lich aufgehoben. Durch die Vorkehrungen, wodurch die Christen dieser Krankheit entgehen, gereizt, oder auch aus Eifersucht, daß sie nur bloß die Mahomedaner heimsucht, von welchen sie als eine Züchtigung des Himmels angesehen wird, und also den Muselmann gewißermaßen erniedriget, suchen die Araber, so viel an ihnen ist, diese Seuche auch unter uns zu verbreiten; zu dem Ende begraben sie die an der Pest gestorbenen Leichname dicht neben unsrer Mauer, nicht selten auch werfen sie mit Pestgift durchdrungene Lappen in den Ort selbst. Unter den verschiedenen Stämmen, die in unsrer Nachbarschaft leben, sind die Nadis unsre ärgsten Feinde. Von ihnen hat das Komptoir am mehrsten auszustehen; sie begnügen sich nicht nur heimlich uns zu beschleichen, sondern sogar auch öffentlich sind wir ihren Angriffen ausgesetzt. Es ist nicht gar lange, daß sie uns beynahe zweyhundert Stück Ochsen, aus der zum Unterhalte des Komptoirs bestimmten Heerde weggeführt haben; dieses war ihnen um desto leichter, weil wir unser Vieh täglich außerhalb unsren Ringmauern auf die Weide treiben lassen. Auch hatten sie kürzlich versucht unsre äußersten Pallisaden bey der Nacht durch angelegtes Feuer zu zerstören. Gewöhnlich halten sich die Nadis an irgend einem Orte versteckt, und der

erste Christ, der ihnen nahe genug kömmt, wird von ihnen erschossen.

Diese Umstände zusammengenommen sind für mich äußerst beunruhigend, weil ich mir vorgenommen das Land in die kreuz und queer zu durchstreichen; indeß habe ich noch nicht allen Muth verlohren, und wenn ich erst etwas besser mit dem Mittel, mich vor der Ansteckung zu bewahren, werde bekanndt seyn, und die Art, wie man hier zu Lande mit Sicherheit reiset, etwas näher kennen werde, alsdann kann ich schon einmal eine Excursion wagen. Ich vermuthe, daß die Araber, welche gewöhnlich ihr Korn in La Kalle verkaufen, etwas umgänglicher seyn werden; bey ihnen denke ich den ersten Besuch abzustatten, wiewohl ich gestehen muß, daß alle Araber ohne Ausnahme, welche ich bis jezt gesehen, in ihrer Figur und in ihrem Anzuge etwas mich Erschreckendes haben. Aber auch hieran werde ich mich mit der Zeit gewöhnen müßen, weil ich nicht willens bin mich auf einen kleinen unfruchtbaren Felsen einzuschränken, der etwa von dreyhundert Menschen, theils Provençalen, theils Korsen bewohnt wird, deren ganze Beschäftigung darinn bestehet ein Paar französische Kaufleute zu bereichern.

Unsere Ueberfarth war überaus glücklich; doch

konnte ich, indem wir die Küste von Provence aus dem Gesichte verlohren, einen gewissen schmerzhaften Eindruck nicht unterdrücken; und meine Augen, indem sie den unermeßlichen Raum durchliefen, der mich von meinen Freunden und Verwandten trennte, füllten sich unvermerkt mit Thränen. Je näher wir der afrikanischen Küste kamen, je leichter wurde mir; man hatte mir die ganze Küste als unfruchtbar und sandig beschrieben, allein zu meinem Vergnügen erblickte ich überall dicht belaubte Hügel, blumigte Wiesen, und im Ganzen die angenehmsten Aussichten. Daß dieser Anblick mich ungemein erheiterte, darf ich Ihnen nicht sagen; ich vergaß alles Ungemach der Reise, und ohne mich nur einigermaßen zu erhohlen oder etwas zu genießen, schickte ich mich zu einem botanischen Spatziergang an. Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, als ich, unter andern seltsamen Pflanzen mehr, Anthyllis barba Jovis, Spartium monospermum, Passerrina hirsuta, und Chamærops humilis erblickte; ich pflückte alles, was sich mir darbot, begierig ab, und gleichsam als wenn ich diesen Ort niemals wieder sehen sollte. Auf diese Art nahm ich im Namen der Kräuterkunde Besitz von der Küste, und huldigte zuerst der afrikanischen Flora. Meine neuen Entdeckungen

beschäftigten mich so sehr, daß ich darüber sogar den Wohlstand vergaß, und mein erster Besuch beym Gouverneur geschahe mit einem Bündel Kräuter in der Hand. Dieser seltsame Anblick zog natürlicher Weise die Augen unsrer Landsleute und einiger Mauren, die die Neugierde dort hingelockt, auf mich. Allein ich war außer mir, und diese unbekannte und wilde Küste, die fast allen Neuangekommenen traurig und langweilig scheint, war in diesem Augenblick für mich der herrlichste Blumengarten.

Welch eine Menge merkwürdiger Gegenstände bieten sich in dieser wilden Gegend dem aufmerksamen Beobachter dar! Auf der einen Seite die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, der, ohne Kultur, eine Menge bey uns seltner Gewächse hervorbringt. Auf der andern Seite die Sitten und Gebräuche der Bewohner, oder die herumziehende und müßige Lebensart der Mauren und Beduinen *). In der Folge

---

*) Die Einwohner der Barbarey haben verschiedene Nahmen. Man nennet **Mauren**, die Bewohner der Küste; **Araber** diejenigen, die etwas weiter im Lande wohnen. **Beduin-Araber** oder **Bereber**, die nomadischen Einwohner, die keinen bestimmten Wohnsiz haben, und dabey vom Raube leben; endlich nennet man **Kabailen** diejenigen Horden, welche Ackerbau und Viehzucht treiben.

werde ich Ihnen über alle diese Gegenstände meine Bemerkungen mittheilen. Noch habe ich zu wenig hier gesehen, und das, was ich gesehen, zu flüchtig beobachtet, um richtig über so mancherley Dinge zu urtheilen.

Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

An eben denselben.

Meine gegenwärtige Lage kann ich am besten mit der des **Tantalus** vergleichen; das herrlichste Grün bedeckt überall die hiesige Küste; allein aus Furcht angesteckt zu werden, und die beständigen Fehden, worinn wir mit unsern Nachbarn leben, zwingen mich meine Spatziergänge bloß auf die Gegend nahe um **La Kalle** einzuschränken. Aber, obgleich ich mich nicht sehr weit wage, und niemals allein oder unbewaffnet ausgehe, so bin ich deßhalb doch nicht außer aller Gefahr. Die Mauren sind mehrentheils zu feige, um einen öffentlichen Angriff zu wagen; gewöhnlich halten sie sich hinter einem Felsen, Strauch, oder sonst wo versteckt, und begrüßen die Vorbeygehenden durch einige Flintenschüsse.

Was ich Ihnen in diesem Brief sagen werde,

betrifft besonders das hiesige Komptoir, die Personen, woraus es bestehet, und die Art und Weise wie dieser Ort überhaupt verwaltet wird. Ich weiß im voraus daß meine Beschreibung sie betrüben wird, und daß Ihr menschenfreundliches Herz gewiß Mitleiden mit den armen Miethlingen trägt, die auf dieser Küste eine Menge Ungemach ausstehen müssen, und Sie wünschen vielleicht mit mir, daß diese unser Vaterland entehrende Besitzung, die jährlich einer großen Anzahl Menschen das Leben kostet, und vielen Bösewichtern zur Freystatt dient, die hier ungestraft alle Arten von Lastern begehen können, auf immer zernichtet werde.

Auf den mehresten Landkarten werden Sie umsonst **La Kalle** suchen; aber man findet gewöhnlich noch *le Bastion de France* *) bemerkt, wiewohl

*) Zwei französische Kaufleute, beyde von **Marseille**, **Thomas Linche** und **Carlin Didier** waren die ersten, welche der Korallfischerei wegen im fünfzehnten Jahrhunderte sich mit einander vereinigten; damals trieben sie ihr Geschäfte blos in dem Golf von **Stora Caurcoury**, der am äußersten Ende vom Königreich **Algier** gelegen ist, und an das Gebiet von **Tunis** gränzt. Sie erhielten zu Ende der Regierung Solimans II. von den damaligen Maurischen Schecks oder Fürsten die Erlaubniß, sich dort ansäßig zu machen, und im Jahr 1561 fiengen sie diese kleine Festung zu bauen an, die nachge-

dieser Ort seit beynahe hundert Jahren verlassen worden. Verschiedene neuere Geographen erwähnen noch immer dieses alten Komptoirs, von dem es alsdann heißt, daß es durch eine 3 oder 400 Mann starke Garnison vertheidigt würde. Der Platz, wo ehedem *le Bastion de France* war, ist etwa 3 französische Meilen von hier; man mußte diesen Ort, der wegen der in der Nähe sich befindlichen stehenden Seen höchst ungesund war, verlassen; die Sterblichkeit war dort so groß, daß in einem einzigen Sommer von 400 Mann nur 6 übrig blieben.

La Kalle liegt etwa 36 französische Meilen westwärts von Tunis; dieser Ort, der gegenwärtig das

---

hends den Namen des Bastion de France erhielt. Nachgedachten beyden Kaufleuten, die im ganzen aber nicht glücklich speculirt hatten, erhielt ein gewisser Moissak ebenfalls aus Marseille die Erlaubniß, die Korallfischerei auf der Küste der Barbarey fortzusezen, und diese Erlaubnis die den 10ten Artikel des für Frankreich ungemein vortheilhaften Handlungs-Traktats ausmacht, der von Mahomet III. unterzeichnet worden, wurde nachmals von Achmet I. im Jahr 1604. bestätiget. Der Nachfolger des Moissak war ein gewisser Sanson Napollon. Unter seiner Direktion scheint dies Etablissement am blühendsten gewesen zu seyn. Denn die Anzahl der dortigen Colonisten belief sich damals auf 800. Unglücklicher Weise wurde Napollon 1633. bey Tabarque erschossen, und nach seinem Tode gieng dieser Handlungs-Zweig fast völlig zu Grunde. Ueb.

vornehmste Komptoir der königlichen afrikanischen Kompagnie ist, wird von einem Sachwalter der Kompagnie, der den Titul eines Gouverneurs hat, und 15 ihm untergeordneten Officiren dirigirt. Einige Mauren ausgenommen, die als Geisel hier bleiben, oder sonst zu verschiedenen Handarbeiten gebraucht werden, ist dieser Nazion der Aufenthalt im Orte selbst ausdrücklich untersagt. Die Einwohner von La Kalle, an der Zahl 3 bis 400, sind gewöhnlich Provençalen oder Korsen. Von diesen sind einige bloß mit der Korallenfischerey *) beschäftiget; andere, die als Soldaten dienen, begleiten täglich die dem Komptoir zuständige Heerde Ochsen auf die Weide, oder werden auch als Fuhrleute gebraucht, um aus der nächsten Waldung das nöthige Bau- oder Brennholz für den Ort zu hohlen; wiederum andere, die

*) Die Korallenfischer oder Korailleurs, deren man sich hier bedient, sind gröstentheils Korsen oder Katalanen; unter den Korsen werden besonders die von Ajaccio für die geschicktesten gehalten; auch sollen die Instrumente, deren sie sich zum Loßmachen der Korallen bedienen, etwas verschieden von denjenigen seyn, die man aus Marsigli uud Donati Werken kennt. Die Katalanen haben in der Geschicklichkeit nur denzweytenRang; noch weniger bedient man sich der Genueser und Napolitaner, wiewohl leztere in der Korallenfischerey gar nicht ungeschickt sind, wie sich der Uebersezer durch eigene Erfahrung an der Sardinischen Küste davon überzeugt hat. Ueb.

man *Fregattaires* nennt, werden beym Ein- und Ausladen der Schiffe, zur Transportirung des Korns, oder auch zur Reinigung des Hafens gebraucht; auſser diesen finden sich hier annoch die nöthigen Handwerker, als Bäcker, Schlosser, Maurer ꝛc. Sämtliche Einwohner von La Kalle werden auf Kosten der Kompagnie ernährt und bezahlt; auch sorgt die Kompagnie für ihre Wohnung.

Einige Magazine, das Haus des Gouverneurs und der vornehmsten Offizire ausgenommen, bestehen sämtliche hiesige Gebäude etwa aus 60 Baraken von einem Stock hoch. La Kalle wird von drey Seiten vom Meere umgeben; von der Landseite ist eine bloße Mauer hinreichend den Ort gegen den Ueberfall der Araber zu beschützen, die, außer ihren Flinten, keine andere Art von Geschütz kennen. Der Hafen, der durch 15 Kanonen vertheidigt wird, ist an sich klein, von geringer Tiefe, und bey gewissen Winden, wo die Wellen mit einem entsetzlichen Geräusche wüthen, höchst unsicher. Außerdem wird die Einfarth durch eine Menge Felsen, die dicht unter der Oberfläche des Wassers befindlich sind, und wo schon manches Schiff verunglückt ist, erschwert.

Das weibliche Geschlecht, welches so viel zur Versüßung des Lebens beyträgt, und welches durch

seine mildern Sitten das Rauhe des männlichen Umgangs verfeinert, ist gänzlich von La Kalle verbannet; und wenn gleich der Gouverneur je zuweilen die Erlaubniß erhalten hat, seine Gattin kommen zu lassen, so hat dieses doch immer Gelegenheit zu mancherley Streit und Aufruhr gegeben, und er hat sich genöthigt gesehen sie baldigst fortzuschicken. Wer sich einmal entschließt hieher zu gehen, muß die engsten Bande der Natur und Freundschaft gänzlich aufgeben, und seine Kräfte, ja oft sein Leben, einer Gesellschaft habsüchtiger Kaufleute aufopfern, die sich wenig darum bekümmern was man ihrentwegen ausstehet.

Der Mangel des zweyten Geschlechts macht die hiesigen Gesellschaften traurig und höchst langweilig. Man denke sich eine Menge fremder, einander unbekannter Menschen, von denen ein jeder nur sein eigenes Interesse betreibt, und die sich also natürlicher Weise aus eben dieser Ursache beneiden: wenn diese Menschen sich zusammenfinden, so geschieht es gewiß aus gleichseitiger Langerweile, weil hier keine einzige freundschaftliche Verbindung, oder irgend ein anständiger Zeitvertreib statt findet, die den Mangel der weiblichen Gesellschaft einigermaßen ersetzen könnten. Es ist also ganz natürlich, daß man hier nach einem kurzen Aufenthalte die Sehnsucht zu den Seini-

gen, zu seinen Freunden und Verwandten so bald als möglich zurückzukehren empfinden muß. Unter dem gemeinen Volke entstehen aus eben den angeführten Ursachen eine Menge widernatürlicher Laster und eine Unmoralität, von der man nur hier zu Lande sich einen Begriff machen kann. Man könnte fragen: wie ist diesem Uebel abzuhelfen, da die hiesige Verfassung keine Weiber verstattet? darauf antworte ich: entweder die ehemalige Verfassung abzuändern, oder diese Besitzung gänzlich aufzugeben. Muß man, einer Handlungsgesellschaft wegen, diesen Ort durch eine Anzahl Bösewichter bevölkern, die ärger als jene von Sodom und Gomorrha sind? einer Menge Väter ihre Kinder, und Kindern ihre Väter rauben, um hier aus ihnen Ungeheuer zu machen?

Hierzu kömmt noch die höchst ungesunde Luft der umliegenden Gegend, die, besonders durch drey große Seen, die im Sommer beynahe austrocknen, hervorgebracht wird. Aber wie leicht könnte diesem Uebel abgeholfen werden, wenn die Kompagnie nicht die Kosten scheuete; und wie vielen Menschen würde man nicht jährlich das Leben erhalten, wenn man diese Seen ableitete, welches wegen der sehr geringen Entfernung vom Meere, sehr leicht zu bewerkstelligen wäre. Wenn die Zeit der Krankheiten herannahet,

so ist das Krankenhaus, so wie in diesem Augenblick da ich Ihnen schreibe, in wenigen Tagen angefüllt; ein für mich trauriger Anblick! Die Krankheit selbst bestehet in einer Art hitzigen Fieber, das gewöhnlich in vier Tagen das Leben dieser Unglücklichen endiget. Zu diesen an sich schrecklichen Symptomen gesellet sich annoch die heisse fast brennende Luft, die man zu der Zeit einathmet, der fast ununterbrochene Klang einer dumpfichten Todtenglocke, der oft sehr plötzliche Tod vieler in der Blüthe ihrer Jahre lebenden Menschen, und ähnliche Umstände, die überall Schrecken und Angst verbreiten. Man spricht zu dieser Zeit von nichts als Todten und Sterbenden; ein jeder fürchtet für sein eigen Leben, und selbst diejenigen, welche bey vollkommener Gesundheit sind, scheinen nur zu leben, um die ihnen drohende Gefahr desto lebhafter zu empfinden. Wie vielen Menschen hat nicht die bloße Furcht schon das Leben gekostet!

Beurtheilen Sie nach dieser Ihnen gegebenen Beschreibung, mein lieber Doktor, aus was für einer Art von Menschen die Einwohner von La Kalle bestehen. Von Zeit zu Zeit wird dieser Ort von Marseille aus mit frischen Rekruten versehen, um diejenigen, die durch Krankheit aufgerieben werden, oder den Ort sonst verlassen, zu ersetzen. Die Kompagnie

nimmt in Marseille alle, die sich nur anbieten, ohne Unterschied und Untersuchung, an, wer nur zwey gesunde Arme hat, ist sicher angenommen zu werden; gewiß würde der Ort wüst und verlassen seyn, wenn die Kompagnie nur lauter ehrliche und unbescholtene Leute aufnehmen wollte, die außerdem nicht leicht ihr Vaterland verlassen, um einen geringen Lohn, der mit so außerordentlich vieler Gefahr verknüpft ist, in der Fremde zu suchen. Daher kömmt es, daß die mehresten Einwohner von La Kalle Leute ohne Dach und Fach, ohne alles Eigenthum, und nirgends zu Hause sind, und entweder durch den Arm der Gerechtigkeit entehrt, oder durch die Gesetze verfolgt worden. Andre sind durch Zügellosigkeit und Ausschweifungen dahin gerathen, und, wie man sich leicht einbilden kann, ohne Grundsätze, oder irgend einen Anstrich von Religion und Ehrlichkeit. Vor nicht gar langer Zeit sahe man dort verschiedene von der berüchtigten Diebesbande des Gaspard de Beze, deren Rücken und Schultern ihre ehemalige Aufführung und Sitten verriethen; ich kenne einen Einwohner von La Kalle, der einen Brief erhielt, worinn diese merkwürdigen Worte enthalten waren: *Je t'apprends, mon ami, que tu a été rompu vif à Aix, il y a huit jours.* (Ich berichte dir, mein Freund,

daß du vor 8 Tagen zu Aix lebendig gerädert worden bist.) Vielleicht sind Sie neugierig zu wissen, wie man unter dieser Art von Menschen ruhig leben könne. Den mehresten Bösewichtern ist alle Gelegenheit zum Uebelthun sehr erschweret, und da jede böse That ihren Lohn davon trägt, so geschieht es auch hier; von allen Seiten sind die Uebelthäter durch doppelte Schutzgatter eingeschlossen; auf der einen Seite das Meer, auf welches sich niemand ohne Vorwissen des Gouverneurs wagen darf; auf der andern Seite das Land, wo ebenfalls niemand, aus Furcht von den Maurn erschossen zu werden, sich hinflüchten kann.

Wenn man einige Hauptverbrechen ausnimmt, so gehen hier fast alle übrigen Laster ganz ohngestraft hin. Eigentlich hat der Gouverneur nur einen sehr geringen Grad von Gewalt, weil er diese Rotte von Bösewichtern, die alle Augenblicke zum Aufruhr bereit sind, höchst glimpflich behandeln muß. Gewöhnlich bestraft er nur diejenigen, die gar keinen Anhang haben, und alsdann besteht die ganze Strafe entweder im Gefängniß, oder der Verbrecher wird bey nächster Gelegenheit nach Marseille gesandt. Ist er dort angekommen, und er hat Lust zurückzukehren, so darf er sich nur bey dem Bureau der

Kompagnie

Kompagnie unter einem fremden Namen melden. Durch diesen Kunstgriff sind mehrere der hiesigen Bösewichter wiederum zurückgekommen, und verlachen jezt öffentlich die Gewalt und die Drohungen des Gouverneurs. Ja was noch ärger ist; manche, die ohne Kosten in ihr Vaterland zurückgehen wollen, begehen irgend ein Verbrechen, worauf nach hiesigen Gesetzen die Zurücksendung stehet, und die Bestrafung wird also eine Art von vortheilhafter Speculation für sie, weil die Kompagnie sich die Rückkehr eines jeden, der mit ihren Schiffen nach Marseille geht, so wohl als auch die Kosten der Quarantaine bezahlen lässet. Gewöhnlich werden denjenigen, welche bey der Kompagnie um die Rückfart ansuchen, die Kosten von ihrem ohnehin mittelmäßigen Solde abgezogen; oder kann der Suchende nicht bezahlen, so muß er irgend ein Verbrechen begehn, das groß genug ist, um die darauf gesetzte Straf zu verdienen, alsdenn Geld oder keines; der ehrliche Mann wird ohne Entgeld herübergeschafft.

An verschiedenen Orten von La Kalle werden beständige Wachen unterhalten, und eine jede Stunde muß von den auf diesen Posten befindlichen Soldaten, durch Anrufen und Läuten einer Glocke wiederhohlt werden. Besonders ist auf der andern Seite

des Hafens eine Anhöhe mit einem Thurn, auf dessen obern Theil, der durch einige Kanonen vertheidigt wird, man zugleich eine Windmühle angebracht hat. Von hier aus kann man die ganze Gegend übersehen, und die Wache habenden Soldaten pflegen durch ein Sprachrohr die Einwohner von La Kalle zu benachrichtigen, wenn sich irgend ein Schiff in der See, oder jemand zu Pferde von der Landseite nähert. Dieser Gebrauch versetzt mich oft in Gedanken in die Ritterzeiten, wo die tapfern Ritter durch die auf den Zinnen ihrer Warte gestellten Knappen, durch den Schall der Hörner, von der Ankunft fremder Gäste oder ihrer Feinde benachrichtiget wurden.

Um meine angefangene Nachricht von La Kalle vollständig zu machen, wäre hier der Ort Sie von den Händeln der afrikanischen Kompagnie überhaupt, und der Art, wie man mit den Mauren insbesondere umgeht, zu unterhalten; allein da ich die zu dieser Materie nöthigen Hülfsmittel nicht sämtlich beysammen habe, so verspare ich die Fortsetzung bis zu einem meiner nächsten Briefe.

Ich bin unausgesetzt ꝛc.

Dritter Brief.

An eben denselben.

Ich nahm mir vor Ihnen in diesem Briefe mein gethanes Versprechen wegen der Handlung der afrikanischen Kompagnie auf dieser Küste zu erfüllen; aber ich finde mich gedrungen Sie zuförderst mit einer äußerst merkwürdigen Begebenheit bekannt zu machen, die ich aus dem Munde des Gouverneurs selbst erfahren habe, und die sich vor wenigen Jahren hier zugetragen hat.

Wann der Mangel der weiblichen Gesellschaft für die hiesigen Bewohner unangenehm und nachtheilig ist, so ist auf der andern Seite das Schicksal der Weiber, deren Männer sich hieher begeben, nicht weniger unangenehm. Vor nicht gar langer Zeit wurde ein armer Taglöhner zu Marseille, aus Mangel an Arbeit, und wegen äußerster Armuth, gezwungen, bey der Kompagnie Dienste zu suchen und hieher zu gehen; er verließ eine Gattin, die ihn zärtlich liebte. Der unglückliche Mann hatte seiner treuen Hälfte das neue Land bey weitem nicht so gefährlich, als er es nachgehends fand, geschildert; oder vielleicht kannte er selbst damals das Unangenehme des neuen Aufenthaltes noch nicht. Es vergieng eine ge-

raume Zeit, ehe die zurückgelassene Frau von ihrem Manne einige Nachricht erhielt; entweder waren die Briefe verlohren gegangen, oder der Mann hatte versäumt an sie zu schreiben; genug, die Frau unterließ nicht sich nach dem Ort, wo ihr Mann sich befand, genau zu erkundigen; aber alle ihr mitgetheilten Nachrichten waren für sie äußerst niederschlagend und beunruhigend, und mehr als einmal suchte sie um die Erlaubniß an, ihrem Mann zu folgen. Da man ihr dieses auf keine Weise gestatten konnte, so ersann sie ein Mittel, welches nur die höchste Liebe eingeben konnte. Sie verbarg nemlich ihr Geschlecht, und als Taglöhner gekleidet ließ sie sich bey dem Bureau der Kompagnie als Rekrute annehmen. Während der Ueberfarth, deren Ungemächlichkeit sie mit einer ungewöhnlichen Standhaftigkeit ertrug, hatte sie sich die Zuneigung des Kapitains sowohl, als der übrigen Equipage erworben, und ein jeder beklagte das Schicksal dieses unglücklichen jungen Menschen, der aus Noth gezwungen einen Aufenthalt wählte, der so äusserst gefährlich, besonders für junge, zärtliche Leute ist. Doch das Mitleiden der ganzen Reisegesellschaft und die Beschreibung, die man ihr von ihrem künftigen Aufenthalte machte, waren für sie wie Dolchstiche; sie vergaß alle Gefahren, die sie selbst bedro-

heten, nur das Leben ihres Mannes, und die Gefahren, worunter er vielleicht schon erlegen, beschäftigten ihre ganze Seele.

Das Schiff näherte sich bereits der afrikanischen Küste, und widriger Winde wegen war man im Begriff bey **Bonne** die Anker zu werfen. Unterdessen daß diese Frau die beym Anlanden nöthige Kleidungsstücke in ihrer Kiste suchte, entdeckten einige Matrosen verschiedene weibliche Kleidungsstücke unter ihrer Geräthschaft. Diese Entdeckung gab zu mancherley Muthmaßungen Gelegenheit, die noch mehr durch das Aeussere ihrer Figur bestättigt wurden. Der Verdacht ihres Geschlechts wurde endlich Gewißheit; sie entdeckte sich dem Kapitain, dem sie zugleich die Ursache ihrer Verkleidung und ihre Absicht gestand; und unter seinem Schutze, dessen sie der Matrosen wegen, die nunmehr sämtlich ihr Geschlecht kannten, vorzüglich bedurfte, langte das Schiff mit dem ersten günstigen Winde zu **La Kalle** an.

Der Kapitain stellte dieses seltene Muster ehelicher Liebe dem Gouverneur vor; aber es war eher kein Wort aus ihr zu bringen, bis sie die Nachricht erhielt, daß ihr Mann noch am Leben sey. Die Gewißheit ihren Mann nun baldigst zu umarmen, gab ihr neues Leben, und der Gouverneur selbst wollte von der er-

sten Umarmung dieses treuen Paares Zeuge seyn. Endlich erscheint der Mann; betreten, sich von einem jungen ihm unbekannten Ankömmling umarmt, geküßt, und fast erdrückt zu sehen, konnte er nichts als Seufzer hervorbringen. Man sagte ihm, daß dieser Unbekannte seine Frau seye; er erkannte sie endlich, wiewohl er anfänglich kaum seinen eigenen Augen trauen durfte. Eine geraume Zeit konnten beyde Eheleute nichts als stumme Zeichen ihrer Liebe hervorbringen; sie wollen sprechen, und immer werden ihre Worte durch wechselseitige Liebkosungen unterdrückt, und ihre mit Freuden-Thränen angefüllte Augen sahen keinen der umstehenden Zuschauer, die durch diesen rührenden Auftritt sämtlich in die angenehmste Empfindung waren versetzt worden.

Der Gouverneur hatte ihnen eine besondere Wohnung anweisen lassen; allein der Mann, durch die Zärtlichkeit und Treue seiner Gattin bewogen, gieng mit ihr nach Marseille zurück, wo er in der Folge hinlängliche Arbeit fand.

Ich umarme Sie und bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Jetzt, mein lieber Doktor, will ich mein Versprechen in Absicht des Handels, der jährlich längst der Küste der Barbarey getrieben wird, erfüllen.

Der vornehmste Handel nach der Barbarey gehört ausschließend einer in Marseille ansäßigen Handlungsgesellschaft, welche unter dem Namen der königlichen afrikanischen Kompagnie bekannt ist. Anfänglich war die Korallenfischerey der einzige Gegenstand dieser Kompagnie, und eine geraume Zeit lang beschäftigte dieser Handlungszweig sie ganz allein. Der Ertrag litte damals keine Veränderung, und war hinlänglich die Kosten, die dergleichen Unternehmungen nothwendig machen, nebst einem ansehnlichen Ueberschuß, jährlich zu sichern. Die Fischerey war zu der Zeit ausserordentlich ergiebig, und die Waare selbst schön, und von vorzüglicher Güte; vielleicht war auch der Absatz damals stärker oder mit mehrerem Gewinne verknüpft; genug, wenn auch die Kompagnie bey einigen kleinen Neben-Spekulationen verlor, so wußte sie sich doch immer wieder bey der Korallenfischerey zu erholen; und obgleich die Vortheile, die sie jährlich vertheilte, nicht ausserordentlich, und

im Ganzen die Kompagnie in keinem blühenden Zustande war, so erhielt sie sich doch in einem gewissen Gleichgewichte, und in einem Grade von Ansehen, der einer jeden Handlungsgesellschaft zur Erhaltung ihres Credits unumgänglich nothwendig ist. Aber schon seit verschiedenen Jahren hat die Korallenfischerey auf der Küste der Barbarey zusehends abgenommen; besonders in den letzten Jahren ist der Ertrag so gering, die Güte der Waare selbst unansehnlich und klein, so daß die Kompagnie sich durch den Korn- u. Wollehandel, zu welcher sich annoch der Leder- und Wachshandel gesellet, einigermaßen erhohlen muß; obgleich der Gewinnst, besonders an den beyden letztern Artikeln von sehr geringer Bedeutung ist.

Wolle, Gerste und Weitzen sind diejenigen Produkte, worauf die Kompagnie am mehresten gewinnt. Sie bezahlt diese Waaren mit beschnittenen spanischen Piastern, und man rechnet gewöhnlich auf jeden Piaster 15 Sols Abgang, obgleich sie selbige zu 5 Livres die ganzen, und zu 2 Livres 5 Sols die halben Piastres dort ausgibt. Daß die Kompagnie bey dieser Spekulation ansehnlich verdienet, ist leicht zu erachten; gewöhnlich rechnet man den Gewinn zu 10 pro Cent. Ihre vornehmsten Komptoire sind gegenwärtig zu La Kalle, Bonne, Tabarque, und

Kollo; von diesen werde ich in der Folge Ihnen nähere Nachricht mittheilen.

Die afrikanische Kompagnie wurde unter der Regierung Ludwigs des XIV. gestiftet *); ihr vornehmstes Komptoir war damals im *Bastion de France*, an der östlichen Spitze des Königreichs Algier. Die Korallenfischerey so wohl, als auch der Kornhandel, den sie damals mit einer zu La Kalle ansäßigen englischen Handlungsgesellschaft theilen mußte, beschäftigten sie vorzüglich; nach der Hand gieng die englische Kompagnie von La Kalle zu Grunde, und der ganze Handel blieb den Franzosen **).

---

*) Das Errichtungs-Jahr der königlichen afrikanischen Kompagnie ist 1637. Ludwig XIV. lies zwar das verfallene Bastion de France wiederum ausbessern; allein der eigentliche Siz der Compagnie wurde nach La Kalle verlegt, von wo die Engländer vertrieben waren. Bis dahin hatte das Komptoir zu La Kalle von den Algierern vieles auszustehn; doch zwang sie Ludwig XIV. zu einem Frieden, der auch 1668. geschlossen wurde. Im Jahr 1694. schloß ein gewisser Heli, damaliger Direktor der Kompagnie, im Namen sämtlicher Theilhaber mit dem Dey von Algier eine Konvenzion, worinn der Kompagnie die beständige und ungestörte Korallfischerei, längst der nach Algier gehörigen Küste, desgleichen der Wachs und Lederhandel zugestanden wurde. Diese Konvenzion ist nachgehends verschiedenemale erneuert, auch in manchem Betracht erweitert worden. Ueb.

**) Die Engländer, welche La Kalle eine geraume Zeit

Fast überall, wo nur Europäer sich niedergelassen, und aus Gewinnsucht mit den oft halb wilden Eingebohrnen Freundschafts- oder Handlungstraktaten errichtet, fast überall, sage ich, haben sie sich endlich zu Despoten aufgeworfen, und durch Verrätherey und Schandthaten das Vertrauen der Eingebohrnen bezahlt. Auf diese Weise haben sich die Spanier in Amerika, die Engländer, Holländer und Franzosen in Indien, und den übrigen Theilen der Erde niedergelassen, und Batavia, Peru und Madagascar beweisen dieses hinlänglich. Hat man je die wirklichen Landeseinwohner auf der einen Seite glimpflich behandelt, so hat man sie doch auf der andern Seite zinsbar zu machen gewußt; der europäische Kaufmann hat also, anstatt ihnen die Erlaubniß, in ihrem Lande sein Gewerb zu treiben, zu bezahlen, noch überdem von ihnen eine Belohnung erpreßt, um sie weniger grausam behandelt zu haben, da doch die ersten Handlungsverträge überall auf einen friedfertigen wechselseitigen Tauschhandel abzweckten.

Ganz anders, mein lieber Freund, verhält sichs mit der Handlung, die man auf der barbarischen Küste treibt. Ist der europäische Kaufmann in Amerika

---

allein besaßen, wurden im Jahr 1637 von da vertrieben. Ueb.

und Indien stolz und Despote, so ist er im Gegentheil in der Barbarey demüthig und kriechend. Er bezahlt, und zwar außerordentlich theuer, die Erlaubniß die Produkte dieses an und vor sich fruchtbaren, aber wenig gebauten Landes aufkaufen zu dörfen. Besonders muß die afrikanische Kompagnie diese Erlaubniß sehr theuer bezahlen. Die barbarischen Staten haben dieser Gesellschaft das ausschließende Handlungsrecht nur vermöge eines jährlichen Tributs zugestanden; überdem ist die Gesellschaft gezwungen ihre einzukaufenden Waaren für den Preis anzunehmen, wofür sie nur immer von fremden Kaufleuten, oder auch Schleichhändlern bezahlt wird; was also diese den barbarischen Staaten etwa mehr bezahlen, das bezahlt unsre afrikanische Kompagnie durch den jährlichen Tribut.

Das Privilegium auf der Küste von Algier eine Korallenfischerey anzulegen, desgleichen das ausschliesende Recht des Kornhandels, oder Wolle, Wachs und Leder durch die verschiedenen Komptoirs auszuführen, dafür bezahlt die Kompagnie an den Dey von Algier jährlich hundert tausend Livres, und überdem muß sie ihm noch zwo Kisten der feinsten und besten Korallen liefern. Die Abgaben die der Bey von Konstantine von allem zu Bonne ver-

kauftem Korn nimmt, rechnet man zu hundert pro Cent; überdem erhält er von jedem Centner Wolle 4 Liv. 10 Sols.

Das Komptoir von La Kalle hat sich ferner verbindlich gemacht den verschiedenen arabischen Stämmen, die in dessen Nachbarschaft leben, jährlich einen gewissen Tribut unter dem Namen *Lisma* zu bezahlen; daher nennt man diejenigen Stämme, die dergleichen Tribut erhalten, gewöhnlich *Lismataires*. Ueberdem zahlt dieses Komptoir an den Chef von Mazoule für jedes Maas Weitzen einen halben Piaster, (2 Liv. 5 Sols) und für jedes Maas Gersten ein Viertel Piaster. Die übrigen Stämme erhalten ebenfalls eine Art von Tribut für die Lebensmittel, die sie dem Komptoir zuführen; so erhalten z. B. die Merdaß 500 Liv. jährlich, obgleich sie ihr Korn nicht unmittelbar in La Kalle verkaufen, weil der Bey von Konstantine sie gezwungen dasselbe nach Bonne zu bringen, auf welches er seiner Seits ebenfalls gewinnt. Die Nadis erhalten jährlich 1600 L. und so nach Proportion die übrigen. Vermög eines Vertrages, welchen die Kompagnie neulich mit dem Bey von Tunis geschlossen hat, erhielt sie die Erlaubniß eine Korallenfischerey an seiner Küste zu errichten; man rechnet dagegen, daß der Bey dabey

über 27000 Liv. jährlich gewinnet. Das Komptoir zu Kollo hat ebenfalls einige Abgaben, und zwar an den *Jument* oder Justiz-Tribunal zu Tunis zu entrichten.

Wiewohl diese Tribute außerordentlich hoch sind, so sind sie doch im geringsten nicht dem Völkerrechte zuwider, und sind meines Erachtens auch keineswegs erniedrigend für den Kaufmann, weil eine jede Nazion, und jeder Souverain in seinem Lande für die Freyheit, welche er Fremden zugesteht, ungestört zu handeln, eine Art von Abgabe mit Recht fordern kann, wie wir dieses täglich in Europa sehen. Nur in Indien und Amerika hat der Kaufmann die Schwäche, oder auch das große Zutrauen der dortigen Völkerschaften gemißbraucht, und, was ganz unerhört und wider göttliche und menschliche Gesetze streitet, sie sich zinsbar gemacht.

Aber was den europäischen Kaufmann auf der Küste der Barbarey vorzüglich erniedriget, ist die allgemeine Verachtung, die er von Seiten der Mauren ausstehen muß, und die er sowohl, als auch die äußersten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, will er anders seinen Handel ungestört fortführen, geduldig erträgt. Vorzüglich sind die Einwohner von La Kalle dieser schimpflichen Behandlung ausgesetzt.

Sobald die Mauren sich nähern, so wird ihnen Brod, Oehl und Saltz, und mehrere Dinge ausgetheilet, welche sie gemeiniglich mit vieler Dreistigkeit fordern. Zuweilen geschiehet es, daß man durch ihre Forderungen ermüdet, ihnen etwas abschlägt, aber alsdann ist man auch sicher, durch sie bedroht zu werden, und gemeiniglich rächen sie sich auf eine oder die andere Weise; und sie können ihre Rache mit desto mehrerer Sicherheit ausüben, weil sie fast immer ohne die geringste Ahndung durchkommen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein beleidigter Maur sich hinter einen Strauch, oder in irgend einen hohlen Weg verbirgt, und dem ersten vorbeygehenden Christen das Leben nimmt. Ueberdem kann ein Maur ohne viele Mühe den ganzen Stamm in sein Interesse ziehn, und alsdenn hat man statt eines, einige hundert Feinde zu fürchten. Am Ende kömmt es gemeiniglich zu Verträgen, man sucht die Beleidigten zu besänftigen, und die Fehde wird gewöhnlich dadurch beendiget, daß den Mauren alles, was sie nur wollen, zugestanden wird. Indeß lebt man deswegen doch immer in beständiger Furcht, und die Mauren, sobald sie uns nur sorglos, und ohne auf unsrer Huth zu seyn, antreffen, greifen uns alsdann gewiß mit dem besten Erfolge von ihrer Seite an.

Der Anfang ihrer Feindseligkeiten besteht gemeiniglich darinn, uns einen Theil unsrer Heerde wegzunehmen, die wir alsdann selten anders, als unter den für uns erniedrigendsten Bedingungen zurückerhalten.

Um Ihnen endlich, mein lieber Doktor, einen Begriff zu machen, wie sehr der blosse Name unsrer Landesleute hier verachtet wird, darf ich Ihnen nur das sogenannte Blut-Gesez (*Loi du Sang*) anführen. Wenn ein Maur einen Christen auser Kriegeszeiten tödtet, so wird der Maur in 300 Piaster Strafe kondemnirt; wohlverstanden, daß solche niemals bezahlt werden. Tödtet hingegen einer von uns einen Maur, wenn selbst um sein eigenes Leben zu retten, so muß die Kompagnie 500 Piaster dafür bezahlen, und an dieser Summe, wird ihr gemeiniglich kein Heller erlassen. Sie sehen hieraus, daß das Maurische Blut, mehr als die Hälfte höher als das christliche angeschlagen, und dieses schändliche Gesez haben unsre Landsleute selbst gebilliget, und unterzeichnet; da die Mauren keine Gelegenheit uns zu plündern versäumen, so geschieht es sehr oft, daß sie sich unter einander umbringen, den erschlagenen wissen sie alsdann sehr geschickt nächst unsrer Mauer hinzulegen, und die Mordthat den Christen beyzumessen, die dafür bezahlen müssen. Hieraus folgt,

daß man hier zu Lande von den Mauren alle nur mögliche Beleidigungen ertragen, alle Beschimpfungen, alle Verachtungen geduldig hinnehmen, und überhaupt sich den schimpflichsten und entehrendsten Gesetzen dieser Barbaren unterwerfen muß. Die Kompagnie darf nicht einmal ihre eignen Dollmetscher (*Truchemans*) wählen, sondern dieses Recht gehört eigenthümlich den Mauren, die denn gewöhnlich die verschlagendsten, und solche, welche die Christen am besten hintergehen, zu diesem Behufe anstellen.

Vermöge eines Vertrages, muß der Bey von Konstantine der Kompagnie in allen vorkommenden Fällen beystehen; ein jedesmal wenn man seiner Hülfe benöthiget ist, entstehet daraus für die Kompagnie eine neue Art von Auflage. Um sich nothwendig zu machen, so sucht er oft selbst einige Unruhen zu stiften, und dann läßet er sich jedesmal den gethanen Beystand auf das theureste bezahlen. Als man neulich einen Befehlshaber mit einigen Truppen von ihm forderte, um die Mauren von Mazoule im Zaum zu halten, so sandte er ein Heer von 500 Mann, die denn auch Ruhe stifteten; hingegen verlangte der Bey für jeden Mann, den er gesandt, einen Piaster. Obgleich man sich damals über diese Auflage recht beschwerte, so forderte er

doch

doch das folgende Jahr noch überdem die jährlichen 500 Piastern, und da er diese Summe nicht unter dem Vorwande der geleisteten Hülfe verlangen konnte, so forderte er selbige als einen Zoll für die freie Ueberfarth über den Fluß *des Ceibas*, auf dem Weg nach Bonne, wiewohl er weder Brücken noch Schiffe zur Ueberfarth unterhielt, und die Christen diesen Fluß, wenn sie nach Bonna gehn, nur höchst selten passiren, es sey denn, daß sie diesen Weg zu Lande machten. Aber um den Frieden zu erhalten, zahlte man auch diese Auflage, die jetzt in ein Recht verwandelt worden. Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Züge hinzufügen, aber, was ich gesagt, ist vielleicht hinreichend, um Ihnen einen Begriff zu geben, auf was für Art die hiesige Handlung betrieben wird,

Ich bin stets ꝛc.

Fünfter Brief.

An eben denselben.

Länger, mein lieber Freund, habe ich meine Gefangenschaft nicht ertragen können; der Pest, und des bürgerlichen Krieges, worinn wir mit unsern Nachbarn fast beständig leben, ohnerachtet, und wi-

der alle gethane Vorstellungen des Gouverneurs und der vornehmsten Offiziers, habe ich glücklich unsre äußersten Vormauern überschritten. Obgleich wir erst am Ende des Maymonats sind, so ist das Frühjahr und die beste Blumenzeit zu meinem größten Leidwesen doch beynahe verstrichen, und die Sonne ist um diese Zeit schon so brennend, daß länger als bis 9 Uhr Morgens ich kaum die Hitze ausstehen kann. Dem ohngeachtet irre ich schon seit 14 Tagen umher, in einem Aufzuge, der jenem des **Robinson Crusoe** ungemein ähnlich ist. Hier haben Sie die Beschreibung desselben: über einem paar langen Hosen und einer sehr leichten Weste trage ich ein arabisches Kleid oder *Bernus*; dieses besteht in einem langen weißen Mantel mit einem Kapuchon, und reicht fast bis auf die Fersen. Der Mantel ist aus einem Stücke, ganz ohne Nath, vorne zu, und an beyden Enden, auf der Brust, und hinten am Kapuchon mit seidenen Frangen besetzt. Der Kapuchon wird auf dem Kopfe mittelst eines dicken aus Kameelhaaren verfertigten, einige Ellen langen Strickes bevestiget, und dient den Mauren, so wie der Turban den Türken. Um mich desto besser vor den Sonnenstrahlen zu verwahren, trage ich über dem noch einen aus Palmblättern verfertigten ausserordentlich großen Hut, so wie

viele arabische Chefs dergleichen im Sommer tragen. Auf diese Art, halb als Christ, halb als Araber, gekleidet, durchwandre ich die brennenden Sandwüsten der Barbarey. Nach und nach färbt sich meine Haut, so wie die der mehresten Afrikaner, bräunlich, und mir fehlt nichts weiter, als ein dichter voller Bart, blose Aerme und Beine, um völlig unkenntlich zu seyn. Wiewohl ich nur den Pflanzen und Insekten den Krieg angekündigt, so erscheine ich doch stets vom Kopf bis zum Fuß wie ein Araber bewaffnet, das heißt, mit einem breiten ledernen Gürtel, der mit Patronen wohl gefüllt ist, ein paar Pistolen, einem Dolche, einem Säbel, und einer Flinte versehen. In diesem Anzuge wage ich mich dreist bis an die Gezelte der Mauren, von einem Bedienten und zwey Mauren, die ich von La Kalle mitgenommen, und die dort etwas provençalisch gelernet, begleitet. Doch darf ich mich so wenig auf meinen Muth, als meine Waffen verlassen; denn so oft ich einen neuen Strich Landes betrete, ist meine erste Sorge, mich zuvorderst durch meinen Dollmetscher genau zu erkundigen, ob die Horde, auf deren Grund und Boden wir uns befinden, mit dem Komptoir von La Kalle in Handlungsverbindung stehe oder nicht; desgleichen, ob sie einen Chef oder Anführer

habe, und ob ein Christ sicher unter ihr erscheinen darf; vor allen Dingen aber suche ich mich zu versichern, ob die Pest unter ihr wüthet oder nicht. Je nachdem ich eine Antwort erhalte, wage ich mich weiter, und bis jezt habe ich noch nicht das Mindeste zu befürchten gehabt, wiewohl, besonders in Absicht der Pest, den Arabern nicht immer zu trauen ist.

Es ist schwer Ihnen, mein lieber Doktor, den seltsamen und widersinnigen Eindruck zu beschreiben, den der Anblick der ersten arabischen Horden auf mich gemacht. Ich befand mich etwa in der Weite eines Flintenschusses von einigen dreyßig Zeltern, und im Begriff mich zu nähern, als ich erfuhr, daß die Pest sich seit acht Tagen unter ihnen gezeiget. Aus Furcht angesteckt zu werden, stieg ich an dem Orte selbst, wo wir uns damals befanden, vom Pferde, um auszuruhen, und um etwas zu genießen. Dies war am Ufer eines ungemein klaren und frischen Baches, der dicht mit Oleander, Terpentin und Myrten-Sträuchern besetzt, und dessen Schatten für mich sehr erquickend war. Was aber diese Landschaft noch angenehmer und unterhaltender machte, waren die mit dem herrlichsten Grün bedeckten sanften Hügel, die überall durch die große Menge der darauf weidenden Heerden gleichsam bedeckt wurden. Auf diese Weise

stellte sich meinen Augen das reizendste Bild des Landlebens dar, und ich fühlte mich lebhaft in jene Zeiten versetzt, da die ersten Menschen Hirten waren, und keine andere Reichthümer kannten, als diejenigen, die sie durch den Ackerbau, und von ihren Heerden erhielten. Eine geraume Zeit beschäftigten diese schwärmerischen Gedanken meine Seele, indeß meine Augen unabläßig die Menge merkwürdiger Gegenstände, die sich ihnen darboten, durchliefen, und nur von Zeit zu Zeit sich bey den niedrigen, räucherichten Zelten der Araber verweilten. Auf einmal, und da ich es am wenigsten vermuthete, entdeckte ich einige zwanzig Araber, die ihren Weg gerade auf den Ort, wo ich mich damals befand, zu nahmen. Ich gestehe, daß der erste Anblick dieses wilden und grausamen Volks mir nicht wenig Furcht einjagte, und daß die angenehmen Gedanken, die wenige Augenblicke zuvor meine Einbildung fesselten, auf einmal verschwanden. Sie waren sämtlich bewaffnet, und ich befürchtete alle Augenblicke von ihnen angegriffen zu werden; doch versicherten mich meine Dollmetscher, daß ich nicht das mindeste zu befürchten hätte. Sobald sie nahe genug waren, um gehört zu werden, grüßte ich sie nach der Landessitte, und ließ ihnen andeuten, sich der unter ihnen graßirenden Pest wegen in einer ge-

wissen Entfernung zu halten. Sie machten nicht die mindeste Schwierigkeit meinem Willen zu folgen, und in einem Augenblicke hatten sie in der vorgeschriebenen Entfernung einen Zirkel um uns geschlossen, indem sie sich auf ihre Ferse niederhuckten, und einige Zeit lang mit denen mich begleitenden Mauren schwatzten. Sie boten bald darauf mir von ihrer Milch an, die ich auch willig annahm, und die sogleich durch zwey von ihrer Gesellschaft herbeygebracht wurde. Ohngeachtet ihres rauhen Tons, und ihres drohenden Blicks, trank ich ihre Milch mit Vergnügen, und bezeugte ihnen darüber meine Erkenntlichkeit, sowohl durch meine Minen, als durch ein kleines Geschenk von etwas Pulver und Bley, welches sie zu haben wünschten. Die Art, wie mir begegnet wurde, verursachte, daß ich die Schilderung, die man mir von ihren Sitten gemacht, gänzlich aus den Augen verlor, und ich bin überzeugt, daß ihre Grausamkeit zum Theil eine Folge des Despotismus ist, worunter diese Völkerschaften leben, und daß sie vielleicht durch den Umgang mit Europäern verschmitzt und hinterlistig geworden. Es ist bekannt, und ich bin durch eigne Erfahrung davon überzeugt, daß, je mehr der Mensch sich dem Stande der Natur nähert, desto besser und unverdorbener ist er. Ich betrachtete diese Araber als

Patriarchen des Alterthums, die, blos mit ihren Heerden beschäftiget, eine Menge von Bequemlichkeiten und Bedürfnissen nicht kennen, die blos Erfindungen des Luxus sind; ich fand bey ihnen die Gastfreyheit unsrer Voreltern, und, wiewohl sie mir ihre Gezelte nicht mit europäischer Höflichkeit anboten, so glaubte ich doch unter ihnen eine Art von rauher Offenherzigkeit zu finden, so wie ich sie mir bey dem aus der Hand der Natur gekommenen, noch unverdorbenen Menschen gedenke. Auf diese Weise erklärte ich mir selbst die Begegnung der Araber: hingerissen durch die Neigung, alle Menschen für natürlich gut zu halten, überließ ich mich einem Irrthum, von dem ich aber leider in der Folge zurückgekommen bin.

Als ich meine Araber verließ, denn aus Vorsicht hatte ich ihre Gezelte nicht betreten wollen, so begleiteten sie mich fast eine Viertelmeile weit, und als wir uns trennten, wünschten sie mir in ihrer Sprache Glück und Frieden. Da ich mir diese ihre Ausdrücke durch meine Dollmetscher erklären ließ, so wiederholte ich sie mit großem Vergnügen, und ich war stolz, daß die ersten arabischen Worte, die ich aussprechen lernte, meine Erkenntlichkeit ausdrückten. Die Art, wie ich in der Folge von den verschiedenen arabischen Horden, die ich besucht habe, bin aufgenommen

worden, kömmt mit dieser völlig überein; aus Furcht angesteckt zu werden, wagte ich mich in den ersten Tägen nicht in ihre Zelten; da das Wetter ungemein heiter und angenehm war, so ließ ich mir jede Nacht in einiger Entfernung von denselben eine kleine Hütte von Baumlaub machen, und ich schlief darinn auf dem grünen Rasen eben so sanft, als mancher in dem weichsten Federbette. Doch da eine jede Art von Gefahr, wenn man sie immer vor sich sieht, allmählich das Heftige des ersten Eindrucks verliert, so habe auch ich mich nach und nach an die Zelten der Araber gewöhnt; jezt übernachte ich darinnen, auch thun sie mir die Ehre an, mich Antheil an ihren Mahlzeiten nehmen zu lassen.

Leben Sie wohl ꝛc.

Sechster Brief.

An Herrn L. M. in Rom.

Unterdessen Sie mein theuerster Freund die Meisterstücke der Kunst in den Ruinen Roms bewundern, durchwandre ich die sandigten Wüsten des alten Numidiens. In diesem fast wüsten, unbebauten Lande, wie viel Genuß, wie viel Reichthum, für den Naturforscher und aufmerksamen Beobachter!

Sie suchen die alten Römer in den heutigen Italiänern auf, aber vielleicht vermissen Sie in den gegenwärtigen Bewohnern dieses Landes, jene edle Dreistigkeit, den Muth, und das majestätische in der Figur, das den ehemaligen Beherrscher der Welt beym ersten Anblick auszeichnete. Ich bin in diesem Falle glücklicher als sie; in jedem Araber, besonders den Bergbewohnern, glaube ich einen alten Numidier oder Getulen zu sehen, wiewohl ich mich schwerlich überreden kann, in diesem Volke den Charakter ihrer Voreltern wieder zu finden, von denen sie nichts weiter als die Grausamkeit beybehalten haben. Ueberhaupt ist es erniedrigend für die menschliche Natur, fast bey allen Nationen, nur die Laster, und selten die Tugenden ihrer Vorfahren sich erhalten zu sehen, und diese Bemerkung bestätiget uns die Geschichte aller Zeitalter. Wo finden wir z. B. jezt die Weisen Griechenlands, die gelehrten Aegyptier, und die Helden Roms; umsonst suchen wir sie in ihren Nachkommen; der Asiater hat bloß die Weichlichkeit seiner Voreltern, so wie der Afrikaner den blutdürstigen Charakter derselben beybehalten hat.

Unter den Mauren habe ich bis jezt schon eine grosse Menge ausgezeichneter Figuren bemerkt, die

vollkommen Ihres Pinsels würdig wären. Augen voller Feuer und Muth, und mehrentheils einen grausamen Blick; starke männliche Gesichtszüge, eine Habichts-Nase, nervigte Aerme, mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers, ein dreister, frecher Gang, Füsse, Lenden und Schultern fast immer unbedeckt, diß wäre ohngefehr das äußre der meisten Mauren. Sie sind keinesweges schwarz, wie das Sprichwort und mehrere Schriftsteller sagen; denn sie kommen weiß auf die Welt, und diese Farbe behalten sie immer, wenn anders die Art ihres Gewerbes sie nicht beständig der Sonne und Hitze ausezt. Die Mauriſchen Weiber, sonderlich die in den Städten, sind von blendender Weise, und übertreffen darinn die Europäerinnen. Hingegen sind die Weiber der Berg-Mauren, die fast den ganzen Tag in der Sonne zubringen, dabey halb nackend gehen, von Jugend auf dunkelbraun oder nußfärbig.

Die Art wie sich die Mauren kleiden, und ihre Kleidungsstücke selbst, verdienen bemerkt zu werden, und meines Erachtens sind leztere Muster des höchsten Alterthums. Man hat mir überdem versichert, daß mehrere Araber, in der Nähe der Wüsten Sara völlig nackt giengen, und in der That habe ich verschiedenen begegnet, die nicht das geringste Klei-

dungsstück an sich hatten; andre hingegen trugen nichts weiter als eine sehr leichte Hose; die Kleidung der mehresten ist mehr oder weniger umständlich, je nachdem sie bemittelt oder arm sind. Der gröste Haufen, das heißt die ärmsten, begnügen sich mit einem Stücke Zeuges einige Ehlen lang, in welches sie sich gleichsam einwickeln, und welches ein jeder nach seiner Weise faltet, um den Kopf und die übrigen Theile des Körpers damit zu bedecken. Diese Kleidung der Mauren kömmt mit jener, die Fenelon in seinem Telemach den Böotiern gibt, vollkommen überein, er sagt nemlich, "ihre Kleidung ist leicht zu verfertigen; denn in diesem angenehmen Himmelsstriche, trägt man nur ein leichtes und dünnes Stück Zeug, welches ein jeder in gewissen langen Falten um sich schlägt, bloß um sich des Wohlstandes wegen zu bedecken." S. B. 8. Noch sahe ich einige, die unter diesem Zeuge eine Art von Hemde, gleich einem Weiberhemde, oder auch eine wollene Weste ohne Aermel, die bis an die Knie reichte, trugen. Die reichsten tragen über diese Kleidung noch eine Art Schulter-Mantel mit einem Kapuchon, ohngefehr so wie unsre Einsiedler. Die Feinheit der Zeuge, worinn sich die Mauren kleiden, hängt mehrentheils

von ihren Glücksumständen ab. Ich habe einige vornehme arabische Chefs gesehen, deren wollenes Gewand ich in gewisser Entfernung für weisse Mousseline hielt, und das so wie die Wolle der Barbarei überhaupt, von einer blendenden Weise war.

Die Weiber bedienen sich gleich den Männern des nemlichen Zeuges zu ihrer Kleidung, nur wissen sie denselben auf eine verschiedene Art anzulegen; so z. B. bedecken sie damit mehrere Stellen des Körpers, die bey den Männern völlig blos bleiben; überdem tragen sie noch gewisse Zierathen, die nach meinem Geschmack, ihre Schönheit eben nicht erhöhen. Sie flechten ihre Haare in mehrere Zöpfe, die auf die Schultern herab fallen; hingegen scheeren die Männer den ganzen Kopf kahl, nur in der Mitte lassen sie einen kleinen Büschel Haare stehen. Die Zierrathen der Weiber, womit sie die Ohren, die Aerme und Beine behangen, bestehen grösstentheils in ziemlich grossen eisernen Ringen, dann und wann auch in einigen Stücken rothen Korall. Ihre Koketterie in Absicht der Art sich zu schminken, weicht von der europäischen ungemein ab; statt des Rothen, welches auf ihrer dunkeln Haut einen schlechten Effekt machen würde, bedienen sie sich des mit Spießglaß vermischten Schießpulvers, um damit in der Haut,

besonders über den Augenbraunen einige unauslösch-liche Zeichnungen zu machen. Aehnliche Zeichnungen machen sich die Männer gewöhnlich auf den Aermen, in der Gegend des Magens und über der Handwurzel; in den Figuren selbst glaube ich eine Art aber-gläubischer Characktere bemerkt zu haben. Ich zweifle sehr, ob unsre Europäerinnen um den Man-gel der Farbe zu ersetzen, sich zu einer so schmerzhaf-ten Operation, als die Mauren, verstehen würden. Um die Figuren auf der Haut unauslöschlich zu ma-chen, durchstechen sich die hiesigen Weiber mit einer Nehnadel dieselbe, bis sie blutet; wenn das Blut zu fliessrn aufhört, so reiben sie vorbemeldetes Pul-ver, welches ungemein fein gerieben seyn muß, nach und nach ein; dadurch machen sie also die vermeint-liche Schönheit bleibend und unvergänglich, anstatt daß unsre Weiber jeden Abend ihre Reitze am Nacht-tische ablegen müssen. Auch habe ich mehrere Kinder begegnet, denen man die Nägel an den Händen gelbroth gefärbt hatte; allein diese Farbe ist nicht beständig *). Die vorbemeldete Art sich zu kleiden, ist besonders den Bergbewohnern, die in den Wü-

*) Hiezu bedienet man sich in der Barbarey des Safts einer Pflanze, die dort Hinne genannt wird; bey Linne heißt sie Pawsonia inermis.

sten leben, oder den herumschweifenden Arabern eigen; die in den Städten wohnen, unterscheiden sich von ihnen in verschiedenen Stücken; so z. B. gehen viele mit blosem Kopfe, oder höchstens mit einer rothen Mütze, andre hingegen tragen den Turban nach Art der Türken, und kleiden sich auch wie diese. In den Städten tragen die Mauren mehrentheils eine Art von Pantoffeln, (*Babouches*) da hingegen die übrigen baarfuß gehen. Es ist merkwürdig, daß fast alle Afrikaner auf einerley Art sich kleiden, und man bemerkt diese Gleichheit nicht nur bis zur Küste von Guinea, sondern auch auf der andern Seite bis zu den wirklichen Arabern in Asien. Meiner Meinung nach wäre dieses eine sehr fruchtbare Materie für irgend einen Alterthumsforscher, besonders da diese Kleidung gewiß die der ehemaligen Bewohner dieser Länder war: ich glaube meine Bemerkung mit desto mehrerem Rechte behaupten zu können, da diese Völker der Veränderung der Moden auf keine Weise unterworfen sind, und weil der Sohn es nicht wagen darf, sich anders als sein Vater zu kleiden: fände sich auch jemand, der in der Kleidung einige Veränderung vornehmen wollte, so würde dieses nicht wenige Schwierigkeiten von Seiten der Arbeiter machen; denn die Industrie ist bey diesen Völkerschaften noch

sehr eingeschränkt, und sie werden wahrscheinlicher Weise ihre ehemalige Kleidung, so unbequem sie auch ist, noch lange beybehalten.

Die Wohnung der Mauren und Araber ist eben so einfach, als ihre Kleidung; gewöhnlich sind es Zelten oder Hütten, die von Baumzweigen oder Schilf gemacht sind. Wenn mehrere dieser Hütten zusammen vereinigt sind, so nennet man dieses *Douare*. Es giebt Douaren von zehn, fünfzehn, oder zwanzig, ja sogar hundert Zelten. Gewöhnlich werden diese Zelter oder Hütten in der Ründung gestellt, damit in dem inwendigen Raum die Heerde bey der Nacht sicher vor dem Anfalle der Raubthiere bleiben könne. Die Form dieser Gezelte gleicht einigermaßen einem Sarge, oder einem umgekehrten Schiffskiele, gerade so, wie Salustius die Wohnungen der alten Numidier beschreibet *). Meistens sind diese Zelten sehr niedrig, ausgenommen die der Anführer oder Chefs, die etwas höher und geräumiger sind; die Materie, woraus diese letztern gemacht sind, ist Wolle von ausserordentlich dichtem Gewebe, und gewöhnlich schwarz oder braun gefärbt. Die Leichtig-

*) Cæterum adhuc ædificia numidarum agrestium, quæ mapalia illi vocant oblonga, incurvis lateribus tecta, quasi navium carina sunt. *Sallust. Bell. Jugurth.*

keit, womit man diese Art von Wohnungen von einem Orte zum andern bringen kann, ist die Ursache, warum die Mauren, je nachdem es ihre Bedürfnisse, oder auch die Jahrszeit, erfordern, ihren Wohnplatz ändern. Im Winter suchen sie besonders die Mittagsseite an dem Fuße eines Hügels, so wie im Sommer die Wasserquellen, oder auch solche Oerter, die einen Ueberfluß an guter Weide haben, zu ihrem Aufenthalte auf.

Ihr Hausgeräthe ist gleichfalls nicht sehr vielfach. Sie kennen keine andre Art von Schlafstellen, als die bloße Erde, auf welcher die zärtlichsten etwas Stroh, eine Matte, oder sonst einen groben Teppich ausbreiten. Ein paar irdene Gefäße, um ihren *Courcouçon* zuzubereiten, eine hölzerne Schaale zum Wasserschöpfen, die zugleich zum Melken des Viehes dienet, eine Bockshaut, um darinn die Butter zu bereiten; ferner ein paar tragbare Mühlensteine, um Getreide darzwischen zu zerquetschen, oder zu Grütze zu machen, darin besteht ihr ganzes Küchengeräthe.

Daß ihre Mahlzeiten weder prächtig, noch auch aus niedlich zubereiteten Speisen bestehen, können Sie aus dem wenigen Küchengeräthe leicht erachten, und in der That kenne ich nichts einfacheres und mäßigeres. Die mehresten Mauren halten täglich nur eine Mahl-

zeit,

zeit, die einiger Zubereitung bedarf; auſſer dieſer genieſſen ſie nichts, oder begnügen ſich mit einigen Früchten oder Wurzelwerk. Doch verſichert man mir, daß die Begüterten unter ihnen zweymal des Tages eſſen; aber gewöhnlich beſteht dieſe Mahlzeit nur aus *Courcouçon*.

Ehe ich Ihnen die Art beſchreibe, wie die Mauren ihren *Courcouçon* bereiten, ſo wird es nöthig ſeyn, Sie mit dem Getreide, woraus er verfertigt wird, näher bekannt zu machen. Obgleich der afrikaniſche Weizen nur wenig von dem unſrigen verſchieden iſt, ſo giebt er doch weder ſo weißes, noch auch ſo nahrhaftes Mehl, als der unſrige. Man muß überdem bey dieſem Weizen den mehligten Theil von dem härtern unterſcheiden; von erſterem enthält er nur einen ſehr kleinen Theil, und gewöhnlich ſitzt dieſer mehligte Theil an der Spitze, oder in der Mitte eines jeden Korns. Dieſes Mehl giebt überdem ein ſchlechtes, ſchwarzes Brod; daher man auch bey uns ſich deſſelben nicht dazu bedienet, ſondern es gewöhnlich dem Viehe giebt, oder man vermiſcht auch das Mehl mit dem härtern Theile dieſes Korns, wenn man es je zu irgend einem Gebrauche verwendet. Den Mauren iſt der Genuß des Brodes bis jezt noch unbekannt; ſie zerquetſchen ihr Korn vermittelſt einer

kleinen Handmühle, und erhalten dadurch eine Art von grober Grütze, welche sie *Courcouçon* nennen. Wenn sie ihre Mahlzeit bereiten, so fangen sie damit an diese Grütze in ein flaches durchlöchertes Gefäße zu schütten, welches sie als einen Deckel auf den Fleischtopf stellen. Durch die feuchten Dünste, die aus dem Fleischtopf in diese Grütze dringen, wird dieselbe erwärmt, und fängt an sich aufzublähen; alsdann wird sie in ein flaches, mit einem Fuße wie unsre Trinkgläser versehenen Geschirr geschüttet, und ist zum Genusse völlig bereitet. Dieser *Courcouçon* dient den Mauren statt des Brods; wenn sie denselben genießen, so vermischen sie jeden Bissen mit etwas Brühe, Milch, Butter oder Honig; oben darauf legen sie gekochtes Fleisch, welches ein jeder mit den Fingern zerreißt, und welches gemeiniglich in Geflügel, oder Ziegen- Ochsen- oder Schöpsenfleisch bestehet.

Wenn der *Courcouçon* auf vorbeschriebene Art bereitet ist, so nimmt der Herr des Hauses, oder in dessen Abwesenheit derjenige, der dem Range nach unmittelbar auf ihn folget, die Schüssel zu sich, und ißt zuerst, und allein. Die Mauren speisen, indem sie sich auf die Fersen hucken; sie stellen die Schüssel mit dem *Courcouçon* gerade vor sich, und nehmen davon etwas mit den Fingern, machen daraus in der

hohlen Hand kleine Kügelchen, die sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund werfen. Hat der Herr des Hauses gespeiset, so kömmt die Schüssel zu den übrigen Hausgenossen, oder den Kindern, welche niemals mit ihrem Vater, nicht einmal in seiner Gegenwart essen dürfen; wenigstens wird dieses bey den Mauren von einigem Ansehen so gehalten. Zuletzt essen die Weiber; sie erhalten das, was die Männer oder ihre eignen Kinder übrig gelassen; ihnen liegt die Besorgung der Küche ganz allein ob. Die Mauren sind ihrer Religion zufolge verbunden, sich sowohl vor, als nach der Mahlzeit, den Mund, den Bart, und die Hände zu waschen, wiewohl viele unter ihnen dieses nicht beobachten. So ist ihnen ebenfalls, als Muselmännern, zum Trank nur reines Wasser erlaubt, welches sie mit einer hölzernen Schaale schöpfen, aus welcher sie sämtlich einer nach dem andern trinken. Indessen schlagen sie den Wein nicht aus, wenn man ihnen solchen anbietet, besonders wenn sie nicht gesehen werden. Ich bemerkte sogar viele unter ihnen, welche denselben bis zum Uebermaaße genoßen.

Wenn die Mauren eine etwas weite Reise unternehmen, und in solchen Gegenden, wo keine Gastfreyheit statt findet, so versehen sie sich stets mit einem kleinen Vorrath ihres *Courcouçon*, aus wel-

chem sie, mit Wasser, kleine Kugeln machen, und wenn ihnen hungert, statt aller andern Nahrungsmittel zu sich nehmen *); mit dieser ungemein mäßigen und geringen Kost erhalten sie sich gesund und frisch, sogar auf sehr langen Reisen.

Bey andern arabischen Stämmen ist die Lebensart noch viel härter, und elender, besonders bey den bis jezt noch unbezwungenen Horden, die mehrentheils ganz unzugängliche Gegenden bewohnen, und weder eigne Ländereyen, noch irgend einen sichern Aufenthalt haben. Wenn diese stets herumschweifende Völkerschaften sich je einmal in die Ebene herabwagen, um etwa ein Stück Landes zu besäen, so werden sie doch sogleich von andern entdeckt und beraubt, besonders wenn sie Vieh mit sich führen; daher wählen sie nur dicke undurchdringliche Wälder, oder sonst von hohen Bergen und Felsen umgebene Oerter zu ihrem Aufenthalte. Da diese Bergbewohner von allen übrigen arabischen Stämmen getrennt leben, so sind sie gewissermaßen gezwungen, sich blos

---

*) Eine ähnliche Gewohnheit bemerkt man bey den nomadischen Tatarn. Ein kleiner Beutel mit einer Art grober Grütze, der gemeiniglich vorn am Sattelknopf bevestiget ist, dient ihnen auf sehr weiten und beschwerlichen Reisen, statt aller übrigen Nahrung. Ueb.

von jungen Kräutern und Wurzeln, und den wilden Früchten zu ernähren. Die mehresten unter ihnen führen Feuergewehre, und diese sehen sie als das vornehmste Stück einer Erbschaft an, welches der Vater seinem Sohne hinterläßt. Indessen macht der Mangel an Pulver und Bley, welches sie sich nur sehr selten und mit vieler Mühe verschaffen können, daß sie ihr Gewehr nicht zur Jagd, sondern nur im Nothfall, um ihr Leben und ihre Freyheit zu vertheidigen, gebrauchen. Man sieht, daß diese Völker die Unabhängigkeit und die Armuth einer ruhigern und bequemern Lebensart vorziehen, die sie nicht anders, als auf Kosten ihrer Freyheit, erhalten würden, wenn sie sich dem türkischen Despotismus, wie die übrigen arabischen Stämme, unterwerfen wollten. Unter allen mir bekannten arabischen Stämmen sind die Bergbewohner die grausamsten, und ich bin gar nicht abgeneigt unter ihnen Menschenfresser zu vermuthen; denn sie sind im höchsten Grade blutdürstig, und nicht leicht wagt sich jemand zwischen die von ihnen bewohnten Berge. Verschiedene male haben einige arabische Chefs es unternommen, ansehnliche Läger gegen sie ausrücken zu lassen; aber fast immer sind diese Versuche fruchtlos ausgefallen; entweder sind die Angreifenden umgekommen, oder die Angegriffenen ha-

ben sich in die innern Theile der Berge zurückgezogen, wohin sie niemand verfolgen kann. Jezuweilen wagen sie es in die Ebene herabzukommen, um die nächsten Horden zu berauben; ich selbst habe einige dieser Bergaraber gesehen, und ich gestehe Ihnen, daß ihr Anblick mich entsezt hat; sie waren mager, gleichsam abgehungert, mit Lumpen bedeckt, und im höchsten Grade unreinlich. Reisende werden nicht leicht von ihnen angegriffen, es wäre dann, daß eine große Anzahl von ihnen beysammen wäre; aber da sie größtentheils einzeln leben, und man ihnen nicht Zeit läßt sich zu vereinigen, so kann man an verschiedenen Orten ohne Gefahr durchkommen. Wie sehr, mein Freund, sind diese Menschen von uns verschieden, und welch ein Abstand zwischen unsrem geselligen Leben und dem ihrigen! Doch mein Gemälde ist nur erst angelegt, und ich fühle schon jezt, wie sauer es mir wird, den bösen, verdorbenen Menschen zu schildern.

Leben Sie wohl ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben denselben.

Mit vielem Vergnügen, mein bester Freund, will ich Ihnen das, was mir von den Gebräuchen und Sitten der Mauren am merkwürdigsten scheint, so wie Sie es von mir verlangen, hier mittheilen. Wie sehr wünsche ich Sie bey mir; Ihr geschickter Pinsel würde meiner Beschreibung ungemein zu statten kommen; Sie würden dem Bilde, welches ich nur unvollkommen entwerfe, Leben und Kraft geben.

Obgleich die Mauren dem äussern Ansehen nach halb wild scheinen, so sind doch unter ihnen gewisse Zeichen eingeführt, um Freundschaft und Ehrfurcht auszudrücken, und die bey ihnen, so wie bey uns, etwa gleiche Bedeutung haben. Der gewöhnliche Gruß, wenn zwey Mauren sich begegnen, besteht darin, die rechte Hand auf die Brust zu legen, und mit dem Kopfe sich zu verneigen; auf diese Weise wünschen sie sich untereinander den guten Morgen. Alsdann erkundigen sie sich nach dem Befinden ihrer Verwandten, indem sie selbige nach der Reihe hernennen, befragen sich nach dem Zustande der Heerde und ihres Viehes ꝛc. Sind diese zwey Mauren sich einander bekannt, so umarmen und küssen sie sich

wechselseitig das Gesicht und die Schultern, oder auch die Hände. Bey sehr genauer Bekanntschaft oder Vertraulichkeit berühren sie sich auch nur die Spitze der Finger, und ein jeder führt seine eigne Finger alsdann zum Munde, um sie zu küssen.

Wenn die Mauren einem Vornehmen, z. B. einem Bey, Kaide, oder sonst jemand, dem sie Ehrfurcht bezeugen wollen, begegnen, so küssen sie ihm mit großer Ehrerbietung die Hand. Ein Zeichen der Huld und Gnade von Seiten eines Großen oder Vornehmen gegen seine Unterthanen oder Vasallen, die er besonders auszeichnen will, bestehet darinn, ihnen die hohle Hand darzureichen; denn gewöhnlich lassen sie sich nur den obern Theil der Hand küssen. Die größte Art von Unterwürfigkeit bezeugen die gemeinen Mauren dadurch, daß sie den vornehmern den Kopf, die Schultern, den Turban und die Kleider küssen. Einige neigen sich sogar zur Erde, indem sie ein Knie auf den Boden stellen. Niemand nähert sich einem Großen, ohne nicht wenigstens die Schuhe abzulegen.

Wenn zwey Mauren sich auf der Reise begegnen, so grüßen sie einander, und befragen sich, so wie ich zuvor bemerkt habe, doch ohne stille zu stehen oder sich im geringsten aufzuhalten, wenn selbst ihr Weg nach verschiedenen Seiten geht. Daher geschieht es

oft, daß sie schon weit von einander entfernt sind, und sich also nicht mehr verstehen können, bevor sie ihre Fragen geendiget; dies hindert sie aber nicht in ihrem Gespräche fortzufahren.

In ihren Zusammenkünften sind besonders ihre Geberden äußerst lebhaft und bedeutend; dabey ungemein natürlich, und nicht ohne Annehmlichkeit. Wenn man sie mit einiger Aufmerksamkeit studiren wollte, so würde es eben nicht schwer halten, die Bedeutung ihrer Reden zu verstehen. Der Ton ihrer Stimme ist ausserordentlich stark und durchdringend, ihre Sprache hellklingend und selbst in der Weite verständlich. Die Gewohnheit stets im Freyen zu leben, und sich in einer gewissen Weite zu unterhalten, macht, daß fast alle Mauren ausserordentlich laut sprechen. In den Städten schien mir ihre Stimme viel sanfter, und dem Ohre weniger empfindlich.

Einen Rülps in Gegenwart andrer zu lassen, ist bey den Mauren nichts unanständiges. Daher, wenn jemand rülpset oder niesel, so sagen sie *Saha*, d. i. **es bekomme euch wohl.** Sie bedienen sich des nämlichen Ausdrucks bey einer Menge andrer Verrichtungen. Auch wenn jemand ißt, trinkt, oder auch raucht, so sagen sie *Saha*, eine Gewohnheit, die

mir passender scheint, als unser Gebrauch die Gesundheit zu trinken.

Die Mauren sitzen nicht wie die Türken mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, sondern sie hocken auf die Fersen. Ihr Gewehr halten sie gerade zwischen den Beinen, und dieses legen sie niemals ausser ihren Zelten ab. In vorbemeldeter Stellung bringen sie öfters ganze Tage zu, ohne im geringsten etwas vorzunehmen, und dies sind ihre glücklichsten Augenblicke; denn der Müssiggang hat für sie besondere Reize.

Ich bin achtungsvoll ꝛc.

Achter Brief.

An Herrn Doktor Forestier.

Niemals, mein lieber Doktor, habe ich die Vorzüge einer gesitteten Nazion vor einer ungesitteten mehr schätzen gelernt, als seitdem ich unter Barbaren wohne, und niemals sind mir die Bequemlichkeiten, die unsre gebahnten und wohl unterhaltenen Landstrassen dem Reisenden darbieten, anschaulicher geworden, als seitdem ich auf meinen hiesigen Reisen durch Dornen und Hecken mich durcharbeiten muß, und nicht selten im Moraste stecken bleibe. Was würden

unsre verzärtelten Europäer, die sich stets über die Gasthöfe und die Unbequemlichkeiten der Reisen beklagen, zu der achttägigen Wanderung sagen, die ich bis jezt zurückgelegt habe. Hier zu Lande kennet man keine Gasthöfe, keine Postchaisen, keine höfliche Gastwirthe, noch viel weniger große und fahrbare oder beschattete Heerstraßen, oder sonst Oerter zur Bequemlichkeit und zum Vortheile der Reisenden; man würde sich glücklich schätzen, wenn man am Abend eines mühevollen Tages irgend eine elende Hütte, oder nur ein kümmerliches Lager anzutreffen hoffen dürfte; aber fast niemals muß man dergleichen erwarten.

Wer in diesem im eigentlichen Verstande barbarischen Lande reisen will, muß durchaus Europa vergessen, und auf alle zum Bedürfniß gewordenen Bequemlichkeiten, an die man sich von Jugend auf gewöhnt hat, Verzicht thun. Wer überhaupt Ungemächlichkeiten scheuet, oder bey jeder kleinen Gefahr den Muth sinken läßt; keiner starken und dauerhaften Gesundheit genießt, und leicht ermüdet; kurz, wer nicht alles ertragen, nicht in einem jeden Lande wie zu Hause seyn kann, der sollte billig sein Vaterland nie verlassen.

Das einzige Mittel in der Barbarey mit einiger Bequemlichkeit zu reisen, ist, ein eigenes Gezelt und

vollauf Lebensmittel mit sich zu führen; doch auch dieses ist nicht immer möglich, und alsdann bleibt weiter nichts übrig, als sich mit den Gezelten der Mauren zu begnügen, die freylich im höchsten Grade schmutzig und eckelhaft sind; ferner sich an die mäßige und nichts weniger als niedliche Speise derselben zu gewöhnen. Wie oft reiset man des Morgens ab, ohne zu wissen, wo man am Abend einkehren wird, und wie oft verirrt man sich, und muß durch dickes Gesträuche, finstre Wälder, hohe Felsen und brennende Sande einen Weg aufsuchen. Was das Reisen hier zu Lande noch unangenehmer macht, ist, daß man öfters an Flüsse kömmt, die man nicht anders paßiret, als wenn man eine Stelle findet, wo man sie durchwaten kann. Stößt man auf einen See, so bleibt nichts weiter übrig, als ihn zu umgehen, so ebenfalls die Moräste, an denen man fast niemals ohne Lebensgefahr vorbeygehen kann. Ein andermal wird man durch die brennendste Sonnenhitze gequält, oder vom Regen durchnäßt, vom Durste geplagt, ohne eine frische Quelle zu finden, um sich zu laben. Hat man keine Lebensmittel bey sich, so muß man sich bis zum Abend gedulden, dies ist die einzige Zeit, da die Mauren eine ordentliche Mahlzeit halten, und also den Reisenden etwas anbieten können.

Alsdann kömmt die Nacht. Diese Zeit, die für die Reisenden in Europa der Ruhe und dem Schlafe gewidmet ist, wird für die Reisenden in Afrika desto unruhiger. Die erste Sorge ist eine trockne, und, wenn es möglich ist, mit einem Obdache versehene Schlafstelle zu suchen, um ein Zelt oder Hütte aufzurichten. Alsdann werden die Pferde oder Maulthiere abgesattelt; man sucht Holz auf, um Feuer anzumachen, und sorgt, sich so gut als möglich gegen den Angriff wilder Thiere und Räuber in Sicherheit zu setzen. Trifft man unterweges eine arabische Horde an, so thut man wohl in der Nachbarschaft ihres Lagers das Nachtquartier aufzuschlagen. Man kann überdem auf ihren Beystand rechnen, wenn sie anders umgänglich sind, und dies sind sie fast immer, wenn man nur von genugsamer Mannschaft begleitet ist.

Die Mauren schlafen, wie ich im vorhergehenden bemerkt habe, auf der blosen Erde, höchstens mit einer Matte bedeckt, und wer hier reiset, kann ebenfalls auf keine andre Schlafstätte rechnen, er müßte denn eine Materatze mit sich führen; aber auch diese hilft nicht viel, besonders wenn man den Tag über vom Regen durchnäßt worden. Da überdem dergleichen Gepäcke auf einer solchen Reise höchst unbequem

ist, so ist es rathsamer sich gleich von Anfang an die Lebensart der Mauren zu gewöhnen, zu der man sich doch über kurz oder lang bequemen muß.

Um mit Sicherheit hier zu reisen, habe ich mich folgenden Mittels bedient. Bevor ich La Calle verließ, hatte ich von den arabischen Stämmen, die mit uns in Handlung stehen, und unter die sich ein Christ sicher wagen durfte, Nachricht eingezogen. Meine Begleiter waren einige Araber, auf deren Treue ich mich verlassen konnte. Ich gab ihnen gleich anfänglich zu verstehen, daß ich ein Arzt sey, und daß ich das Land durchreisete, um Pflanzen, die mir zum Arzneygebrauche nöthig wären, aufzusuchen. Dies ist der einzige Bewegungsgrund, den man hier nutzen kann; denn die Araber glauben nicht, daß man aus bloser Neugierde ihr Land besuchen, oder aus Neigung zum Reisen sein Vaterland verlassen könne. Da sie überdem äusserst mistrauisch sind, und bey einem jeden Fremden die übelsten Absichten vermuthen, so ist dieser Vorwand um desto nöthiger. Ueberdem ist das Geschäfte eines Arztes bey ihnen von einigem Ansehen, und wer unter diesem Titul bey ihnen reiset, kann leicht auf ihr Zutrauen und ihren Beystand rechnen. Sobald ich bey einem der arabischen Stämme anlange, so suche ich zuvorderst mir

das Zutrauen ihres Anführers zu verschaffen; von ihm erhalte ich fast immer einige berittene Begleiter, die mich bis zur nächsten Horde, mit der sie in Frieden leben, bringen, und mich ihnen empfehlen. Die Begleiter schwören gewöhnlich auf ihren Kopf mich recht wohl erhalten zurückzubringen, und wenn bey meiner Rückkunft ich mich nur im geringsten zu beklagen Ursache hätte, so würden sie von ihrem Chef gewiß auf das schärfste bestraft werden. Auf diese Weise hat es mir geglückt unter diese blutdürstigen Völkerschaften vorzudringen, und mich allmählich von der Küste zu entfernen. In meinen folgenden Briefen werde ich Ihnen die Bemerkungen, die ich auf meinen Wanderungen gemacht habe, umständlicher erzählen; jezt begnüge ich mich, Ihnen einen Begriff von meiner Lebensart, seitdem ich La Kalle verlassen habe, zu geben.

Es giebt eine Menge Vorurtheile, mein lieber Doktor, welche man nicht eher als auf Reisen, besonders auf einer Reise wie die meinige ist, ablegt. Die gesitteten Nazionen gleichen sich fast alle, und um den geringen Unterschied, wodurch eine vor der andern sich auszeichnet, aufzufinden, dazu gehört ein sehr verfeinerter Geschmack, und eine nicht gemeine Beurtheilung. Es ist wahr, jede Nazion hat einen

ihr besondern Charakter, Gebräuche und Sitten, welche ihr eigen sind; aber alle werden von einerley Endzweck belebt; alle, mehr oder weniger durch Künste und Wissenschaften verfeinert, arbeiten zu einer gemeinschaftlichen Absicht, sich nämlich alle nur mögliche Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Bey gesitteten Völkern ist der Erfindungsgeist stets in Bewegung, entweder etwas Neues hervorzubringen, oder das Alte zu verbessern, entweder die Wohnörter zu verschönern, oder irgend ein Naturprodukt zum Gebrauch anzuwenden. Aber alle diese hochgerühmten Bequemlichkeiten, alle die Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens, sind so viele Ketten, die den Menschen zum Sklaven einer Menge künstlicher Bedürfnisse machen, und natürlicher Weise ihn zum unglücklichsten Geschöpfe umstimmen, sobald seine Reichthümer, oder seine Arbeit nicht mehr hinreichen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Von Jugend auf an diese Bedürfnisse gewöhnt, halten wir sie für unentbehrlich zu unsrer Erhaltung, und wir vergessen alle Mühe und Arbeit, um zu ihrem Genusse zu gelangen. Wie oft opfern wir unsre Kräfte und unsre Gesundheit auf, um ein Glück zu erkaufen, welches sehr oft uns entwischt, und nicht selten sinnen wir noch am Rande des Grabes auf weitaussehende Projekte,

jekte, die der Tod uns raubt. Voller Vorurtheile, die ich bis jezt beybehalten hatte, beklagte ich gar oft das Schicksal der barbarischen herumirrenden Nazionen, die weder Häuser, noch Betten, noch Brod, noch andre unsrer nützlichen Entdeckungen kennen. Kaum glaubte ich an ihre Existenz, noch viel weniger hätte ich es mir träumen lassen, daß ein Europäer sich an ihre Lebensart gewöhnen könnte.

Meine eigne Erfahrung hat mich eines andern belehrt; ich kenne nicht nur diese Nazionen, die ich ehedem für so unglücklich hielt, sondern ich wohne sogar mitten unter ihnen, und lebe so wie sie. Ihre Gebräuche, die ich anfänglich aus Nothwendigkeit annahm, sind mir jezt zur Gewohnheit geworden. Sie essen kein Brod, sind höchst unwissend in der Kochkunst, und Wasser ist ihr einziges Getränke. Die Folge dieser ungekünstelten Lebensart ist, daß sie ohngleich stärker und gesünder als wir, und viel wenigern Krankheiten ausgesezt sind. Sie haben keine Häuser; aber wozu würden ihnen dergleichen in diesem glücklichen Himmelsstriche dienen, wo eine einfache Leinwand, eine aus Baum- oder Schilfblättern gemachte Hütte, oder irgend eine Höhlung in einem Felsen hinreichend ist, sie gegen Wind und Wetter zu beschützen. Sie schlafen völlig angekleidet auf der bloßen,

oft feuchten Erde, und doch vermißt man unter ihnen die ganze Reihe von Unpäßlichkeiten, die demjenigen zustoßen würden, der bey uns dergleichen wagen wollte. Ich gestehe, daß ich das erstemal, als ich mich eines maurschen Bettes bediente, etwas verlegen war. Ich war ausserordentlich ermüdet, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß dieses das beste schlafbringende Mittel sey. Die erste Nacht schlief ich ziemlich sanft; nur war ich am andern Morgen etwas verlegen, weil ich meine Kleider durchaus naß fühlte, und daher für meine Gesundheit fürchtete. Glücklicherweise gieng alles gut, und wenn ich meine Seiten ausnehme, die durch das ungewöhnliche Lager etwas gedrückt worden, so stand ich frisch und gesund auf. Nach und nach gewöhnen sich aber meine Seiten an das harte Lager, so wie mein Kopf an das Kopfküssen, welches in meinem Pferdesattel bestehet. Jezt erfahre ich, mein lieber Freund, daß man auf diesem Bette eben so sanft und sorgenlos, als in irgend einem mit Vorhängen versehenen, schlafen kann; blos die Gewohnheit kann hier entscheiden. Man schläft überdem nicht länger, als es das Bedürfniß der Natur erfordert; man athmet freyer, und beym Erwachen ist man wie neugebohren.

Ueberdem genießt man beym Erwachen einen an-

dern Vorzug, dessen nur wenige Menschen theilhaftig werden, weil nur wenige Menschen für die Schönheiten der Natur empfänglich sind. Der Aufgang der Sonne in dieser stillen Wüste ist unbeschreiblich reizend; kaum zeigt sich Aurora, und der ganze Horizont erscheint im Feuer. Zuerst röthen sich die entfernten Bergspitzen; nach und nach entdeckt man die höchsten Oerter der Ebenen, bis man endlich überall Licht, und die verjüngte Natur erblickt. Den Duft der zum erstenmale aufgebrochenen Blume empfängt man hier aus der ersten Hand und unverfälscht; rechnen sie hiezu das Gewühl, welches die große Menge Vieh allerley Art in einer mit den Augen nicht zu erreichenden Ebene hervorbringt, und welches die anfänglich todte und stille Landschaft nach und nach belebet, so haben Sie die Vorstellung einer dieser patriarchalischen Anblicke, welche nur wenige Menschen genießen, und von welchen der in dumpfigten, dunkeln Alkoven ruhende Städter keinen Begriff hat.

Ich umarme Sie ꝛc.

Neunter Brief.

An eben denselben.

Bevor ich La Kalle verlasse, muß ich Sie, mein lieber Freund, noch etwas näher mit den arabischen Stämmen, die in unsrer Nachbarschaft wohnen, bekannt machen. Dieser Ort, der gerade auf der Gränze zwischen Algier und Tunis liegt, hat auf der Abendseite die Nadis zu Nachbarn. Sie erinnern sich aus dem vorhergehenden, was für eine Beschreibung ich Ihnen von diesem Volke gemacht habe; ich sagte Ihnen damals, daß sie höchst grausam und blutdürstig wären, und dieses Urtheil wiederhole ich hier; es scheint sogar, daß sie sich nur deswegen stets unabhängig gemacht, um desto ungestrafter ihre Mordsucht ausüben zu können, und daß sie aus eben der Ursache so gern Krieg führen, weil sie bey dieser Gelegenheit mehrere ihres gleichen umbringen können. Man beschuldigt sie ferner, daß sie oft Friedensverträge schliessen, um alsdann ihre Freunde, die sich nichts Böses vermuthen, überfallen zu können; und daß sie im höchsten Grade feige und verrätherisch sind, das beweiset ihre Art Krieg zu führen; niemals greifen die Nadis ihre Feinde öffentlich an; bey Tage halten sie sich zwischen den Bergen versteckt, und nur bey der

Nacht wagen sie einen Angriff, oder aber sie fallen aus einem Hinterhalte dieselben an. Der Bey von Tunis sowohl, als der von Konstantine, haben es vielmals versucht sie zu unterjochen; aber bis jezt sind ihre Versuche fruchtlos ausgefallen; immer haben die Nadis zu entwischen gewußt. Doch um nicht stets in dem Handel, den sie mit La Kalle führen, gestört zu werden, so müssen sie jährlich dem Bey von Konstantine einen geringen Tribut zahlen. Sie treiben etwas Ackerbau und Viehzucht; nur sobald sie angegriffen werden, verlassen sie die Ebenen, und flüchten sich zwischen unzugängliche Felsen, wohin ihnen niemand folgen kann. Aber nicht allein mit ihren Nachbaren, sondern auch unter sich selbst sind die Nadis in unaufhörlicher Fehde; nur wenn es darauf ankömmt einen ihrer Nachbaren anzugreifen, alsdann sind sie völlig einig. Bey diesem unruhigen und unsteten Leben sind sie indessen im höchsten Grade elend, und haben kaum die nothdürftigsten Lebensmittel; mit den schlechtesten Lumpen behangen, schmuzig im höchsten Grade, und daher vorzüglich den Hautkrankheiten ausgesetzt. Aus Unvorsichtigkeit, und durch die reizendste Landschaft angelockt, hatte ich mich neulich etwas zu weit unter sie gewagt; ich befand mich, ehe ich es mir versahe, in einem tiefen Thale, welches

mit dickem Strauchwerke bewachsen war. Während daß ich mich beym Kräutersuchen ein wenig aufhielt, wurde ich von einigen arabischen Weibern bemerkt, die augenblicklich das Gesträuch, welches mir über den Kopf reichte, in Brand steckten, und ich hatte gerade noch so viele Zeit, um von der Flamme nicht ergriffen zu werden.

Das Land, welches auf der westlichen Seite von La Kalle liegt, wird Mazoule genannt; es ist von beträchtlicher Größe, und ziemlich wohl angebauet. Die verschiedenen Stämme, welche dieses Land bewohnen, stehen unter einem gemeinschaftlichen Chef; es sind vornehmlich die Ouledy-Dieb, die Zulmis, die Ouled-Hamet, die Oulet-Stiet, die Ben-Amet, die Agmet-Chair. Mit allen diesen Stämmen unterhält La Kalle einen sehr ansehnlichen Kornhandel. Da ich meine Wanderungen bey diesen Stämmen anfieng, so war mir die Freundschaft des Ali-Bey, ihres Chefs, vorzüglich nothwendig, und die Handlungsverbindung, worinn er mit La Kalle steht, liessen mir eine günstige Aufnahme vermuthen.

Ich verließ das Comptoir, um bey ihm einen Besuch abzustatten, von zwey seiner berittenen Araber und seinem Schreiber begleitet. Da ich auf die-

ser kleinen Reise einige botanische Entdeckungen zu machen hoffte, so nahm ich verschiedene Umwege, um mich desto länger an den Stellen, die mir am kräuterreichsten schienen, aufhalten zu können, obgleich die Jahrszeit schon sehr heiß, und das Land überhaupt den größten Theil seiner Pflanzen bereits verloren hatte.

Nachdem ich die Ebenen von **Terraillane** und **Beaumarchand**, allwo die Einwohner von **La Kalle** das Heu zur Erhaltung ihres Viehes gewöhnlich holen, durchstrichen hatte, so gieng ich bis zu dem Walde, und den Bergen, die sich am Ende dieser Ebene befinden. Der Wald selbst ist ungemein angenehm, und enthält eine Menge reizender Aussichten, die durch die große Menge frischer Quellen, die eine höchst angenehme Kühlung verbreiten, noch mehr verschönert werden. Das niedrige Buschwerk bestand mehrentheils aus wohlriechenden Sträuchern, z. B. Myrthen, verschiedene Arten von Seidelbast, und Sauerdorn, die abwechselnd durch eine Menge der schönsten Blumen noch angenehmer gemacht wurden. Ueberall fand ich den Oleander, den Granatstrauch, und mehrere Arten von Rosen in voller Blüthe, und das ganze Gebüsch glich einem reizenden Blumengarten, der alles, was die Kunst in dieser

Art nur hervorbringen kann, beyweitem übertraf. Den ganzen Winter über sind diese angenehmen Hügel, anstatt des traurigen, einfärbigen Schnees, mit Narcissen, Tulpen, Anemonen und Ranunkeln besetzt, und überall findet man die verschiedenen Abarten von Nießwurz, (Helleborus L.) Knabenkraut (Orchis) und Serapias (Serapias L.) in Blüthe, die alsdann gegen das Frühjahr durch verschiedene Arten von Ornithogallum, Asphodelus u. a. m. ersetzt werden. Auch bemerkte ich verschiedene neue Irides, und ganze Felder, die mit gelben Lupinen besäet waren, und einen ungemein angenehmen Geruch überall verbreiteten. Im Herbste findet sich hier die große Meerzwiebel (Scilla) und eine Menge kleiner noch nicht beschriebener Arten in voller Blüthe, und kurz, ich habe keinen Ort wieder gefunden, wo Flora ihre Reize in vollerm Maaße dargeboten hätte.

Endlich verließ ich diesen bezaubernden Ort, um die für einen Naturalisten sehr merkwürdigen Seen, die sich in der Nachbarschaft von La Kalle befinden, und diesem Orte höchst nachtheilig sind, näher zu untersuchen. Diese Seen zusammen genommen, haben etwa 7 französische Meilen im Umkreise; bey anhaltendem Regen, besonders im Winter, sind sie ziemlich wasserreich, da sie hingegen bey großer Hitze

im Sommor fast völlig vertrocknen. Zu allen Zeiten werden sie von einer großen Menge Wasservögel besucht, die fast durchgehends gut zu essen sind.

Von da gieng ich nach Kasson, einer angenehmen Gegend, allwo verschiedene arabische Stämme sich niedergelassen haben. Aber der Weg dahin ist sehr beschwerlich, überall nichts als brennender Flugsand, schroffe Felsen, und dickes Buschwerk; doch muß ich gestehen, daß, wenn man dort angekommen, man durch die schöne Natur, die vielleicht nirgends angenehmer wird, reichlich entschädigt ist. Die ganze Gegend hat einen Ueberfluß an frischem Wasser, und die große Menge ansehnlicher Feigenbäume verschaffen mit ihren breiten Blättern ein herrliches Obdach für Menschen und Vieh, die sich bey der größten Sonnenhitze dahin begeben. Die Weide ist hier im Ueberflusse, und von vorzüglicher Güte, und überall ist die Ebene durch kleine Wälder und Buschwerk verschönert, und ich bemerkte hier besonders Laurus regia und Olea sativa; mir schienen die niedrigen Hügel überaus fruchtbar zu seyn, und es wäre zu wünschen, daß sie mit etwas mehr Sorgfalt angebauet würden. Der obere Theil dieser Hügel war durchgehends mit Korkbäumen besetzt, und da diese ganze Gegend längst dem Meere liegt, so konnte man

von hier aus dasselbe deutlich übersehen. Die Mauren empfiengen mich dem Anscheine nach mit vieler Freundschaft, und boten mir von ihrer Milch und Früchten an.

Es ist überflüßig, mein lieber Doktor, Ihnen alle die verschiedenen Oerter, die ich besucht, herzunennen; wenige Abänderungen ausgenommen, fand ich überall die nemliche Natur. Das ganze Land ist eine Wildniß, und die urbaren und bestellten Ländereyen liegen mehrentheils sehr weit auseinander. Die Mauren wählen zu ihrem Aufenthalte beständig die schattigten Gegenden, die gute Weide und Quellwasser im Ueberfluß haben, und im Falle eins von diesen Bedürfnissen abgehet, so verändern sie ihren Wohnplatz, um einen neuen aufzusuchen.

Bevor ich bey Ali-Bey anlangte, verweilte ich mich einige Augenblicke zu Souk, wo dieser Befehlshaber seine Sklaven hält; nur muß man das Wort Sklave hier nicht in der gewöhnlichen Bedeutung nehmen; die Sklaven des Ali-Bey unterscheiden sich von den übrigen Mauren nur dadurch, daß der sämtliche Ertrag ihrer Arbeit dem Chef gehöret, der sie dagegen ernähret, und ihnen das, was sie brauchen, reichen läßt. Sie dürfen das Land ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht

verlassen, und bey den übrigen Mauren stehen sie in großem Ansehen. Ihre vornehmste Beschäftigung ist der Korn- und Tabakbau; auch gewinnen sie ausserordentlich viele Melonen, und die Besorgung der Heerden ihres Chefs liegt ihnen gleichfalls ob. Sie wohnen nicht wie die übrigen Mauren unter Zelten, sondern ihre Hütten sind aus Baumlaub gemacht. Vermuthlich haben sie diese Art von Wohnungen den tragbaren Zelten vorgezogen, weil sie ihren Wohnplatz nicht wie die übrigen Horden verändern, sondern beständig hier bleiben. Der Ort ihres Aufenthalts ist aber auch vollkommen ihren Bedürfnissen angemessen; stellen Sie sich eine weite Ebene vor, die rings umher mit der angenehmsten Waldung umgeben ist, und die das schönste Quellwasser in großer Menge hat, welches mir, da es aus einem sandigten Boden entspringt, und an mehreren Orten durch die überhangenden Bäume beschattet wird, ausserordentlich hell und klar schien. An verschiedenen Stellen fand ich natürliche Lauben, die den Sonnenstrahlen völlig undurchdringlich, mit den schönsten Rasen bedeckt sind, und in denen das sanfte Rieseln der vielen Quellen den Aufenthalt bezaubernd machte.

Auch sahe ich hier eine große Menge Bienenkörbe, welche die Araber aus der Rinde der Korkbäume

verfertigen, und welche die Figur länglichter Cylinder hatten; an beyden Enden waren sie verschlossen, und nur in der Mitte war eine kleine Oeffnung befindlich, wodurch der Schwarm ein und aus flog; um die Bienen anzulocken, schmieren die Araber gewöhnlich die ganze innere Seite mit Honig aus. Es ist unbegreiflich, welch eine große Menge Honig und Wachs die Araber auf diese Weise gewinnen; ersterer dient ihnen zur Nahrung, und mit letzterem treiben sie einen sehr ausgebreiteten Handel.

Um nach Souk zu kommen, mußte ich einen Wald durchwandern, den wahrscheinlich vor mir niemals ein Faun oder Druide durch seine Gegenwart erfreuet, und dessen Schatten keiner Nymphe, noch einem arcadischen Schäfer, zum Aufenthalte gedient hatte. Der Anblick dieses Waldes, der aus lauter Korkbäumen bestehet, war traurig und finster; ein Jahr zuvor hatten die Mauren diesen Wald abbrennen wollen; das Feuer hatte wirklich den größten Theil der Stämme schwarz gebrannt, und die Hauptäste waren durchaus ohne Blätter. Je weiter ich in diesem Wald fortgieng, je mehr bedeckte der feine schwarze Staub, der sich von der Rinde loßmachte, mein Gesicht und meine Kleider, so daß ich mich in den Aufenthalt der Schatten versetzt zu seyn glaubte.

Meine Einbildungskraft, die so gerne schwärmt, stellte mir den bezauberten Wald des Tasso dar, und es fehlte nicht viel, daß ich mich ein neuer Rinaldo zu seyn glaubte, der um irgend eine Bezauberung zu endigen hieher versetzt wäre. Nur dieser romantische Gedanken konnte mir den würklich fürchterlichen Aufenthalt in diesem Walde einigermaßen vergessen machen; doch durfte ich mich nicht zu sehr meinen Grillen überlassen, weil der Aufenthalt wilder Thiere, besonders Löwen und Panther, die vorzüglich diese Einöde lieben, und deren Spuren überall im Sande sichtbar waren, mich erinnerten auf meiner Huth zu seyn. Von Zeit zu Zeit kam ich an gewisse Stellen, die vermuthlich ganz frisch durch sie betreten waren, und wo mein Pferd zurückwich und sich bäumte, ohne den Sporn zu achten, der bey dieser Gelegenheit nicht müßig blieb.

Jenseit des Waldes traf ich auf einen ziemlich großen Teich, den ich mit dem Lago d'Averno vergleiche: der unausstehliche Gestank, den dieses Gewässer verbreitet, verursachte mir nach einer Viertelstunde Uebelkeit und Kopfschmerzen, und ich glaubte anfänglich unterliegen zu müssen. Doch gewöhnte ich mich nach und nach an diesen Geruch, und meine außerordentlich reiche Kräuterernte, und die Anzahl

der Wasservögel, die den ganzen Teich bedeckten, machten, daß ich mich beynahe drey Tage lang hier aufhielt. Der Schlamm, den das Wasser beym Austrocknen am Ufer absetzt, war von schwarzer Farbe, übelriechend, und außerordentlich fett anzufühlen, und mit einer Menge verweseten vegetabilischen Theilen vermischt. Dieß ist der nämliche Teich, dessen ich in einem meiner ersten Briefe gedacht habe, der sich in der Nähe von *Bastion de France* befindet, und dessen pestilenzialische Ausdünstungen die Ursach waren, daß man dieses Fort, der vielen Krankheiten wegen, auf immer verließ. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen meine Aufnahme bey Ali-Bey, den ich einige Tage darauf besuchte, umständlich melden.

Leben Sie wohl ꝛc.

Zehnter Brief.

An eben denselben.

Man muß nicht, mein lieber Doktor, die Pracht und Herrlichkeit der europäischen Könige bey den kleinen arabischen Potentaten anzutreffen glauben. Der Anführer einer Horde kann keine große Reichthümer aufweisen, und könnte er es auch, so heischt die Politik dieses Landes seine Reichthümer so viel möglich unter dem Anschein der äußersten Dürftigkeit zu verbergen.

Ich kam beym Ali-Bey an, nachdem ich den Weg, durch die verschiedenen Umwege, wenigstens dreyfach verlängert hatte. Ich fand ihn auf die Ferse hockend am Eingange seines Zeltes; sein Thron bestand aus ein wenig Stroh, und etwas feinere Kleidung und Schuhe an den Füssen unterschieden ihn von seinen Unterthanen, welche nicht anders als mit blosen Füssen vor ihm erscheinen dörfen. Da er erfuhr wer ich sey, kam er mir entgegen, reichte mir die Hand, und empfieng mich mit vieler Leutseligkeit. Ich ließ ihm durch meinen Dollmetscher sagen, daß, da man mir von ihm eine sehr vortheilhafte Beschreibung gemacht, so käme ich ihn um seine Freundschaft zu bitten, und zugleich um die Erlaubniß sein Land

durchreisen zu dürfen, und daß ich von ihm deswegen die nöthige Sicherheit zu erhalten hoffte. Er erwiederte mein Kompliment mit großer Höflichkeit, indem er mich versicherte, daß er ein Freund der Christen sey, und daß sie frey bey ihm befehlen könnten, nur thäte es ihm leyd, daß der Pest wegen, er ihren Besuch nicht so oft, als er wünschte, erhielte. Er führte mich hierauf in ein Zelt, welches dicht an das Seinige stieß, wo wir uns eine geraume Zeit über einige Handlungspunkte, welche La Kalle betreffen, und über die Art, wie der Handel am blühendsten könnte gemacht werden, und ähnliche Projekte, unterhielten. Ich sahe in seiner Gesellschaft die innere Einrichtung mehrerer Zelten, die zu seiner *Douare* gehörten; und da sich das Gerücht verbreitete, daß ich der *Papas* (Geistliche) von La Kalle sey, so mußte ich höflichkeitshalben einen Besuch bey den mauriſchen *Papas* ablegen, die mir solchen auch ihrer Seits erwiederten, und mich als einen Freund und Amtsbruder empfiengen.

Am Abend sandte mir Ali-Bey den *Courcouçon*, und bald, nachdem ich zu Nacht gespeiset hatte, besuchte er mich in meinem Gezelte, und brachte eine volle Stunde bey mir zu, indem er sich öfters erkundigte, ob ich etwas benöthiget sey. Unser Ge-

spräch betraf damals die Spanier, von welchen man vermuthete, daß sie nächstens die Stadt Bonne bombardiren würden. Ich unterhielt ihn von den Besitzungen der Europäer in Amerika, von der Art, wie dieser Welttheil durch sie erobert worden, und von den großen Reichthümern, welche die Spanier allda besäßen. Es schien, daß meine Erzählung ihn außerordentlich ergötzte, und er that mancherley Fragen, welche seine Verwunderung bezeugten. Mehr als hundert Mauren hatten sich in einen Zirkel um uns her, in der ihnen gewöhnlichen hockenden Stellung, versammelt, und hörten begierig unsre Unterredung an. Es war beynahe Mitternacht, als wir uns trennten, denn die Mauren essen gewöhnlich sehr spät zu Nacht. Mein Bette bestand aus etwas frischem Strohe, welches Ali-Bey mir sandte, und auf welches ich mich ausstreckte; doch konnte ich diese Nacht kein Aug zuthun. Außerdem war die Hitze außerordentlich, und das beständige Bellen der Hunde, das fast ununterbrochene Blöcken des Viehes, das Wiehern der Pferde und das Gesang der Mauren, welches meinen Ohren höchst unangenehm war, verscheuchte den wenigen Schlummer, der dann und wann sich einstellen wollte.

Wir standen am andern Morgen sehr früh auf;

bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich damals mich in Gesellschaft des Oberchirurgus von La Kalle befand. Es währete nicht lange, so waren wir von einer Menge Mauren umringt, welche sich den Puls fühlen ließen, und die verlangten, daß man ihnen zu Ader lassen sollte; ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß die Mauren zum Aderlassen ein besonderes Zutrauen hegen, und daß, so bald sich nur ein Arzt unter ihnen befindet, ein jeder sich einbildet krank zu seyn. Wohl oder übel, wir mußten an einigen die Operation verrichten, und wir durchliefen die Gezelte mit der Lanzette in der Hand; der Zulauf wurde endlich so groß, daß auch ich beynahe mich gezwungen sahe dem Chirurgus zur Hand zu gehen, der im Scherz sich verlauten lassen, daß ich so geschickt als er im Aderlassen sey. Ich war im Begriff das Schicksal des Sganarella zu erfahren, wenn Ali-Bey, an den ich mich dieserhalb wandte, mich nicht von dieser Menge eingebildeter Kranken befreyet hätte. Die Weiber waren eben so begierig als die Männer nach unsrer Kunst; die mehresten von ersteren fanden wir in den Winkeln der Gezelte versteckt, wo sie sich mit der Hauswirtschaft und der Bereitung der Speisen, die ihnen vorzüglich obliegt, beschäftigten. Aus gewissen Zeichen, welche in keiner

Sprache zweydeutig sind, schien es, daß wir ihnen eben so sehr als ihre Männer gefielen, doch waren wir weit entfernt gleiche Meynung gegen sie zu haben; denn niemals habe ich so schmutzige und eckelhafte Kreaturen gesehen, die überdem fast insgesamt die Krätze hatten; ihr Geruch war vollends unausstehlich, und ihre Kleidung, die aus elenden Lumpen bestand, voller Schmutz und Koth.

Ali-Bey hat über seine Unterthanen ganz unumschränkte Gewalt. Sein Wille gilt hier für Gesetz, und es kostet ihn nur einen Wink um seine Befehle befolgt zu sehen; er kann grausam, ungerecht, und unmenschlich seyn, niemand darf ihm widersprechen: das Schlachtopfer seiner Grausamkeit stirbt ohne gerächt zu werden, und selbst diejenigen, die das nächste Recht dazu hätten, sind die ersten, die die strafende Hand ihres Despoten küssen. Ich fand indessen Ali-Bey weniger grausam als die übrigen Mauren; seit einem Jahre, als er regieret, kann man ihn keiner einzigen Ungerechtigkeit beschuldigen, und seine Sitten sind bey weitem nicht so ausschweifend, als die seines Bruders und Vorfahren El-Bey. Er ist ein eifriger Muselmann, und beobachtet die Gebräuche seiner Religion auf das pünktlichste, und die geringsten Fehler, die jemand dawider begeht, werden

von ihm scharf bestraft. Sein äußeres Ansehen ist ernsthaft, doch dabey einnehmend und voller Anstand; sein Gang langsam und abgemessen, seine ganze Figur edel und voller Würde. Er besitzt einen guten natürlichen Verstand, und wenn es seinen Vortheil betrifft, so ist er ungemein verschlagen. Da er ehrgeizig, und dabey ein guter Politiker ist, so wäre Ali-Bey vor andern zu einem großen Unternehmen geschickt, wann nicht der Bey von Konstantine, von dem Ali abhängt, ihn unaufhörlich drückte, und seine geheimsten Gänge ausspähete. Noch ist sein Ansehen nicht genug befestigt, um etwas Entscheidendes wagen zu dürfen.

Ich war nicht wenig verwundert in dem *Douare* des Ali-Bey eine öffentliche Schule, die noch darzu durch einen blinden Schulmeister gehalten wurde, zu finden. Der Lehrer hatte etwa ein Dutzend Kinder beyderley Geschlechts um sich, die er lesen und schreiben lehrte; von allen diesen Kindern verrieth kein einziges Eckel oder Langeweile auf seinem Gesichte, den wir in unsern europäischen Schulen allgemein erblicken. Ihre Beschäftigung schien nur ein Spiel für sie zu seyn; da sie nur ein einziges Lehrbuch, nämlich den Koran, den der Schulmeister auswendig wußte, vor sich hatten, so kannte der Blinde seine Schü-

ler, die ihre Lektion hersangen, und zwar ein jeder auf seine eigene Weise; so bald einer einen Fehler begieng, wurde er leicht zurecht gewiesen. Der Ton ihres Gesanges war eben nicht reizend für meine Ohren, aber ich freuete mich bey einer barbarischen Horde eine Lehrart eingeführt zu finden, die das Gegentheil von der unsrigen ist: hier wurden die Kinder nicht durch grausame, oft tyrannische Lehrer behandelt, die uns die angenehmsten Jahre unsers Lebens so oft verbittern. Die größten von diesen Kindern lehrten die jüngern das schreiben, was der Schulmeister ihnen vorsagte. Anstatt des Papiers hatten die Kinder kleine hölzerne mit einer weißen Farbe überzogene Brettchen, und ihre Feder bestund aus einem ziemlich plump geschnittenen Schilfrohr, mit welchem sie aber dennoch ziemlich geschwind und gut schrieben. Wenn sie die von dem Schulmeister diktirte Lektion auswendig wußten, so wuschen sie ihre Brettchen, und schrieben eine neue aus dem **Koran**. Als die Schulstunde geendiget war, so umarmte jedes Kind seinen Lehrer, und dankte ihm für den Unterricht, er hingegen begegnete ihnen mit vieler Leutseligkeit und Herablassung; ich wünschte in diesem Augenblick einen unsrer finstern Schulpedanten gegen-

wärtig, die den Kindern gewöhnlich nur knechtische Furcht und Eckel an Wissenschaften einprägen.

Da wir eben von Kindern reden, so bitte ich um die Erlaubniß Ihnen die hiesigen, so wie ich sie fand, abzuschildern, besonders weil ich glaube, daß dieses für einen aufmerksamen Reisenden ein würdiger Gegenstand sey; denn in der That scheinet mir nichts anziehender, als dem stufenweisen Fortgange der Begriffe, und das, was den eigentlichen Charakter des Menschen bestimmt, selbst in der zarten Kindheit, nachzuspüren. Sie wissen, wie sehr unsre künstliche Erziehung unsre Denkungsart und unser ganzes Wesen umändert, und wie wenig unser reiferes Alter dem jugendlichen gleicht. Bey den meisten gesitteten Völkern werden die Kinder gleich von ihrer Geburt an ohngefehr wie Marionetten behandelt. Man lehrt sie mit gefaltenen Händen einige ihnen unverständliche Worte herstammeln; auch unterläßt man nicht, ihnen beyzeiten den Ton der Anständigkeit oder der guten Gesellschaft beyzubringen, das heißt, sie zu Heuchlern und Lügnern zu machen; obgleich in der Folge wir eben diese Laster an ihnen bestrafen, da doch eigentlich diejenigen, die uns zuerst dergleichen lehrten, bestraft zu werden verdienten.

Bey den Mauren bemerkte ich eine ganz andere

Art von Erziehung; die Kinder sind fast ganz der Natur überlassen, selten verzärtelt, werden aber auch niemals geschlagen. Da sie sich selbst überlassen sind, so ist es ganz natürlich, daß sie sich mit allerhand Leibesübungen, die ihrem jugendlichen Alter angemessen sind, beschäftigen. Sie laufen, spielen, raufen sich, und vertragen sich wieder; da hingegen scheuen sie die brennenden Sonnenstrahlen nicht, und Nässe und Kälte verursacht ihnen keinen Schnupfen; oft sahe ich sie ganz erhitzt und mit Schweiß bedeckt ins Wasser springen, und nach den heftigsten Bewegungen kaltes Wasser genießen. Kaum können sie gehen, so begleiten sie ihren Vater zur Heerde, und scheuen sich nicht den muthigsten Stier, oder das wildeste ungelehrigste Pferd zu besteigen, und es ohne Zügel und Sporn abzurichten. Da sie fast beständig unter dem Viehe leben, so errichten sie mit ihnen eine gewisse Vertraulichkeit, die ihnen in der Folge wohl zu statten kömmt; sie spielen mit dem unschuldigen Schaafe, tändeln mit der Ziege, und wissen den Ochsen oder den Stier, der ihnen entwischt, geschickt einzuholen. Durch die beständigen Leibesübungen wozu sie niemand zwingt, und die gänzlich ihrer Wahl überlassen sind, werden sie beyzeiten stark, schnell und nervigt, und gewöhnen sich von Jugend auf an die

ihnen bevorstehende Lebensart. Ohne sich zu beklagen, lernen sie sehr früh Hunger und Durst, und weite Reisen ertragen. Ihre Eltern verzärteln sie nicht, und niemals sieht man eine Mutter den Schweiß oder Staub von der Stirne ihres Söhnchens abwischen. Man hört ihre Klagen nicht an, und die Thränen sind hier kein Hülfsmittel etwas zu erlangen; auch widerspricht man ihnen nicht, da hingegen aber wird ihr Troß auch nicht befolgt. Das Kind lernt hier früh das, was es braucht, sich selbst verschaffen; reichen die Kräfte noch nicht zu, so muß es seiner Begierde entsagen, und es gewöhnt sich beyzeiten, nichts zu wollen, als was seine Kräfte, oder sein Alter ihm verstatten; niemals hört man hier ein Kind etwas fordern. Es ist wahr, daß der Mangel an Gefälligkeit von Seiten der Eltern gegen die Kinder hier nicht die Art von Zärtlichkeit und Zuneigung hervorbringt, die eigentlich das gesellige Leben angenehm macht; sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, und die Sorgfalt der Eltern nicht mehr bedürfen, so verlassen sie dieselben, und werden sich oft einander für die ganze übrige Lebenszeit fremd. Ihr gemeinschaftliches Schicksal rührt sie nicht sehr, sie müßten denn durch irgend ein wechselseitiges Interesse verbunden seyn. Die Liebe zu den Eltern und Verwandten

ist daher bey den Arabern eine fast unbekannte Neigung; oft ist ein Bruder der ärgste Feind des andern, und die Stimme des Bluts, dessen Einfluß man für so groß unter den Menschen hält, hat also hier gar keine Gewalt. J. J. Rousseau bewies ganz richtig durch einen blosen Vernunftschluß, das, was viele Menschen kaum durch die Erfahrung glauben wollen, daß nämlich den Natur-Menschen die Stimme des Bluts, oder eine angebohrne Neigung, unbekannt sey, und daß die gegenseitige Zärtlichkeit der Eltern gegen die Kinder, und der Kinder gegen ihre Eltern, nichts anders als die Folge geleisteter und empfangener Wohlthaten sey.

Was den Charakter der Kinder im allgemeinen betrifft, so habe ich sie hier wie überall gefunden, lebhaft, auffahrend, und oft ausgelassen. Aber eine Bemerkung, die Ihnen wunderbar scheinen wird, und die auch mich befremdete, ist, daß der Verstand dieser Kinder, den man doch eigentlich nicht kultivirt, frühzeitiger reift, als bey den unsrigen, die doch von Jugend auf zu so mancherley Dingen angehalten werden. Bey uns z. B. wird ein Schulknabe von 12 bis 13 Jahren kaum im Stande seyn mit andern Leuten, als die etwa von seinem Alter sind, sich zu unterhalten; er erscheint verzagt, dummköpfig, und

die Furcht vor seinem Lehrer und der Schulstaub blicken überall hervor.

Ein junger Araber im Gegentheile, der von Jugend auf im Freyen gelebt, mitten im Felde, und unter Heerden und Feldarbeiten aufgewachsen, der von Jugend auf allen seinem Alter angemessenen Vergnügungen nachgegangen, und alle Wohlthaten der Natur aus der ersten Hand genossen, der selbst seinen Verstand mit den Gegenständen seiner Vergnügungen unterhält, und durch keinen Zwang oder sogenannten Wohlstand zurückgehalten wird, spricht mit einem dreisten entscheidenden Tone, und mit geradem, festen Blicke. Will er Gehör finden, so muß das, was er hervorbringt, der Mühe werth seyn, sonst läßt man ihn reden, ohne auf ihn zu merken. Frägt er nach etwas, so beantwortet man ebenfalls nur das, was wichtig scheinet. Aber zeigt er nur im geringsten Verstand, und sind seine Reden witzig, so ist er gewiß gehört zu werden; man unterhält sich ernsthaft mit ihm, und kurz, man behandelt ihn als einen Mann, und dieser Vorzug erweckt Bestreben, sich früh als einen solchen zu zeigen. Auf diese Weise, ohne die geringste Mühe, ohne Lehrer, und blos durch die Natur gebildet, erhält der junge Araber beyzeiten die seinem Stande und seinen Beschäftigun-

gen angemessenen Begriffe, die Kräfte, und den edeln Anstand eines Mannes. Seine Geberden sind nicht affektirt, aber im Gegentheile natürlich, und voller Ausdruck, und sein Gang weder zu schnell, noch zu langsam, aber hingegen fest und anhaltend. Nur in dem noch kindischen Alter muß man bey dem Araber den natürlichen unverdorbenen Menschen suchen; nach und nach verlieren sich diese einfachen und sanften Sitten, und werden durch die übeln Vorurtheile, durch die grausamen und blutdürstigen Neigungen der Eltern, und durch die schändlichsten Ausschweifungen, denen sie sich überlassen, zuletzt gänzlich ausgerottet, und der grausame, blutdürstige Araber tritt an die Stelle des Naturmenschen.

Eines der ersten Vorurtheile, welches man den Kindern beybringt, ist ein fast unversöhnlicher Haß gegen die Christen, und dieser ist so stark, daß fast kein Araber nicht ein gutes Werk zu thun glaubt, wenn er einem Christen das Leben nimmt. Ich habe oft sehr viel von den Kindern auszustehen gehabt, die sich um mich her versammelten, wenn ich mich einem Zelte näherte, und nicht selten erlitt ich die größten Beschimpfungen; sie spien mir ins Gesicht, oder warfen mich mit Steinen, und doch durfte ich es nicht wagen einem unter ihnen übel zu begegnen;

denn ihre Eltern würden gewiß die Beleidigung, die ein Diener Mahomets von einem Hunde (einer ihrer sanftesten Ausdrücke) erlitten, auf das nachdrücklichste geräcbt haben. Zuweilen habe ich arabischen Weibern begegnet, die nie zuvor einen Christen gesehen, und die, sobald sie mich erblickten, zurück wichen, und mich als ein Ungeheuer flohen; doch durch einige kleine Geschenke wurden sie endlich umgänglicher, und durch meine gute Begegnung überzeugt, brachte ich es so weit, daß sie sich endlich erdreisteten mich anzusehen, und sie bezeugten nicht geringe Verwunderung, da sie mich wie andere Menschen gebildet fanden. Einige unter ihnen wollten durchaus nicht glauben, daß ich ein Christ sey; besonders waren meine Handschuhe, die ich der großen Hitze wegen tragen mußte, ein Gegenstand ihrer Verwunderung; diese waren von grüner Farbe, und anfänglich glaubten sie, daß dies die Farbe meiner Hände sey, und da ich sie auszog, so war vollends ihr Erstaunen ausserordentlich. Umsonst erklärte ich ihnen die Nutzbarkeit derselben, und diese Völker, die nichts kennen, als was zur höchsten Nothdurft gehört, verlachen unsere mannichfaltigen Bedürfnisse. Sie schienen sich auf das Bewußtseyn, weniger Bedürfnisse als wir zu haben, sogar etwas zu gute

zu thun; und die Wahrheit zu gestehen, so haben sie so unrecht nicht. Wie oft haben sie mir durch ihre Scherzreden wichtige Lehren gegeben! ich hatte z. B. die Gewohnheit, wenn ich ihren *Courcouçon* aß, mich eines Löffels zu bedienen; anstatt daß sie mit den Fingern ihre Kugeln bereiteten. Dieses unnöthige Werkzeug erregte bey ihnen heftiges Lachen, und ich entschloß mich aus Eigenliebe, den Gebrauch desselben einzustellen; so ungeschickt ich mich gleich anfänglich anstellte, als ich mich meiner Finger bediente, so fand ich doch, daß sie mich ungleich höher schätzten, als ich meinen Gebrauch mit dem ihrigen vertauschte. Sie sehen, mein lieber Freund, wie man hier zu Lande unsre hochgerühmten europäischen Bequemlichkeiten schätzt. In den Augen eines Bergarabers ist aller Prunk und Staat ein Gegenstand der Verachtung, und sein stärkster Beweis unsrer Kleinheit und Schwäche.

Ich bin achtungsvoll ꝛc.

Eilfter Brief.

An ebendenselben.

Zu der Zeit, als wir gemeinschaftlich die ersten Anfangsgründe der Naturwissenschaft studirten, waren Sie, mein lieber Doktor, sehr oft Zeuge, welch großes Vergnügen mir diese Wissenschaft gewährte; es ist daher auch billig, daß sie gegenwärtig mein Vertrauter in diesem Fache bleiben.

Ich komme so eben von einer ziemlich weiten naturhistorischen Wanderung zurück; auf der einen Seite bin ich bis am Fuße des berühmten Atlas-Gebirges gewesen, und auf der andern war ich in der Nachbarschaft der Wüste Saara. Der Reichthum der simplen ungekünstelten Natur ist in diesem Lande unerschöpflich; überall, wo ich hinblicke, finde ich neue, bezaubernde Gegenstände. Wie oft habe ich in Europa die unendliche Menge Naturprodukte bewundert, die wir in unserm Welttheile zu versammeln gewußt haben; die vielen seltenen Pflanzen, die wir mit grossen Kosten in unsern Gärten und Treibhäusern unterhalten, und die nicht geringe Anzahl wilder Thiere, die wir unterjocht, und als unsre Gefangene in unsern Menagerien verwahren; doch war meine Bewunderung nur immer kalt, immer einseitig. Die

Art und Weise, wie wir in Europa dergleichen Produkte aufstellen, sind an den mehresten Orten nur Gegenstände der Pracht und des Luxus, und die systematische Anordnung derselben, die doch niemals die der Natur ist, scheint mehr für das Auge, als den Verstand, bestimmt zu seyn; daher habe ich von jeher dergleichen Sammlungen mehr als Werke der Kunst, als der Natur, bewundert; doch, wie weit letztere die erstere übertrifft, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, und wie weit der größte, der an neuen Erfindungen fruchtbarste Künstler, von der einfachen, ungekünstelten Natur übertroffen wird, bedarf, glaube ich, keines neuen Beweises.

Nur einen kleinen Theil von dem, was ich seit einigen Monaten, als ich diese wilden, unwirthbaren Gegenden durchstreiche, gesehen, oder vielmehr empfunden habe, kann ich Ihnen mittheilen. Alles was ich fand, und so wie ich es fand, schien mir an seinem Ort: der Himbeerstrauch neben dem Lorbeerbaum, und die Myrthe mit Dornen durchflochten schien mir eben so natürlich, als der Oehl- und Granatbaum mit seinen Früchten zwischen dem dicksten unzugänglichsten Strauchwerk anzutreffen. Keine Blume verdankt hier der Kunst ihre Schönheit, und keine einzige prahlt auf Kosten ihrer Nachkommen-

schaft mit erborgtem oder unnatürlichem Glanze. Hier beugt kein Eichbaum kunstmäßig seine Zweige, um einen schattichten bedeckten Spaziergang zu bilden, und kein Fruchtbaum trägt fremde, ihm nicht natürliche, Früchten; aber alle zeigen sich hier mit emporgehobenem Haupte, und mit einem Ueberflusse ihnen eigener Früchten. Ueberall, mein lieber Doktor, fand ich die zwar wilde, aber im höchsten Grade fruchtbare, Natur, die reichsten Weiden, und die unabsehlichsten Ebenen, die doch nichts weniger als einförmig waren; die sanften Hügel waren mit einem Ueberflusse von Sträuchern und Bäumen bedeckt, unter welchen ich vor andern den **Mastixbaum**, verschiedene Arten von **Ginster**, und die **immergrünende Eiche** bemerkte; ich sage Ihnen nichts von den ungeheuren unfruchtbaren Sandstrecken, die hier für die Reisenden so außerordentlich beschwerlich sind, und die, so wie die oft undurchdringlichen dicken Wälder, die weitläufigen Seen und Moräste, das äußere Ansehen dieses merkwürdigen Landes bestimmen. Der Lauf der Flüsse, der in einer jeden Landschaft eine Hauptrolle spielt, ist hier nichts weniger als schnell und rauschend. Da der Boden durchaus locker und sandig ist, und sie sich überdem in eine Menge Seitenärme vertheilen, so sind sie weder tief

noch

noch auch sehr breit, und an vielen Orten scheint ihr Wasser völlig still zu stehen. Doch bilden sie, da wo sie z. B. zwischen Bergen eingeschlossen sind, oft kleine Seen, die mit einer großen Anzahl Wasservögel aller Arten bevölkert sind, oder auch angenehme erfrischende Wasserfälle, da, wo sie durch Felsen oder steinigten Grund in ihrem Lauf aufgehalten werden.

Die meisten Wälder haben hier ein sehr ehrwürdiges Ansehen, und einen gewissen Charakter des Alterthums, der den schwärmerischen Reisenden leicht in die ältesten Vorzeiten versetzt. Wenn man diese dunkeln stillen Haine durchwandert, so erwartet man jeden Augenblick auch ihre ehemaligen Bewohner anzutreffen, und wenn gleich von ihnen keine Spur mehr zu finden, so zeigen doch ihre Werke, daß sie ehedem diese Oerter bewohnten. Nur sehr unvollkommen, mein lieber Freund, kann ich Ihnen meine Empfindungen mittheilen, die der Anblick dieser ehrwürdigen Ruinen mitten in dieser Wildniß in mir erregt hatte. Halb eingefallene Mauern, zerbrochene und umgefallene Säulen, Ueberbleibsel von ehemaligen Heerstrassen, und unleserliche Aufschriften, lauter Gegenstände, die meiner Seele eine düstere, melancholische Stimmung geben. Ich suche die ältesten Zeiten mir als gegenwärtig vorzustellen, ich vergleiche die ver-

schiedenen Gebräuche und Sitten, die damals waren, mit den jetzigen, und wenn ich mich allein und abgesondert von der ganzen übrigen Welt glaube, so umgeben mich die Schatten derjenigen, deren Asche ich jezt betrete. Mich deucht, ich sehe die alten **Getuler**, **Numidier**, **Karthaginenser** und **Römer** aus ihren Gräbern hervor kommen, und den Geist der unglücklichen **Dido**, des tugendhaften **Regulus**, des strengen **Kato**, die mir über die Vergänglichkeit der größten Reiche und die Kürze dieses Lebens weise und nachdrückliche Lehren mittheilen. Bald zeigen sich mir nichts als zerbrochene Scepter, zertrümmerte Throne, und auf immer verschwundene Reiche; umsonst suche ich das stolze Karthago, das mächtige Reich des Jugurtha, die Eroberungen der Römer und ihre Werke; an ihrer Stelle erblicke ich nichts als einige hie und da zwischen den Dornsträuchen hervorragende Ruinen. Doch wie beredet sind auch diese ehrwürdigen Ueberbleibsel, und wie sprechen sie ans Herz! wie oft habe ich darüber das gegenwärtige Jahrhundert vergessen! und meine Augen, indem sie Stunden lang bey den geringen Resten einer ehemaligen mächtigen Stadt sich verweilten, haben mehr als einmal mich in tiefes Nachdenken versetzt.

Doch dieses Nachdenken, und diese süße Melancholie, verändern ihr ganzes Wesen, je weiter ich in diesen wüsten Gegenden fortwandere. Der Anblick einer sich selbst überlassenen Natur, die ungeheuren Felsen, die mich von allen Seiten umgeben, die Dunkelheit des Waldes, in welchem ich mich befinde, das unangenehme Geschrey der Raubvögel, und der winselnde Laut der unter ihren Klauen umkommenden schwächern Geschöpfe, das Heulen der wilden Thiere, sind lauter Gegenstände, die meine Einbildungskraft abwechselnd beschäftigen. Oft schwingen sich meine Gedanken in die höhern Sphären, und verehren die Werke des Schöpfers; der Anblick des blutigen Streites, den die stärkeren Thiere den schwächeren liefern, setzt mich in Wehmuth, und wenn das Brüllen des Löwen, dieses Königs der Thiere, in den Wäldern erschallt, so durchdringt mich Entsetzen.

Sie sehen, mein lieber Freund, daß Auftritte dieser Art, die im Grunde für den denkenden Reisenden wahrer Genuß sind, in einem kultivirten Lande ganz und gar nicht statt finden können. Die großen unerreichbaren Schönheiten der Natur verschwinden gleichsam unter den Händen des Menschen; freylich kann er alles, was dem Auge gefällt, vereinigen, seinen Wohlstand verbessern, und seine Bequemlich-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

keiten vermehren; dahingegen zerstört er auch das große Bild der Natur, und der philosophische Beobachter bemerkt nichts als Unordnung, Sklaverey und Zwang, und niemals wird die kultivirte Natur so stark auf die Einbildungskraft wirken, als die wilde, sich selbst überlassene; die erste ist artig, angenehm, bequem, und unterhaltend; letztere hingegen ist oft fürchterlich schön, einnehmend im höchsten Grade, und majestätisch. Sie war von jeher der Aufenthalt des Mannes von Genie, und die trefflichsten Geisteswerke, welche die Welt bewundert und verehrt, sind mehrentheils in Wüsten und zwischen abgelegenen Felsen erzeugt worden. Wollen unsre Dichter die Einbildungskraft auf das höchste bringen, so wählen sie gemeiniglich zum Schauplatze ihrer majestätischen Bilder irgend einen einsamen, verlassenen Ort. Welche Achtung flößt uns nicht der Greiß Thermosyris, der Priester des Apollo, ein, der in einem stillen veralteten Haine Hymnen zum Lobe der Gottheit anstimmte; und wer wird nicht von Ehrfurcht durchdrungen, wenn man den geheimnißvollen Gottesdienst der Druyden in ihren geheiligten Wäldern erwägt. Ich habe es mehr als einmal erfahren, daß der Anblick der wilden, ungekünstelten Natur diejenige Art von Leidenschaften hervorbringt, die an die Em-

pfindsamkeit grenzen; daher wählt der unglückliche Gatte die stillen einsamen Oerter, um seiner theuren Hälfte ein Denkmaal seiner Liebe aufzurichten, und ihre Asche mit seinen Thränen zu benetzen; hier schmeichelt der Ort gleichsam seinem Schmerze, und nähret seine süße, angenehme Schwärmerey. Wollen im Gegentheile unsre Dichter jene tändelnde Spiele, die Scherze der Liebesgötter und Grazien uns recht anschaulich machen, so ist der Schauplatz gewöhnlich ein Rosenhain, oder das blumigte Ufer eines Kristallquells, kurz, ein durch die Kunst geschaffener, oder verschönerter Ort.

Immerhin also suche der muntere, flüchtige Geist seine Einbildung an der anmuthigen und durch die Kunst verschönerten Natur zu erwärmen; die zärtlichen, empfindsamen Seelen, mögen an dem angenehmen Landleben, an den unschuldigen, harmlosen Vergnügungen der Landbewohner sich weiden; aber man lasse dem Manne von Geist die Oerter, die nur allein große Gedanken einflößen können, so wie sie aus der Hand ihres Schöpfers kamen. Denn alles, was der Mensch in dieser Art zu verbessern glaubt, das verderbt er; so hat jener Mahler, da er die unnachahmlichen Meisterstücke des Michel Angelo durch frische Farben verschönern wollte, das dunkele, aber

kraftvolle Colorit des unsterblichen Florentiners auf immer verlöscht. Aber auch die größten Kunstwerke, die dieser Meister hervorgebracht hat, wie sehr müssen sie der Natur weichen, und die auserlesensten Stücke, die der Liebhaber mit ängstlichem Fleiße unter dem feinsten Glase aufbewahret, können nur demjenigen genügen, der für die Schönheiten der Natur keinen Sinn hat; der wahre Beobachter ist damit nicht zufrieden, er wünscht den Stein an seinem Geburtsorte, das Metall in der Grube, und die Pflanze auf der Stelle, wo sie ohne Kultur wächst, zu untersuchen. Es ist nicht genug, daß wir eine Seite des Gebäudes allein sehen, wir müssen das Ganze, und die Harmonie, die in den verschiedenen Stücken herrscht, kennen lernen. Diese und ähnliche Gedanken haben mich öfters auf meinen Reisen beschäftiget; von einem Schritte zum andern verglich ich das, was ich sahe, mit dem, was ich gesehen hatte, und immer war es mir unbegreiflich, wie der Mensch das lächerliche Vorurtheil beybehalten könne, wenn er sich einbildet die Natur verbessert zu haben.

Leben Sie wohl ꝛc.

Zwölfter Brief.

An eben denselben.

In meinem vorigen Briefe versuchte ich es, Ihnen, theuerster Freund, die wilde ungekünstelte Natur im Gegenstande der durch die Kunst verschönerten darzustellen. Ich bemühte mich in Ihrer Seele die nämlichen Empfindungen zu erregen, die der von mir angestellte Vergleich in der meinigen hervorgebracht hatte. Ich zeigte Ihnen, wie interessant es für den Beobachter sey, die kunstlose sich selbst überlassene Natur an gewissen Oertern wieder zu finden, wenn man zuvor keine andere, als die durch Menschenhände veränderte, oder, wie man gewöhnlich glaubt, verschönerte, gesehen hat. Es ist gewiß, daß unter unsern Händen ein jedes Naturprodukt seine Gestalt, zum Theile auch sein Wesen verliert; und je weiter wir uns selbst von dem Stande der Natur entfernen, eben so sehr entfernen sich alle Dinge, die uns umgeben, von ihrem ersten Ursprunge. Können wir z. B. nach denen in unsern Menagerien eingesperrten Thieren die Natur der Thiere kennen lernen, oder sind unsre Hausthiere, die wir durch unsre Pflege zu Sklaven gemacht haben, etwa zu diesen Beobachtungen geschickter? Wie sehr unterscheidet sich das in seiner natürlichen

Freyheit lebende Pferd von demjenigen, welches bey uns unter der Knechtschaft seufzet, und wie verschieden sind die Bewegungen und Sprünge, die dieses Thier bey uns mit prächtigem Prunkwerke behangen macht, von denen, die wir an den wilden, noch nicht gezähmten Pferden bemerken, die durch die grausamste Verstümmlung noch nichts von ihrem angebohrnen Feuer und Behendigkeit verloren haben. Ist der mit niederhängendem Haupte und schleppendem Schritte sein Joch tragende Stier derselbe, dessen Feuer und Muth wir in den Stiergefechten bewundern? Oder erkennen wir in jenem traurigen, schmachtenden und ausgezehrten Löwen den König der Thiere, der, jezt gelehrig und untergeben, seine erste Wildheit, und mit ihr seinen Originalcharakter verloren hat. Wie sehr ist der hiesige Löwe von den übrigen unterschieden! die Wälder des alten Numidiens zeigen uns ihn noch jezt in seiner ganzen Würde; hier regiert er unumschränkt, und macht sich allen übrigen Thieren furchtbar. Bey Tage bleibt er in seiner Höhle ruhig verborgen; nur blos bey der Nacht ertönt seine fürchterliche Stimme, wenn alles in Stillschweigen und Dunkelheit gehüllt ist. So wie eine Gewitterwolke in der Ferne durch einen dumpfigten, anhaltenden Ton verkündigt wird, so kündigt sich die

Stimme des Beherrschers der Wälder an. Wenn er sich nähert, so geschieht es langsam, und mit majestätischer Würde. Voller Muth und Entschlossenheit wird er durch kein Hinderniß aufgehalten, keine Gefahr erschreckt ihn. Da er sich auf seine Kräfte verlassen kann, so gebraucht er weder List, noch Nachstellungen. Er erscheint bey Nacht, zur Zeit der Finsterniß; aber er bedient sich ihrer nicht, um seinen Feind zu beschleichen. Durch starkes und anhaltendes Brüllen kündigt er ihm seine Ankunft an, und das Losungszeichen zum Streite hört man laut ertönen; alsdann verbreitet sich überall Schrecken und Angst, kein Thier denkt an seine Vertheidigung, alle fliehen. Aber sobald sie nur seiner gewahr werden, sobald er seine sträubende Mähne und seinen muthigen Blick ihnen zeigt, so sind sie auch überwunden. Voller Schrecken und Angst bleiben sie wie versteinert bey dem Anblicke ihres fürchterlichen Feindes. Der wilde Eber vergißt bey dieser Gelegenheit seine furchtbaren Waffen, der sonst kaum zu zähmende Stier den Gebrauch seiner Hörner, und das muthige Pferd denkt nicht an die Flucht; alle ergeben sich ohne die geringste Vertheidigung. Mit einem einzigen Klauenschlage öffnet der Löwe seiner Beute den Leib, und wenn er dessen Eingeweide verzehret hat, so überläßt

er den Rest andern fleischfressenden Thieren. Hat er sich einmal gesättiget, so ist nichts weiter von ihm zu befürchten, und er geht stolz vor jedes Thier vorbey, ohne sich im geringsten irre machen zu lassen. Er ist blutdürstig und grausam blos aus Nothwendigkeit, und je nachdem er vom Hunger geplagt wird. Wird der Löwe angegriffen, so verachtet er mehrentheils seinen Feind, ohne sich zu vertheidigen, oder er entfernt sich, ohne jedoch zu fliehen.

Mehr als einmal war ich Zeuge von seiner Erscheinung bey den Zelten der Mauren. Sobald er sich nur hören ließ, so waren alle Heerden in der größten Bewegung und Angst, und das Geschrey und Geheul des verschiedenen Viehes machte den seltsamsten Kontrast. Ueberall war die größte Unordnung, und die Furcht schien sich aller lebenden Geschöpfe auf einmal bemächtigt zu haben. Das Gewinsel der Hunde, die sich alsdenn gemeiniglich dicht einer an den andern drängen, war mir immer besonders auffallend. Um sich zu vertheidigen brauchen die Mauren entweder ihr Gewehr, oder zünden auch grosse Feuer an; die Weiber ihrer Seits schreyen und toben entsetzlich, und nicht selten gelingt es ihnen, durch dieses durchdringende Getöse, und durch die wiederholten Flintenschüsse, diesen gemeinschaftlichen

Feind zu entfernen. Aber nicht immer ist der Löwe so leicht abzuweisen; ist er recht ausgehungert, so verachtet er alle diese Vertheidigungsmittel; er setzt nicht selten mitten durch die Flammen, oder überspringt auch die Zelten, fällt mitten zwischen die Heerden, und mit Hülfe der Finsterniß, der Furcht und der Unordnung, die seine Gegenwart überall verbreitet, findet er Mittel zu entkommen, und seine Beute fortzuführen.

Ich hatte mehrere Löwen in Frankreich gesehen, aber keinen einzigen, den ich mit den numidischen, die auf den römischen Kampfplätzen so berühmt waren, vergleichen könnte. Wiewohl diejenigen, die man in unsern Menagerien verwahret, oft aus eben dem Lande sind, so sind sie doch, da sie sehr jung in die Gefangenschaft gerathen, und ohne die geringste Bewegung oder die ihnen angemessene Leibesübung lange Zeit in ihrem Käfig eingeschlossen bleiben, mehrentheils schwach und entkräftet, und sterben nicht selten für Traurigkeit und langer Weile. Dahingegen sind diejenigen, die man in den hiesigen Ländern siehet, voller Muth und Feuer, außerordentlich behend, dabey stark und wohl gebauet. Die wilden Schweine, die man hier in sehr großer Menge findet, sind ihre gewöhnlichste Nahrung; daher sind die Heerden von

diesem fürchterlichen Feinde ziemlich frey; doch dringt er zuweilen, wie ich schon erwähnt habe, zwischen die Douaren oder Gezelte der Mauren, und das klügste Mittel ist, ihm ungestört die Beute, die er sich aussucht, zu überlassen. Ihn geradezu anzugreifen scheint zu gefährlich zu seyn, und die Mauren müssen daher zur List ihre Zuflucht nehmen; gewöhnlich graben sie tiefe Gruben, die sie mit Baumzweigen bedecken, und darneben binden sie ein lebendiges Stück Vieh an; denn der Löwe verachtet alles Todte, er müßte denn im höchsten Grade vom Hunger geplagt werden. Sobald er in die Grube gefallen, so wird er entweder durch Flintenschüsse erlegt, oder zu todte gesteinigt.

Die Mauren bedienen sich noch eines andern Mittels, welches weit sicherer ist. Sie beobachten nämlich den Ort genau, den der Löwe gewöhnlich besucht; dort führen sie eine Kuh, oder ein anderes lebendiges Thier hin, welches sie an den nächsten Baum anbinden. Der Jäger hält sich in einer von Baumzweigen gemachten Hütte verborgen, und erwartet den Löwen, der, durch das Geschrey des Viehes angelockt, selten diese Gelegenheit versäumt, und gemeiniglich mit voller Wuth dasselbe anfällt. In diesem Augenblicke sucht der Jäger ihm seinen

Schuß anzubringen, der gemeiniglich in mehreren Kugeln bestehet; ist der Löwe verwundet, so zieht er sich brüllend zurück, nur selten geht er dem Schusse nach. Fällt er, so wagt es der Jäger doch nicht sich ihm zu nähern, sondern gemeiniglich erst am folgenden Tage kömmt er, um sich der Haut zu bemeistern.

Ich bin unausgesetzt ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

An eben denselben.

Ich fühle mich nicht stark genug, Ihnen heute einen langen Brief zu schreiben; die große Hitze hat mich gezwungen nach La Kalle zurückzukehren, und in diesem Augenblicke, da ich schreibe, habe ich kaum Kräfte genug die Feder zu führen; jeden Augenblick muß ich absetzen, um mir den Schweiß vom Gesichte zu trocknen. Seit 14 Tagen haben wir keinen andern als Südwind, und da er gerade von der Wüste Saara her bläst, so können Sie sich leicht vorstellen, daß wir hier fast ausgetrocknet und verbrannt sind. Durch eine zufällige Ursache wird die Hitze in dieser Gegend noch vermehrt. Da das ganze Land hier herum mit niedrigem Strauchwerke bedeckt ist,

welches, wenn man es ununterbrochen fortwachsen liesse, die Wege äusserst beschwerlich, und die Wälder besonders undurchdringlich machen würde, so haben die Mauren die Gewohnheit dieses Strauchwerk alljährlich in Brand zu stecken, sobald nur die Erndtezeit vorbey ist. Eben jezt sehe ich an verschiedenen Orten, und in der Entfernung von mehreren Meilen, dicke Wolken von Rauch, aus denen sich die Flamme erhebt, und mit ausserordentlicher Geschwindigkeit die nächsten Felder, Hügel ergreift, ja sogar die dicksten Wälder durchdringet, und überall nichts als große ansehnliche Haufen Kohlen und Asche nach sich läßt, deren schwarze Farbe sich sehr deutlich in einer ziemlichen Entfernung unterscheidet. Dieses Feuer ist besonders bey Nachtzeit sehr auffallend und prächtig; anfänglich sieht man eine prasselnde Flamme, die sich wellenförmig fortbewegt, und sich zulezt bis an die Wolken erhebt. Darauf folgt ein dicker schwarzer Rauch, der den ganzen Horizont einnimmt, und das Schreckliche der Finsterniß recht fühlbar macht. Hin und wieder bricht durch diesen dicken Rauch eine hellglänzende Flamme, deren Wirkung in der Finsterniß besonders schön ist; rechnen Sie hierzu noch das blasse Mondlicht, so haben sie einen der seltsamsten Kontraste, der, so angenehm er auch

dem Auge ist, dennoch für die Einbildung viel Schreckliches hat. Ueberall sieht man Thiere fliehen, die durch die Flamme verscheucht ihr zu entkommen suchen; andere, die bereits von ihr ergriffen, unterscheiden sich durch ihr klägliches Geschrey, kurz, an allen Ecken verbreitet diese merkwürdige Erscheinung Schrecken und Furcht.

Obgleich die Mauren, wenn sie dergleichen Feuer anzünden, mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, so geschieht es doch bisweilen, daß ganze Douaren, Menschen und Vieh, von der allgemein sich ausbreitenden Flamme ergriffen werden; alsdann bleibt gewöhnlich nichts verschont, als die Weideplätze, und das Ufer der Seen und Quellen. Oft dauern diese Feuer einige Monate lang, und alsdann ist unsre ganze Atmosphäre so sehr erhitzt, daß das reaumurische Thermometer stets zwischen 36 und 40 Gr. stehet. In dieser Hitze nehme ich meine Zuflucht zum Bade, gewöhnlich einigemal des Tages, und das ist die einzige Zeit, wo ich einiger Arbeit fähig bin. Ich darf an keinen Spaziergang denken, mein weitester Gang ist bis zum Hause des Gouverneurs, und ob es gleich dem meinigen gerade gegen über gelegen ist, so laufe ich doch, als wenn ich vor einem glühenden Ofen vorbey müßte. Die heiße und schwere

Luft macht mir das Athemholen ausserordentlich sauer; dabey ist meine Verdauung geschwächt, und mein Appetit gänzlich verloren; doch hoffe ich durch eine sehr mäßige und ruhige Lebensart dem Faulfieber, welches das hiesige Komptoir gegenwärtig verwüstet, zu entgehen. Die großen Seen, welche uns umgeben, sind, wie ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe sagte, die Ursache dieser tödtlichen Fieber; denn sonst ist die Luft in der Barbarey sehr gesund, und an den Orten, welche nicht durch das angezündete Feuer erhitzt werden, viel weniger heiß.

Doch haben wir auch abwechselnd kühle Tage, besonders wenn der Wind von der Seeseite bläst, und dieser Tage bediene ich mich, um diejenigen Stellen, die das Feuer verschont hat, zu untersuchen. Mein gewöhnlicher Spaziergang ist nach einem etwa zwey Meilen von La Kalle gelegenen einsamen Thale, längs dem Ufer der See. Eine frische Quelle unterhält in diesem Thale ein immerwährendes Grün, und von der Mittagsseite wird es durch ziemlich hohe Hügel beschützt; gegen der See, oder der Nordseite, ist es völlig offen, und genießt daher der kühlenden Winde, die von dieser Seite her wehen. Die Bäume, womit dieses Thal durchgehends besetzt ist, gewähren den angenehmsten Schatten, der nur beym Auf- und

Untergange

Untergange der Sonne sich verliert. Aber was mir dieses Thal besonders angenehm und merkwürdig macht, ist, daß es zugleich der Freundschaft und Liebe zum Aufenthalte dient: Tugenden, deren Genuß dem Herzen der wilden, unmenschlichen Araber völlig unbekannt scheinen; auch ist dieses Beyspiel in seiner Art einzig; wenigstens habe ich in diesem Lande nie etwas ähnliches gehört. Zwey Brüder, die von ihrer Kindheit an in der größten Einigkeit mit einander gelebt, und eidlich sich verbunden hatten, niemals einander zu verlassen, haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen; da sie den Sitten sowohl, als allem Umgange mit ihren Landsleuten entsagt, so wählten sie dieses einsame angenehm gelegene Thal. Hier leben sie mit ihren Weibern und Kindern in der größten Einigkeit und Frieden, und ihre Heerden weiden unter den schattigten Bäumen des Thales. Wenn ich bey ihnen anlange, so kommen diese Brüder Einsiedler (wie wir sie gemeiniglich hier nennen) mir entgegen, führen mich in ihr Gezelte, und bieten mir die frischgemolkene Milch ihrer Kühe an. Ich bringe ihren Weibern gemeiniglich einige Kleinigkeiten zum Geschenke; ein Kamm, ein Messer, oder ein Schnupftuch, sind für sie Dinge von großem Werthe, die sie mit vielem Danke annehmen. Oefters begleitet mich

einer von ihnen, und sucht mit mir Kräuter. Ist die Hitze zu stark, so finde ich ein Obdach in ihrem Gezelte, wo ich alsdann die bey mir habenden Lebensmittel gemeinschaftlich mit ihnen theile. Nur sehr unvollkommen, mein lieber Doktor, kann ich Ihnen die angenehmen Augenblicke, die ich unter diesen beyden Brüdern zubringe, beschreiben; wie oft habe ich gewünscht, in diesem paradisischen und unverdorbenen Aufenthalte die kleine Anzahl meiner Freunde zu vereinigen, und unter ihnen meine Tage in einem angenehmen Müßiggange, fern von der ganzen übrigen Welt, zu verleben. Wenn ich einige Tage aussenbleibe, ohne meine beyden Araber zu sehen, so besuchen sie mich in La Kalle, und nöthigen mich den Tag bey ihnen zuzubringen; nur selten schlage ich es ihnen ab, es müßte dann ausserordentlich heiß seyn.

Leben Sie wohl ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An eben denselben.

Seit einiger Zeit ist die ganze umliegende Gegend ein Schauplatz der Verwüstung und der größten Grausamkeit. Ali-Bey, von dem ich Ihnen im vorhergehenden die Beschreibung gemacht, überfällt, und zwar mehrentheils bey der Nacht, mehrere der arabischen Horden, die in seiner Nachbarschaft wohnen; da Ali und seine Truppen beritten sind, so ist es ihm leicht, die Heerden seiner Feinde wegzuführen, ihre Zelten zu plündern, und Weiber und Kinder zu Gefangenen zu machen. Diese unglücklichen Geschöpfe werden von den Feinden ärger als Lastvieh behandelt, und sind den viehischen Begierden der Soldaten so lange Preiß gegeben, bis sie von den Verwandten losgekauft werden. Viele sterben während der Gefangenschaft, entweder aus Mangel an Lebensmitteln, oder erliegen auch unter den Schlägen. Diejenigen, welche die Gefangenschaft überleben, sind noch mehr zu beklagen; die Noth zwingt sie, sich mit den wilden Kräutern zu behelfen, und die schändlichste Begegnung stehet ihnen jeden Augenblick bevor. Nicht selten wird die Tochter in Gegenwart der Mutter geschändet, und findet der Thäter

nicht die Wolluſt, die er ſich verſprach, ſo wird ſie im Angeſichte der Mutter ermordet. Jüngere Kinder, die ihnen zur Befriedigung eines noch ſchändlichern Laſters dienen, werden öfters nicht eher von ihnen entlaſſen, als bis ſie ihren letzten Hauch in den Armen ihrer Mütter aufgeben, oder wenn ſie mit dem Leben davon kommen, lebenslänglich die Merkmaale dieſer viehiſchen Ausſchweifung an ſich tragen.

Unter denen von Ali mit Krieg überzogenen und beraubten Stämmen befinden ſich die ſogenannten Benitſelems, die jährlich mit unſerm Komptoir Handlung treiben. Da dieſe Araber durchgehends arm, und auſſer Stande ſind ihre Weiber und Kinder auszulöſen, ſo wandten ſie ſich dieſerhalb an den Gouverneur von La Kalle, in Hoffnung, daß Ali-Bey wegen der mit unſerm Komptoir geſchloſſenen Handlungsvergleiche ſich zu ihrer Loslaſſung verſtehen würde; und wirklich hat dieſer Chef, gegen eine gewiſſe Summe in Piaſtern, die das Komptoir bezahlt, die Gefangenen frey gegeben. Wenige Tage nachher, als er die verlangte Summe erhalten, ſchickte er die Benitſelems durch ſeine Reuter begleitet zurück. Wir giengen dieſen armen Geſchöpfen etwa eine halbe Meile Weges entgegen; kaum wurden ſie uns gewahr, als ihr Freudengeſchrey durch

die Luft ertönte, und sie uns durch mancherley Wünsche und Ausrufungen segneten. Wir waren ihre Wohlthäter, ihre Väter, und obgleich ich nur wenige von ihren Worten verstand, so drückten ihre Geberden doch ihre Gedanken vollkommen aus. Mit thränenden Augen, und mit Zeichen der äussersten Bewegung, rissen die Mütter ihre Säuglinge von der Brust, und reichten sie uns dar; andere küßten sie unaufhörlich, indem sie auf uns deuteten. Den ältern Kindern gaben sie zu verstehen, daß wir sie aus der Gefangenschaft erlöset haben, und daher ihren Dank verdienten.

Diese Auftritte, welche auch uns bis zu Thränen bewegten, wurden durch die Ankunft der Männer und Väter, denen wir die Loslassung ihrer Weiber und Kinder anzeigen lassen, noch rührender. Ihre erste Bewegung, sobald sie einander ansichtig wurden, war, sich wechselseitig zu umarmen; aber ihre Worte, die sich mit ihren Seufzern vermischten, und Freude und Bewegung zugleich andeuteten, erstarben auf ihren Lippen. Die Kinder hiengen sich an die Aerme ihrer Väter, gleichsam als befürchteten sie aufs neue von ihnen getrennt zu werden. Indeß war diese Freude nicht allgemein; viele Männer vermißten ihre Weiber, Väter ihre Kinder, die sämtlich

während der Gefangenschaft im Elende umgekommen waren, und die Klage über deren Verlust, und die Thränen der Leidtragenden, unterbrachen die allgemeine Freude. Nur durch ein mitleidiges Stillschweigen konnte man ihnen die Fragen der Verstorbenen wegen beantworten. Selbst diejenigen, die ihre Weiber und Kinder wieder erhielten, fanden sie in der traurigsten und elendesten Lage; viele entehrt, ihrer Gesundheit auf immer beraubt, und durch Kummer und Gram unkenntlich gemacht. Die mehresten dieser elenden Gefangenen waren nackend, oder hatten kaum einige Lumpen, um ihre Blöse zu bedecken; auf ihren Gesichtern war der Ausdruck der Ermüdung und des höchsten Elendes sichtbar; denn sie hatten eine ganze Tagreise durch den brennenden Sand, und in der größten Sonnenhitze wandern müssen, und dabey keine andre Nahrung zu sich genommen, als die wilden Kräuter und Wurzeln, welche sie auf ihrem Wege angetroffen hatten. Besonders war der Anblick der Kinder, die sich kaum auf ihren Füßen erhalten konnten, und vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger weinten, im hohen Grade mitleidenswürdig. Dieses ganze Volk lagerte sich nahe bey La Kalle, wo man Sorge trug, sie mit den nothwendigsten Lebensmitteln zu versehen. Besonders fielen sie mit

einer Art von Wuth über das Wasser her; ein jeder wollte der erste seyn, um seine lechzenden Lippen in dem Wasser, welches man ihnen in einem Eimer darreichte, abzukühlen, und man hatte alle nur ersinnliche Mühe, ohngeachtet der bey dem Brunnen angestellten Wachen, Ordnung und Ruhe zu erhalten; viele waren im Begriffe sich in den Brunnen zu stürzen, wenn man sie nicht daran verhindert hätte. Sie brachten die Nacht unter freyem Himmel zu, und am folgenden Morgen kehrten sie zu ihren Gezelten zurück.

Wenn Sie diesen Zug, mein lieber Doktor, blos nach den Empfindungen, welche er in Ihrer Seele hervorgebracht hat, beurtheilen wollen, so haben Sie freylich recht, das menschliche Verfahren der hiesigen Kaufleute und die Empfindungen der Dankbarkeit dieses arabischen Volks zu loben. Wie gern wollte ich in diese Lobsprüche mit einstimmen, wenn ich nicht als Augenzeuge, sowohl den wilden grausamen Charakter der Araber, als die Habsucht der hiesigen Kaufleute, kännte. Die Kompagnie war damals dem Anscheine nach menschlich und mitleidig, weil ihr Vortheil es erforderte; hätte sie der Bitte des damals beraubten Stammes nicht Gehör gegeben, so wäre sie bey einer andern Gelegenheit gewiß durch irgend

einen friedenstörenden Angriff in ihrem Unternehmen gehindert worden. Von Seiten der Araber kann ich Ihnen versichern, daß sie durch diesen Vorgang weder umgänglicher, noch weniger grausam geworden. Wenn ich auch zugebe, daß die ersten Merkmale ihrer Erkenntlichkeit aufrichtig gewesen sind, so dauerte es doch nicht lange, daß dieselben durch den dieser Nazion angebohrnen Charakter völlig erstickt wurden, und ich bin ein Augenzeuge verschiedener Beleidigungen gewesen, die sie gar nicht lange nach ihrer Befreyung der Kompagnie angethan; dadurch bin ich natürlicher Weise von jenem günstigen Vorurtheile, welches ich bey dem so eben beschriebenen rührenden Auftritte von ihnen gefaßt hatte, völlig zurückgekommen.

Was mich während dieses unruhigen und grausamen Zeitpunktes am mehresten zu Herzen gieng, war das Schicksal der beyden Brüder, deren ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe Erwähnung gethan. Als ich eines Tages den Ort ihres Aufenthaltes besuchte, fand ich ihn öde und verlassen. Da ich gewiß wußte, daß sie dieses Thal niemals verlassen würden, so muthmaßte ich alsbald, was sich in der Folge nur mehr als zu sehr bestätigte. Ich erfuhr nämlich, daß sie vom Ali so wie die übri-

gen Araber ausgeplündert worden. Ich entschloß mich sofort diesen Chef aufzusuchen, und alles, was ich nur vermögen würde, anzuwenden, um diesen beyden glücklichen Brüdern wieder zum Besitze ihres Eigenthums und ihrer Einsamkeit zu verhelfen. Ali-Bey, dem ich meine Verwunderung über seine Räubereyen ziemlich deutlich zu verstehen gab, entschuldigte sich damit, daß er nichts ohne Vorwissen und Befehl des Bey von Konstantine gethan, und daß diejenigen Araber, die er beraubet, sich dieses Unglück durch die Weigerung den schuldigen Tribut zu zahlen selbst zugezogen hätten. Was die beyden Brüder betraf, für welche ich mich verwendete, so versicherte er mich, daß sie ohne sein Vorwissen beraubt worden, und daß er mir von deren Schicksal keine Nachricht geben könnte. Da ich der Aussage des Ali nicht ganz trauen durfte, so erkundigte ich mich dieserhalb bey mehrern Arabern, aber niemand konnte mir hierüber das geringste Licht geben. Ich kehrte daher betrübt nach La Kalle zurück, unzufrieden mit dem schlechten Erfolg meiner Nachforschung, und bekümmert über das Schicksal der beyden einzigen Araber, die mich in dieser Welt interessirten. Endlich erfuhr ich, daß beyde an der Pest gestorben, die noch immer ununterbrochen bey den benachbarten Horden fortwüthet.

Ich bin mit der freundschaftlichsten Ergebenheit ꝛc.

Fünfzehnter Brief.

An eben denselben.

Gegenwärtig ist alles ruhig auf dieser Küste, und man hört von keinen Streifereyen des Ali-Bey mehr; doch darf man sich eben nichts auf dergleichen Stille zu gut thun; denn gewöhnlich währen die Friedensverträge der Araber nicht länger, als bis der Schwächere der Stärkere geworden, entweder durch öffentlichen oder heimlichen Angriff. Den Arabern gilt es gleich viel ihrem Feinde durch Hinterlist, Verrätherey, oder auf sonst eine Art beyzukommen, genug, wenn sie sich rächen und Menschenblut vergiessen können. Dieses Schauspiel scheint für sie eben so angenehm und unterhaltend zu seyn, als der Tod eines Stück Wildes dem Jäger ist, der es erlegt hat. Bey Todesurtheilen brauchts bey den Arabern keines Scharfrichters; ein jeder dränget sich zu diesem ehrenvollen Amte, sobald nur der Richter gesprochen hat. Bitten, Thränen, oder das gräßliche Geschrey der Unglücklichen, die man umbringen will, machen dergleichen Auftritte für den Araber desto festlicher. Nicht der Tod des stummen unschuldigen Lammes, welches stillschweichend den tödtlichen Stich empfängt, kann die Araber reizen, aber wohl langwierige und äußerst

schmerzhafte Todesarten. Es ist nicht gar lange, daß ein Türk, der von Algier desertirt, sich zu den Nadis flüchtete, um von dort aus nach Tunis zu gehen. Die Nadis, die ihn allein und ohne Waffen antraffen, schnitten ihm zuerst die Nase und Ohren, alsdenn die Arme und Beine ab. Sie belustigten sich an diesem Schauspiele, bis der Türk verscheiden wollte, da sie ihn dann vollends durch wiederholte Säbelhiebe umbrachten.

Ein ehemaliger Gouverneur von La Kalle, den ich zu Marseille kennen lernte, versicherte mich, daß einer der arabischen Chefs, bey welchem er der Handlung wegen einen Besuch abgestattet, ihm ein Duzend Sklaven mit den Worten vorgeführt: „Siehe dieses Lumpengesindel; welchem willst du, daß ich den „Kopf abschlagen lasse?„ in der Meynung ihm einen angenehmen Zeitvertreib dadurch zu machen. Mancher Araber rühmt sich eines Meuchelmords mit einer Art von Zufriedenheit, gleich einer lobenswürdigen That, und der Name eines großen Mannes kann unter ihnen nur durch eine Menge Mordthaten verdient werden.

Zu dieser Grausamkeit der Sitten gesellet sich bey den Arabern noch überdem der Hang zu allen Lastern. Kaum sind sie über die Jahre der Kindheit hinaus,

so überlassen sie sich dem unmäßigen Genusse des weiblichen Geschlechts; doch dies wäre unter den Lastern dieser Art noch das geringste. Erlauben Sie, mein Freund, daß ich die Abscheulichkeiten, die unter ihnen am mehresten im Schwange gehen, und die Sie nicht anders als mit Entsetzen und Widerwillen anhören würden, hier mit Stillschweigen übergehe. Die Ehe bestehet unter den Arabern nur dem Namen nach. Sie kaufen ein, zwey oder drey Weiber, oder so viel sie ernähren können. Sie behalten sie, so lange sie ihnen gefallen, oder verkaufen sie auch ohne weitere Umstände. Die arabischen Weiber sind ohnstreitig die unglücklichsten Geschöpfe der Welt; ihre Männer, die ihnen als Despoten begegnen, üben über sie ganz unumschränkte Gewalt aus, und begegnen ihnen mit der größten Verachtung.

Der Araber ist von Natur aufbrausend und hitzig, und überläßt sich seiner Neigung, ohne die geringste Widerrede zu dulden; daher geschieht es nicht selten, daß er alles, was seinen Begierden nur im geringsten zuwider ist, denselben aufopfert. Der Sohn scheuet sich nicht sich mit dem Blute seines Vaters zu beflecken, ein Bruder den andern, oder ein Mann sein Weib umzubringen. Dem niedrigsten Geize ergeben, kann der Araber durch eine sehr geringe Belohnung

gar leicht zu einer Mordthat verleitet werden, und man könnte sicherlich die ganze Barbarey in sehr kurzer Zeit entvölkern, wenn man auf den Kopf eines jeden Mauren einen Preiß setzen wollte. Dieser blutdürstige und grausame Charakter, den man allenfalls bey Cannibalen, oder bey einer der Jagd stets ergebenen Nazion, erwarten sollte, ist bey einem Volke wie die hiesigen Mauren und Araber, die so wenig Bedürfnisse haben, und deren gewöhnliches Geschäfte eher sanft als grausam zu nennen, in der That sehr merkwürdig.

Der Durst nach Reichthümern scheint überdem bey den Mauren ihre angebohrne Grausamkeit zu vermehren. Von der großen Menge Piastern, die jährlich durch die Handlung in dies Land kommen, gehet gewiß kein einziger wieder zurück; alle bleiben hier, und was das schlimmste ist, der gröste Theil wird vergraben. Und auf welche Art sollte auch dieses Volk, bey welchem weder Luxus noch Industrie zu finden, und welches nur äußerst wenige Bedürfnisse hat, unser baares gemünztes Geld anwenden, welches wir ihnen für ihr Korn und ihre Wolle jährlich bringen? Glaubt man etwa, daß der Maur dieses Geld zur Vermehrung seiner Heerden, oder um sich eine größere Anzahl Weiber oder Sklaven zu verschaf-

sen anwendet? Weit gefehlt. Läßt ein Maur nur etwas mehr als gewöhnlichen Reichthum blicken, so ist er versichert ausgeplündert zu werden, oder er, seine Weiber und Kinder stehen in Gefahr durch die größten Schmerzen zur Entdeckung ihres vermeintlichen Schatzes gezwungen zu werden; doch dazu versteht sich der Maur auf keine Weise, unter den höchsten Martern bleibt er unempfindlich und entdeckt nichts. Wann bey ihren bürgerlichen Kriegen sie alles des Ihrigen beraubt werden, alsdann nimmt der Maur gewöhnlich seine Zuflucht zum vergrabenen Gelde, um eine frische Heerde, um neue Zelten zu kaufen, oder Weib und Kind aus der Gefangenschaft zu lösen, im Fall er etwa keine bessere, oder zu einem billigern Preise finden sollte. Dieser einzigen Ursache wegen ließe sich die Gewohnheit das Geld zu vergraben einigermassen entschuldigen; da ausserdem nur der Mann allein davon Kenntniß hat, so geschiehet es, daß, wenn er stirbt, auch dies Geheimniß mit ihm verloren geht. Auf diese Weise besitzt die Barbarey eine sehr große Menge Piaster, die aber auf immer verloren sind; man kann also mit Recht sagen, daß das reichste Bergwerk in diesem Lande wirklich gemünztes Silber enthalte.

Dem Diebstale sind die Araber so wohl aus Nei-

gung als aus Gewohnheit ergeben. Die Hofnung einem Reisenden einige geringfügige Kleinigkeiten zu entwenden, können sehr oft dessen Leben in Gefahr setzen; daher geschieht es, daß wenn ein Chef dem andern einen Boten zusendet, und dieser etwa bey einem noch unbezwungenen oder feindlichen Stamm vorbey muß, er gewöhnlich seine Kleider ablegt, und sich mit den elendesten Lumpen behänget, deren Besitz niemand reizen kann. Einige dieser Boten reisen auch ganz nackend, und tragen eine Art von großem Rosenkranz um den Hals; dieser andächtige Zierrath macht, daß man sie entweder für *Papas* (Geistliche), oder auch Heilige hält, und ihnen mit mehrerer Achtung, als andern, begegnet. Sogar ein Gast ist bey den Arabern für Diebstahl nicht gesichert; sie empfangen ihn dem Anscheine nach freundschaftlich, bewirthen ihn in ihrem Gezelte, und wenn die Gelegenheit sich darzu zeiget, bestehlen sie ihn. Ein Fremder, der unter den Arabern reiset, (ich) verstehe unter solchen, wo dessen Leben nicht in Gefahr ist) muß alle nur mögliche Wachsamkeit anwenden, um sich vor ihren Diebereyen zu bewahren. Selbst die Begleiter sind öfters die ersten, die das, was sie, ohne bemerkt zu werden, erhaschen können, mitnehmen. Ist man bey der Nacht in ihren Zelten, so thut man wohl

alles bey sich habende Geräthe zu verschließen; mit Hülfe der Finsterniß schleichen die Mauren sich gemeiniglich unter die Zelten, und da sie ausserordentlich behende in diesem Geschäfte sind, so gehen sie selten mit leeren Händen heim. Man thut daher sehr wohl, wenn man bey ihnen übernachtet, stets ein brennendes Licht, oder Feuer im Zelte zu unterhalten. Einen Christen zu bestehlen, ist für sie ein doppelter Genuß, ein Beweis, wie sehr sie uns hassen. Doch die Einwohner von La Kalle bezahlen sie mit gleicher Münze; man hat mir erzählt, daß einer der Einwohner, der ein großer Liebhaber der Jagd, dabey ein sehr guter Schütze war, die Mauren, so wie anderes Wildpret jagte. Sein Kunststück bestand in folgendem: wenn er einem Maur begegnete, so gewann er sein Zutrauen durch etwas Pulver und Bley, welches er ihm gab; er wußte es ferner dahin zu bringen, daß er sich mit ihm an einem etwas entfernten Orte niederließ, und alsdann wie von ohngefehr zog der Christ ein kleines Brod aus der Tasche, und warf es in einiger Entfernung von sich; der Maur, der gewöhnlich, um das Brod zu erhaschen, nachlief, wurde in diesem Augenblicke durch ein paar Kugeln von dem Christen erlegt, der alsdann den Leichnam gemeiniglich hinter irgend einem Dornstrauche verbarg.

barg. Man hat mich versichert, daß dieser nichtswürdige Mensch, kurz vorher, ehe er nach Marseille zurückgegangen, sich gerühmt, auf diese Weise eine große Anzahl Mauren ums Leben gebracht zu haben; um, wie er hinzugesetzt, die Menge der Beleidigungen, welche die Christen von den Mauren auszustehen haben, einigermaßen zu rächen.

Doch habe ich auch Gelegenheiten erlebt, wo die Mauren den Haß der Christen vollkommen verdienten. Vor einiger Zeit wurde die der Kompagnie gehörige Heerde, die nicht weit von La Kalle weidet, von den Nadis angefallen, und mehr denn hundert Stücke Ochsen von derselben geraubt. Die auf der Mühle befindlichen Soldaten benachrichtigten uns sofort von diesem Vorfalle, und in einem Augenblicke waren sämtliche Einwohner in Bewegung. Man eröffnete die Gewehrkammer, und ein jeder suchte so schnell als möglich sich zu bewaffnen; man bemeisterte sich aller Pferde, sogar die Maulthiere wurden von der Arbeit weggenommen, und in diesem Augenblicke zu Streitrossen umgeschaffen. Wer zuerst fertig war, hatte nicht Geduld den folgenden zu erwarten; ein jeder wollte der erste seyn, und alle geriethen bey dieser Gelegenheit in Unordnung. Man irrte eine geraume Zeit aufs Gerathewohl umher, ohne

den Feind finden zu können; mehr als zwey hundert Soldaten waren im Felde und in den Büschen zerstreut, ein jeder brannte vor Begierde sich zu rächen. Endlich erblickte man die Nadis, man schoß auf sie, aber in einer zu weiten Entfernung, um sie zu erreichen; kurz, sie flüchteten sich in ihre Berge, wohin sie niemand verfolgen konnte, und die Unsrigen kehrten mißvergnügt nach La Kalle zurück.

Doch die Nadis, die sich vor Ali-Bey fürchteten, der bey dieser Gelegenheit aus Handlungspolitik unsre Parthey zu nehmen schien, und die ausserdem einer alten Fehde wegen dessen Ahndung erwarten mußten, schickten bald nachher einen großen Theil der entwandten Ochsen zurück, und baten um Frieden, den man ihnen auch sogleich, und sogar unter den von ihnen bestimmten Bedingungen, zugestand; ein Beweis, wie sehr man hier den Frieden und die Ruhe der Handlung wegen liebt. Indessen darf man sich auf dergleichen Friedensverträge nicht verlassen, und seitdem führen diejenigen, die unsre Heerde bewachen, einige kleine Feldstücke bey sich, welche die Mauren vorzüglich fürchten.

Ich umarme Sie hochachtend ꝛc.

Sechszehnter Brief.

An eben denselben.

In einem Lande wie dieses, wo Mord und Todtschlag die tägliche Losung sind, Nachrichten von seinen Freunden und Verwandten zu erhalten, ist eben so viel, als durch Zauberey auf einmal unter die Seinigen sich versetzt zu finden; dies waren die Empfindungen, die Ihr freundschaftlicher Brief bey mir verursachte. Ich wundere mich nicht, daß Ihnen das, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe erzählte, unglaublich vorkömmt; die Begebenheiten, die ich ganz ungeschmückt vortrug, hätten, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, noch viel wunderbarer ausfallen können; denn Sie glauben nicht, was für heftige Wirkungen die blutdürstigen arabischen Sitten hervorbringen können. Obgleich ich an Ort und Stelle mir alle nur ersinnliche Mühe gebe, der wahren Ursache dieser Grausamkeiten nachzuspüren, so bin ich doch nicht viel weiter, als Sie, damit gekommen, und je mehr ich darüber nachdenke, je unerklärbarer wird mir vieles. Ich habe eine Menge Thatsachen gesammelt, und meine eigenen Bemerkungen dazu gefügt, und diese denke ich nächstens Ihnen zu übersenden. Meines Dafürhaltens ist der Mensch unter

allen Geschöpfen am schwersten zu erklären, und ein aufmerksamer Beobachter sollte billig ihn nicht anders als mit der äussersten Behutsamkeit beurtheilen.

Die hiesigen Araber bekennen im Ganzen genommen sich zur muhamedanischen Religion; doch fügen sie noch eine Menge äusserlicher Ceremonien und andere aberglaubische Possen hinzu; der eigentliche Geist dieser Religion scheint ihnen unbekannt zu seyn. Sie beobachten den Ramadan, Beiram, das Gebet, das Waschen nach muhamedanischer Weise ziemlich genau; auch sind sie sämtlich beschnitten. Nur sehr wenige unter ihnen enthalten sich des Weins; sie trinken ihn, so oft sich nur die Gelegenheit darzu darbeut, besonders wenn sie von niemand gesehen werden.

Einige unter ihnen, die sie *Papas* nennen, und die bey den verschiedenen Religionsgebräuchen, als dem Gebete, den Heyrathsceremonien, der Beerdigung gleichsam den Vorsitz haben, unterscheiden sich durch einen um den Hals hängenden Rosenkranz, der aus sehr großen Kugeln bestehet; doch versteht man auch hier schon die Kunst, die Geistlichen bey mehreren Gelegenheiten zu entbehren. Der Rosenkranz dient ihnen wie uns, um die Anzahl der Gebete zu bestimmen. Bey einer jeden Kugel, die sie durch die Finger laufen lassen, sprechen sie: **Gott ist groß!**

es ist nur ein Gott, Mahomet ist sein Prophet; in diesen Ausrufungen und dieser Erhebung des Geistes zu Gott bestehet ihr ganzes Gebet, welches sie auf eben diese Art, mitten in der Arbeit, auf ihren Reisen und in der Einsamkeit wiederholen. Sie sprechen diese wenigen Worte mit starker Stimme, und gleichsam als wären sie von der Größe und Allmacht Gottes innig gerührt, aus, obgleich ihre Handlungen damit ganz und gar nicht übereinkommen.

Bey den Mauren wird das Waschen nicht so strenge als bey den Türken beobachtet. Es ist hinlänglich, wenn sie sich einige Theile des Körpers, wie z. B. die Arme, Hände, das Gesicht und den Bart waschen, und dies verrichten sie größtentheils des Morgens, Abends und nach der Mahlzeit. Mehrere unterlassen das Waschen gänzlich, dahingegen beobachten sie das Gebet desto strenger, und überall, wo sie sich finden, so wohl in ihren Hütten, als in freyem Felde. Sie beten kniend, mit gegen Morgen gewandtem Gesichte und bedecktem Haupte. Dreymal neigen sie das Gesicht zur Erde, erheben sich, indem sie abwechselnd darzwischen knien, und jedesmal ausrufen, Gott ist groß! Mahomet ist sein Prophet!

Der Ramadan oder die muhamedanische Fasten

währet einen Monat. In dieser ganzen Zeit essen sie nichts als nach Untergang der Sonne; ihre Enthaltsamkeit geht so weit, daß sie nicht nur sich aller Nahrungsmittel enthalten, sondern auch keinen Taback weder rauchen noch schnupfen, nicht einmal einen Tropfen Wassers geniesen. Während des Ramadan lassen sie ihre Haare wachsen, auch der Bart wird diese ganze Zeit über versäumt, und kein einziges ihrer Kleidungsstücke waschen sie; einige tragen sogar aus Andacht schmutzige und unreinliche Kleider, so wie sie dieses ebenfalls bey dem Tode ihrer nächsten Verwandten, oder wenn sie jemandes Tod zu rächen haben, aufs genaueste beobachten.

Nach dem Ramadan folgt das **Beiramfest.** Dieses dauret mehrere Tage, und ist bey ihnen das, was bey uns das Osterfest ist. Während des Beirams putzen sich die Mauren aufs beste, scheren sich die Haare, und bringen die ganze Zeit in Vergnügungen und Festen zu. Man besucht sich einander wechselsweise von einem *Douare* zum andern, und alle Feindschaft scheint während dieser Zeit vergessen zu seyn, dies versteht sich übrigens nur so lange das Fest währet.

Es wäre überflüßig hier etwas mehr von der muhamedanischen Religion zu erwähnen, die Ihnen durch

mehrere Schriften hinlänglich bekannt ist. So viel ist gewiß, daß die jetzigen Mauren, als in gerader Linie von den alten Arabern, die unter der Regierung der ersten Kalifen sich der Barbarey bemächtigten, entsprossen, als wahre und ächte Muhamedaner angesehen werden können, weil sie ihren ersten Unterricht unmittelbar von Mahomet selbst erhielten: da hingegen die Türken, die von den alten Syrten abstammen, ihre Religion mit den in den Morgenländern damals üblichen Religionen vermengt haben.

Die Gastfreyheit wird unter den Mauren, wenigstens unter denen, die einem gemeinschaftlichen Chef gehorchen, auf das heiligste beobachtet. Der fremde Muhamedaner, der bey ihnen einspricht, wird mit aller anscheinenden Freundschaft empfangen. Man reicht ihm den *Courcouçon*, und gibt ihm ein Zelt, um darinn die Nacht zuzubringen; selbst ein erklärter Feind, ist er einmal in einem *Douare* aufgenommen, hat nicht leicht eine Verrätherey zu befürchten. Indessen ist diese Gastfreyheit nicht jene edle und gutmüthige, die bey den ältesten Patriarchen sowohl, als bey den Römern, mit einer Art von brüderlichen Zuneigung verknüpft war, und daher die Fremden, aus welchem Lande sie seyn mochten, mit einander verband, so wie sie auf der andern

Seite für die Menschheit ehrenvoll war den Bedürfnißen eines jeden entgegen zu kommen. So lange der Gast in dem *Douare* der Mauren bleibt, hat er nichts zu befürchten, haben sie aber einen Anschlag auf sein Leben gemacht, so lauren sie ihm außerhalb demselben auf, und alsdann können sie mit dem kältesten Blut eben denjenigen umbringen, den sie vor wenig Augenblicken als Freund und Gast in ihren Zelten beherbergten. So gar Blutsverwandtschaft macht bey dergleichen Verfahren keinen Unterscheid, ein Bruder ermordet den andern ohne Anstand, sobald nur irgend ein Vortheil damit verknüpfet ist.

Doch wenn gleich in diesem Lande die ehemalige Gastfreyheit nicht mehr zu finden ist, so haben sich doch noch gewisse alte Denkmäler erhalten, die natürlicher Weise das Herz des empfindsamen Reisenden ungemein rühren; ich meyne gewisse kleine gemauerte Grotten, in welchen noch die Ueberreste eines Wasserkruges in den Gemäuren selbst sich erhalten haben, und die mehrentheils in solchen wüsten und sandigten Gegenden errichtet sind, wo man in einem sehr weiten Bezirk weder Brunnen noch frische Quellen antrifft. Man sieht, daß diese Krüge Wasserbehälter waren, woraus die abgematteten und lechzenden Reisenden sich erfrischen konnten. Die Gastfreyheit der Alten er-

streckte sich also noch weiter, als wir glauben; nicht genug, daß der Fremde bey ihnen Aufnahme und Unterhalt fand; sie sorgten noch überdies für eines der nöthigsten Bedürfnisse, an einem Orte, wo dergleichen am wenigsten zu hoffen war. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich diese Denkmäler immer mit der innigsten Rührung betrachte, und wenn bey vielen andern ich nichts weiter als Ueberbleibsel von ehemaligem Stolz und Pracht, oder Reste einer übelverstandenen Eitelkeit bemerke, so kann ich höchstens mich dabey einige Augenblicke verweilen, und die angebrachte Kunst bewundern, aber mein Herz bleibt kalt dabey. Nur bey diesen, die zur Ehre der Menschheit mit mehrerer Sorgfalt hätten sollen erhalten werden, verweile ich mich öfters, und wie sehr wünschte ich, daß die heutigen Araber, wenn sie irgend einer guten Gesinnung fähig wären, daran Beyspiel nähmen; daß sie von dem Gebrauche der noch vorhandenen Krüge unterrichtet sind, weiß ich aus ihrem eigenen Munde, denn mehrere dergleichen wurden mir von ihnen selbst gewiesen.

Die bey den Mauren, so wie bey allen Muselmännern, durchgängig angenommene Meynung von **Prädestinazion** macht sie für die mehresten Dinge der Zukunft vollkommen gleichgültig. Niemals hörte

ich einen Maur sich über sein Schicksal nur im geringsten beklagen; ein jeder ist mit seiner Lage zufrieden, nutzt den gegenwärtigen Augenblick so gut er kann, vergißt leicht das Vergangene, und bekümmert sich wenig oder gar nicht um die Zukunft. Den Tod sehen sie als eine unvermeidliche Sache an, der sie sich ohne Widerrede unterwerfen.

Hat man ihnen ihre Heerden und Zelten genommen, oder werden sie von irgend einer großen Gefahr bedrohet, von ihrem Chef verfolgt, ihres Eigenthums beraubt, oder erleiden sie sonst besondere Unglücksfälle, so trösten sie sich mit den Worten: **Gott will es.** Ich habe verschiedene Mauren gesehen, die zu ihrem Oberherrn berufen wurden, und die zum voraus sehen konnten, daß er sie seinem Geize aufopfern würde, aber sie giengen mit der größten Gelassenheit und Ruhe, und wenn je irgend bey einem ein Anfall von Furcht sich eingestellt hätte, so war das Bewußtseyn der Prädestinazion bey ihnen stark genug, um die Natur zum Schweigen zu bringen. Eben dies für sie tröstende Vorurtheil macht, daß sie zur Zeit der Pest bey der größten Gefahr gleichgültig bleiben, und ich habe sie öfters mitten unter den an der Pest verstorbenen Leichnamen den Tod ruhig erwarten sehen; andere leisteten ihren an der Pest kranken Mitbrüdern

alle nur mögliche Hülfe, verbanden ihnen die Beulen, begruben die Verstorbenen, und, ohne die geringste Furcht zu äussern, bedienten sie sich der nämlichen Kleidungsstücke, welche die an der Seuche verstorbenen getragen hatten. Die Möglichkeit der Ansteckung ist ihnen übrigens gar wohl bekannt; aber sie zernichten alle vorkommende Einwendungen mit den Worten: **Mein Schicksal steht geschrieben, Gott will es.**

Ich habe übrigens nicht bemerkt, daß die Araber oder Mauren die Prädestinazion in eben der weitläufigen Bedeutung als wir nehmen; mehrentheils wenden sie dieselbe auf physikalische, nur selten auf moralische Dinge an. Sie glauben an Freyheit; aber da sie blos das Aeussere ihrer Religion beobachten, sich aber gänzlich von ihrer heftigen Gemüthsneigung leiten lassen, so scheint die Moralität ihrer Handlungen sie eben nicht zu bekümmern. Daher bemerkt man bey diesem Volke eine Menge von Widersprüchen, die man sich nur alsdann erklären kann, wenn man bedenkt, daß diese Nazion im höchsten Grade unwissend und unkultivirt ist. Die so sehr verschiedenen Nachrichten und Meinungen der Reisenden, die nur eine kurze Zeit unter ihnen gelebt, muß man daher aus eben den angeführten Ursachen erklären.

Wenn z. B. jemand zum erstenmale diese Küste besuchte, und die Araber während der Pestzeit in ihren Zelten beobachtete, und so, wie ich, einen Hausvater mit kaltem, gleichgiltigem Blicke unter seinen Weibern und Kindern herumwandern sähe, wie er einem jeden das Leintuch, worinn er begraben werden sollte, mit der größten Gelassenheit reichte, und die, so es empfiengen, es gleichfalls mit einer stoischen Miene hinnahmen; wer dieses, sage ich, zum erstenmale sähe, würde vielleicht dieses Volk als eine Art Philosophen betrachten, besonders, wenn zu eben der Zeit der Ansteckung die öffentlichen Lustbarkeiten und Spiele ununterbrochen fortdauerten. Welche Wirkung kann der Anblick eines Sohnes erregen, der seinen sterbenden Vater in seinen letzten Augenblicken mit aller Aufmerksamkeit bedient, und der, sobald er todt ist, ihm seine Kleider auszieht, ihn wäscht und mit eignen Händen begräbt, ohne sich im geringsten um die Ansteckung zu bekümmern?

Bey uns würden dergleichen Handlungen für Heldenthaten gelten; aber bey den Arabern muß man sie nur als Folgen ihres Systems betrachten. Ihnen ihren Irrthum über diesen Punkt benehmen, hieße die Quelle ihrer Ruhe und ihrer Glückseligkeit vernichten, die ihnen die beständige Furcht und den Despotismus,

worunter sie leben, einigermaßen erträglich macht. Nach den Begriffen unserer Religion würden diese nämlichen Grundsätze allen Lastern Thor und Thüre öffnen, weil sie uns zugleich der moralischen Freyheit berauben würden: bey dem Muselmann verhält es sich ganz anders, indem es bloß die gänzliche Ergebung in den göttlichen Willen hervorbringt, und keine weitere Unbequemlichkeiten für ihn hat, als daß sie durch die Vernachläßigung gehöriger Verwahrungsmittel mancherley physikalischen Uebeln ausgesetzet bleiben. So gefährlich diese Grundsätze in der christlichen Religion seyn würden, so sehr muß man sie bey den Muhamedanern als ein Meisterstück von Politik und Philosophie betrachten; und obgleich die christliche Religion uns die Ergebung in den göttlichen Willen ebenfalls befiehlt, so wird doch dieses nämliche Gebot bey den Muhamedanern zu weit ausgedehnt.

So hegen die Araber gleichfalls, ihrer Religion zufolge, eine besondere Achtung für die Wahnwitzigen. Sie betrachten selbige als eine Art Heiliger, oder vom Himmel besonders begünstigter Wesen. Ich fand einen dieser Wahnsinnigen in dem *Douare* des Uli-Bey. Er gieng völlig nackend, und in alle Zelten, wohin er wollte, sogar zu den Weibern, ohne daß die Männer sich dadurch beleidigt fanden. Ihn

zurückzuweisen, oder übel zu behandeln, ist nach ihrer Meinung eine strafwürdige Handlung. Ich sahe ihn von allem, was er fand, essen, und selbst Ali-Bey litt von ihm alles, sogar die größte Zudringlichkeit, mit einer Nachsicht, die mich in Verwunderung setzte.

Ich bin unausgesetzt ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

An eben denselben.

Die Pest wüthet aufs neue so heftig in diesem Lande, daß überall, wo ich hinblicke, sich meinen Augen nichts als Gräber und Grabhügel zeigen; anstatt der gewürzhaften Kräuter, deren Duft die Luft sonst hier erfüllt, empfindet meine Nase den immerwährenden Todtengeruch, den die in geringer Tiefe verscharrten Leichname ausdünsten. Selbst an den abgelegensten Orten finde ich diese Denkmäler der Sterblichkeit, welche natürlicher Weise meiner Einbildung überall das Ebenbild der Vergänglichkeit vormalen.

Die Araber, die das Leben des Menschen übrigens so gering schätzen, haben indessen die höchste Achtung für die Todten und ihre Grabstätte. Nicht

begraben zu werden sehen sie als das größte Unglück an, und gegenwärtig, da man nichts als Todte und Sterbende sieht, sterben sie mit äusserster Gelassenheit, weil sie versichert sind, begraben zu werden. Die schmählichste Strafe, die bey den Arabern einem Missethäter begegnen kann, ist zu Stücken gehauen, und den Hunden vorgeworfen zu werden.

Bey ihren Beerdigungen bemerkte ich folgende Ceremonien. Sobald ein Araber verschieden ist, wird sein Leichnam sorgfältig gewaschen, und in ein weisses, von schöner Leinwand verfertigtes Tuch gewickelt, welches eigends zu dieser Absicht in Vorrath gehalten wird. Diese Leinwand wird in verschiedenen Städten der Barbarey verfertiget; doch wird diejenige, welche die Pilger von Mecca mitbringen, und dort von dem vornehmsten Iman gesegnet worden, weit höher geachtet. Obgleich diese geweihte Leinwand ihnen sehr theuer zu stehen kömmt, so macht doch der vermeinte Vortheil, der mit deren Gebrauch verknüpft ist, daß sie die Kosten nicht scheuen.

Wenn der Todte gereinigt ist, so wird er auf eine Art von Tragbaare gelegt, und von einem Pferde zu Grabe getragen, begleitet von seinen Freunden und nächsten Verwandten. Unterdessen daß die Männer das Grab machen, hucken die Weiber um den

Todten herum, betasten und entblösen ihn, oder unterhalten sich auch in der Zwischenzeit über gleichgiltige Dinge; manchmal unterbrechen sie ihr Gespräche durch ein lautes Geheule, und verschiedene Fragen, welche sie an den Verstorbenen richten, wodurch sie ihn bewegen wollen aufs neue unter ihnen zu wohnen. Warum, sprechen sie zu dem Todten, hast du uns verlassen? Warst du nicht gut bey uns? Haben wir dir den *Courcouçon* nicht, wie es seyn soll, bereitet? Deine Kinder werden dich also nicht wieder sehen? Sie, die so viel Vergnügen empfanden dich zu besitzen, jezt, da du sie verlassen, wissen sie nicht, was sie für Schmerzen anfangen sollen; sie thun nichts als heulen und schreyen. Ach! kehre wieder zu uns, nichts soll dir fehlen. Aber du höreſt uns nicht; du antworteſt nicht auf unsere Fragen; du höreſt nicht auf unsere Seufzer. Ach! ach! ach! Diesen und ähnlichen Reden und Verweisen, die ohngefähr bey allen Leichenbegängnissen die nämlichen sind, fehlt es nicht an natürlichem und rührendem Ausdrucke, und gewiß würde auch der Zuschauer dadurch bewegt werden, wenn dieselbigen Weiber, die einen Augenblick zuvor den gröſten Schmerz ausdrückten, nicht gleich darauf

lachten

lachten und scherzten, und bald hernach aufs neue ihr Geheule fortsetzten.

Während diesen zärtlichen Verweisen raufen sie sich die Haare aus, und zerkratzen sich mit den Nägeln die Adern an den Schläfen, so daß das Blut, mit den Thränen vermischt, den höchsten Grad der Verzweiflung ausdrückt. Wenn die Männer das Grab fertig haben, so wird der Leichnam darinn auf die Seite, mit gegen Morgen gewandtem Gesichte gelegt. Einer der *Papas* giebt ihm einen Zettel in die Hände, worinn er ihn dem Mahomet empfiehlt. Ueber dem Körper wird alsdann eine Art von Gewölbe aus Baumzweigen verfertiget, damit die Erde den Körper nicht berühre; alsdann wird die Grube völlig mit Erde gefüllt, und eine neue Lage Baumzweige und Steine werden darauf gelegt, um zu verhüten, daß der Körper von den wilden Thieren nicht herausgeholt werde. In der Mitte des Steinhaufens lässet man gewöhnlich einen leeren Raum, worein irdenes Geschirr, oder sonstiges Hausgeräth, gesetzt wird; doch geschieht dies nur bey den vornehmsten Arabern. Zuletzt wird auf das Grab eine Art von Leichenfahne gesetzt; diese besteht aus einem Stock, an dessen oberem Ende ein Lappen befestiget wird, der gewöhnlich aus einem der Kleidungsstücke

des Verstorbenen genommen ist. Nach geendigter Trauerceremonie kehrt ein jeder zu seiner Hütte zurück, ohne irgend einen Ausdruck von Schmerz oder Bekümmerniß zu äussern.

Die nächsten Verwandten des Verstorbenen, oder auch dessen Freunde, besuchen das Grab von Zeit zu Zeit. Sie heben gemeiniglich einige Steine vom Grabe, oder graben den Leichnam zum Theile aus, um sich zu versichern, daß er nicht wiederum lebendig geworden. Wenn die Verwesung des Leichnams ihnen das Gegentheil zeigt, alsdann fangen sie ihr Geheule und ihre Klagen aufs neue an, die mit den zuvor beschriebenen genau übereinkommen. Einige Araber bewerfen diese Grabstätte mit etwas Kalk, um ihnen ein Ansehen zu geben; aber alle besuchen an ihren Festtägeu haufenweise die Grabstätten der Verstorbenen, und heulen und wehklagen bey denselben.

Da ich diesen Gebrauch anfänglich nicht wußte, so wurde ich eines Tages dadurch in nicht geringe Furcht gesetzt. Ich botanisirte damals in Gesellschaft meines Bedienten auf einem der Felsen in der Nachbarschaft von La Kalle, gerade während der Zeit, da wir mit den Nadis im Krieg waren. Auf einmal wurde ich durch wiederholte Flintenschüsse und ein Ge-

töse von Waffen aufmerksam gemacht, und bald darauf, da ich mich auf die höchste Spitze des Felsens begab, wurde ich in der Ferne einen großen Trupp berittener Araber gewahr, die in vollem Trapp, von einer Staubwolke umgeben, auf uns zukamen. Da sie die Fahne Mahomets aufgesteckt hatten, so wurde ich durch diese kriegerische Zurüstung nicht wenig in Furcht gesetzt, besonders weil ich den ganzen Trupp für Nadis hielte. Da es mir unmöglich war, La Kalle zu erreichen, ohne von diesen Reutern ergriffen zu werden, so suchte ich, so gut als möglich, mich in dem dicksten Gebüsche zu verbergen, weil am ersten Orte ich zu leicht entdeckt zu werden in Gefahr stand. Doch da diese Araber näher kamen, so bemerkte mein Bedienter, daß dies nicht die Nadis, sondern die Zulmis waren, bey denen wir kurz zuvor gewesen waren, und von denen er verschiedene in der Entfernung erkannte. Durch diese Versicherung getröstet, verliessen wir unsere Schlupfwinkel, und giengen ihnen entgegen. Sie erkannten mich sogleich, und sagten mir, daß sie zu einer nahe gelegenen Moschee giengen, um dort das Beiramfest zu feyern, und zugleich die Grabmäler ihrer Verstorbenen zu besuchen. Ich ließ sie ihrer Religionsübung ohne Einrede nachgehen, und auch ich fuhr mit

Kräutersuchen fort, worinn ich durch ein panisches Schrecken war gestöret worden.

Der Gebrauch nach dem Tode eines Verwandten den Hinterbliebenen einen Condolenzbesuch abzustatten, ist bey den Arabern, so wie bey uns, angenommen. Sobald jemand einen aus seiner Verwandtschaft verloren hat, so gehen die nächsten Anverwandten und Freunde zu ihm; die Männer zu den Männern, und die Weiber zu den Weibern. Bey dem ersten Besuche fängt die ganze Gesellschaft an zu heulen und zu schreyen. Die Stärke des Geheules hängt von der Würde, die der Verstorbene bekleidete, ab. So heulet z. B. der Niedere um den Höhern aus allen Leibeskräften. Weniger heulen die sich völlig gleichen. Die Chefs brauchen nur blos zu seufzen, es müßte denn gleichfalls ein Chef gestorben seyn. Alle diese Klagen werden genau nach Vorschrift beobachtet; denn sobald diese Ceremonie geendiget ist, so überläßt man sich der Freude, es müßte denn ein neuer Besucher hinzukommen, mit welchem die Gesellschaft aufs neue heulen muß. Die Besuche schränken sich nicht auf einen einzigen ein; sie werden im Gegentheile öfters wiederholt, zuweilen acht oder vierzehn Tage hintereinander. Wenn man den Tod eines Arabers in irgend einem *Douare* erfährt, wo

sich einige Verwandte des Verstorbenen aufhalten, so wird man augenblicklich durch das Geheul, welches Männer, Weiber und Kinder darüber anstellen, davon benachrichtiget, und die Hunde, die durch dies abscheuliche Getöse beunruhiget werden, stimmen gemeiniglich mit ein; doch währt das Geheul nicht gar lange, und die Ruhe ist in kurzer Zeit wiederum hergestellet.

In den Städten sehen die andächtigen Muselmänner es als eine verdienstliche Handlung an, einen Todten zu Grabe zu tragen; sobald sie nur einen Leichenzug gewahr werden, so verlassen sie sogleich ihre Beschäftigungen, um die Träger abzulösen, bis sie auf eine ähnliche Art wiederum durch andere ersetzt werden. Die Ehre, einen Todten zu beerdigen, wird keinem Miethlinge anvertraut; dies ist das Geschäfte des nächsten Verwandten. Ein Vater z. B. beerdigt seine Kinder, und die Kinder, wenn sie erwachsen sind, die Eltern, und sofort nach den Graden der Verwandtschaft. Bey jeder Beerdigung befinden sich einige oder mehrere *Papas*, die diese Ceremonie durch Absingen oder Herbeten einiger Verse aus dem Koran desto feyerlicher machen, und die dem Verstorbenen gleichfalls einen Empfehlungsbrief an den Propheten mitgeben.

Leben Sie wohl ꝛc.

Achtzehnter Brief.

An eben denselben.

Sie wünschen zu wissen, ob unter dem Volke, welches ehemals den Vater der Arzneykunde hervorgebracht hat, auch noch gegenwärtig berühmte Aerzte anzutreffen? Diese Frage ist sehr leicht zu beantworten. Die Araber kennen keinen andern Arzt als die Natur, und keine andere Arzneymittel, als die ihnen entweder die Unwissenheit oder der Aberglaube anempfehlen. Diese Nazion, die ehedem so viele geschickte Leute in der Heilkunst aufzuweisen hatte, weiß von allem dem nichts mehr, und das Licht, welches sie in dieser Wissenschaft angezündet hatten, haben sie andern Nazionen überlassen. Daß sie bey Krankheiten zur Arzneykunst ihre Zuflucht nicht nehmen, geschieht mehr aus Unwissenheit, als aus Verachtung; denn die europäischen Aerzte, die sich etwa von ohngefehr bey ihnen einfinden, werden vorzüglich wohl aufgenommen, und blos unter dem Namen eines Arztes kann man bey diesem Volke sicher reisen. Es geschieht also aus Liebe zu sich selbst, daß sie gegen einen Arzt menschlich sind, und ihre natürliche Grausamkeit auf eine kurze Zeit vergessen. Merkwürdig ist es, daß eben diese Menschen, welche oft aus Unwissenheit ih-

ren eigenen Zustand nicht kennen, wenn sie wirklich krank sind, sobald sie nur einen Arzt ansichtig werden, es zu seyn glauben, wenigstens in der Einbildung. Daher geschieht es, daß sie bey Gelegenheit, wenn sie einen Arzt unter sich wissen, mit sich selbst die strengste Prüfung anstellen, und es sind vielleicht wenige unter ihnen, die es nicht für nöthig halten, wenigstens ein Vorbauungsmittel zu verlangen, blos um diese gute Gelegenheit nicht zu versäumen. Da sie ihren eigenen Zustand nicht beurtheilen können, so reichen sie gewöhnlich dem Arzte den Puls hin, und nur selten glauben sie, wenn man ihnen versichert, daß ihnen nichts fehle. Zum Aderlassen haben sie ein vorzügliches Zutrauen; sogar die Gesündesten unter ihnen glauben es benöthiget zu seyn, und im eigentlichen Verstande ist dies ihr Universalmittel. In Ermangelung eines Arztes lassen sie sich selbst zu Ader; aber die Art, wie sie zu Werke gehen, dürfte mehrere unserer Landesleute, denen beym Anblicke einer Lanzette übel wird, nicht wenig erschrecken. Derjenige, der unter den Mauren sich mit dem Aderlassen abgiebt, fängt damit an, seinem Patienten den Hals mit einer Binde so stark als möglich zusammen zu schnüren, so daß der Kranke zu ersticken Gefahr läuft. Wenn die Stirnadern durch dieses Mittel hin-

länglich angeschwollen sind, so macht der Operateur 5 bis 6 Einschnitte mit einem Scheermesser, und in einem Augenblicke ist das ganze Gesicht mit Blut bedeckt. Den Ausfluß des Bluts vermehren sie dadurch noch mehr, daß sie kleine runde Stöckchen auf den Adern hin und her rollen. Auf eine ähnliche Art lassen sich auch die Araber am Fuße zur Ader. Nach geschehener Operation waschen sie die Wunde, legen etwas mit Wasser verdünnten Thon vermittelst eines Tuchs darauf, und gehen ohngestört ihren Verrichtungen nach.

Dies, mein lieber Doktor, wäre ohngefähr die ganze Arzneywissenschaft der Mauren, dazu kommen etwa noch ein Paar Medikamenten, die durch Tradition sich erhalten haben, und bey deren Anwendung eine gute Porzion Aberglauben mit obwaltet. Außerdem haben die Araber noch ein besonderes Vertrauen zu **Amuleten** und **Talisman**, die sie von den **Marabous** *) erhalten.

Wahr ist es, daß die Mauren das ganze Heer von Krankheiten, die eine Folge unserer Weichlichkeit und unserer Ausschweifungen sind, nicht kennen. Die Krankheiten, denen die Mauren besonders aus-

*) Maurische Einsiedler. Ueb.

gesetzt sind, entstehen von ihrer großen Unreinlichkeit, oder den sumpfichten ungesunden Wohnplätzen, ihren Ausschweifungen mit den Weibern, oder aber von den übeln Nahrungsmitteln, und äußern sich entweder als Hautkrankheiten, Faulfieber oder Wechselfieber, Rhevmatisme, oder auch Auszehrungen. Die zunächst der Küste wohnen, sind besonders mit der Lustseuche geplagt, die sie **die Christenkrankheit** (*Mal des Chrétiens*) nennen, und die sie wahrscheinlich durch unsere Schiffe aus Europa erhalten. Wider diese Krankheit gebrauchen sie kein Mittel, und das unreine angesteckte Blut fließt in ihren Adern bis an das Ende ihrer Tage, und wird also, wie leicht zu begreifen, von den Eltern auf die Kinder verpflanzt, die unschuldiger Weise für die Ausschweifungen ihrer Eltern leiden müssen. Doch macht, wie ich zu bemerken Gelegenheit gehabt, diese Krankheit bey weitem nicht so schnelle Fortschritte als bey uns; ob dieses der ungemein nüchternen Lebensart der Mauren zuzuschreiben, oder ob der beständige Aufenthalt in freyer Luft, oder selbst das Klima etwas dazu beyträgt, weiß ich nicht.

Da die Araber in beständigem Kriege mit einander leben, so sind besonders Schußwunden und Knochenbrüche unter ihnen sehr gemein. Da sie die Hei-

lung dieser Wunden gänzlich der Natur überlassen, so geschiehet es, daß einige heilen, andere hingegen lebenslang offen bleiben. Doch wenn die Araber nicht gleichen Vortheil als wir von der Arzneykunst ziehen, so sind sie auf der andern Seite von einer Menge Ungemächlichkeiten, die wir dagegen empfinden, befreyet. Ihre Einbildung wird z. B. nicht durch den Ausspruch des Arztes am Krankenbette erschreckt, und ihre Krankenzimmer sind nicht mit einer großen Menge Arzneyfläschgen angefüllt, deren bloser Anblick schon krank macht, und oft Eckel erwecket. Da so wenig ihre Religion, als ihre politische Fassung es fordert, ihnen das Herannahen der letzten Stunde vorherzuverkündigen, so sterben sie ohne eigentlich an den Tod zu denken. So lange der Kranke herumgehen kann, sieht man ihn gehen, oder er bleibt auch ausgestreckt auf der Erde liegen, ohne jemals die Kleider abzulegen. Merkt er sein nahes Ende, so kehrt er das Gesicht gegen Morgen, empfiehlt sich dem Prophet, und stirbt ruhig.

Ich bin jederzeit ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Vor einigen Tagen schiffte ich mich ein in der Absicht nach **Kallo**, ein der Kompagnie gehöriges Komptoir auf der Küste von **Algier**, etwa 80 franz. Meilen von hier, zu segeln. Die Beschreibung, welche man mir von der Schönheit dieses Landes, den daselbst befindlichen Alterthümern und andern Merkwürdigkeiten gemacht hatte, erregten bey mir den Wunsch diese Gegend näher kennen zu lernen, und ein Schiff, welches die Kompagnie der Handlung wegen dorthin sandte, bot mir hierzu die beste Gelegenheit dar. Man hatte mir allerhand von der Grausamkeit der Einwohner, und von der Schwierigkeit das Land näher zu untersuchen erzählt; dies alles aber konnte meinen einmal gefaßten Vorsatz nicht rückgängig machen. Wir waren widriger Winde wegen genöthiget zu **Bonne** einzulaufen, aber mein Vorhaben blieb mich bey dem ersten günstigen Winde wiederum einzuschiffen. Doch die Beschreibung dessen, was man mir von den Schwierigkeiten zu **Kallo** anlanden zu können gesagt hatte, wurde mir nicht allein aufs neue bestättiget, sondern auch mit so lebendigen Farben abgemalt, daß ich meinen

Vorsatz dahin zu gehen zu meinem großen Leidwesen aufgeben mußte. Die Schiffe, welche man der Handlung wegen dorthin schickt, müssen beständig auf ihrer Huth seyn, und da sie von den dortigen Einwohnern alle nur möglichen Beleidigungen zu erdulden haben, so kann das Schiffsvolk öfters nicht anders als bey Nachtzeit ans Land gehen. Sie müßen die Ladung, die in Leder und andern Waaren besteht, und die in dem Hause des Agenten der Kompagnie aufbewahret wird, so schnell als möglich an Bord bringen, und dies Land, wo die Menschen mehr als die wilden Thiere zu fürchten sind, so geschwind sie nur können wiederum verlassen.

Sie wundern sich vielleicht, mein lieber Freund, daß man mit Menschen, bey denen das Leben eines jeden Ankommenden stets in Gefahr ist, dennoch zu handeln fortfährt; aber wozu ist nicht die Begierde seine Reichthümer zu vermehren fähig? Die Vorsicht, die der Agent der Kompagnie seines eigenen Lebens wegen nehmen muß, erweckt Grausen, und beweist in der That eine nicht geringe Gefahr. Er bewohnt nebst einem Kaßir und einigen Bedienten ein Haus, welches statt aller übrigen Oefnungen nur ganz kleine Dachfenster hat. Diese Fenster so wohl als die Thüre sind mit Eisen beschlagen, um gegen Flinten-

kugeln undurchdringlich zu seyn; überdem müßen diese Herren Tag und Nacht Schildwache halten; aber aller Vorsicht ohngeachtet, haben sie doch mancherley Gefährlichkeiten auszustehen gehabt. Die Araber hatten einmal bey der Nacht das Dach erstiegen, die Ziegel abgerissen, und durch die gemachten Oefnungen ihre Flinten gesteckt, mit welchen sie die Schildwache zu verwunden oder zu tödten suchten. Ja einmal trieb sie die Wuth so weit das Haus des Agenten auf allen vier Ecken anzuzünden, um ihn und alle seine Leute zu verbrennen. Der gegenwärtige Agent zu Kallo, Herr Hugues, ist mehr als einmal angegriffen worden; vor einigen Jahren empfieng er einen Flintenschuß an der Backe, wovon er indessen glücklich geheilt wurde. Er stand im Begriff den Ort zu verlassen, allein die Araber wollten dies nicht zugeben, und empfiengen seinen Nachfolger so übel, daß dieser kaum so viel Zeit übrig hatte sich wiederum einzuschiffen. Alle diese Nachrichten wurden mir von den zu Bonne sich niedergelassenen Arabern mehr als einmal bestättigt, und dies bewog mich einige Zeit in dieser Stadt zu verbleiben.

Die umständliche Nachricht, welche Herr Hugues mir über Kallo mitzutheilen die Güte hatte, haben mich einigermaßen schadlos gehalten, denn er

ist vor allen andern im Stande über diesen Ort und die umliegende Gegend glaubwürdige Nachricht zu ertheilen; er wohnt dort seit mehreren Jahren, und seiner Bedienung wegen steht er mit den Einwohnern in stetem Verkehr, und wird nicht selten übel genug von ihnen mishandelt. Ich übersende Ihnen die Nachricht des Herrn Hugues, so wie ich sie erhalten habe; es wäre zu wünschen, daß alle Bewohner fremder und unbekannter Länder so gute Beobachter wären, und ihre Bemerkungen mit so vieler Gründlichkeit und Genauigkeit abfaßten:

„Das kleine Ländchen, welches wir unter dem „Namen Kallo verstehen, ist ein kleines Thal von „etwa 150 aus Thon und Erde bestehenden Häusern, „welche nur ein Stockwerk hoch sind. Diese 150 Häuser „machen vier Dorfschaften aus, jedes Dorf ist etwa „400 Schritte von dem andern entfernt, und seit mehr „als zweyhundert Jahren von den Mauren bewohnt. „Die Bewohner sind von verschiedenen Stämmen, „und größtentheils Abkömmlinge von den Bergmauren. Das erste Dorf, oder dasjenige, welches „am weitesten vom Meere abgelegen, heißt *Berkaïde*, das ist, Land des Kaide. Das zweyte heißt „*Azoulin*, nach dem Stamme, der es bewohnet. „Das dritte Dorf wird *Berdtouille*, oder Langland

„genannt. Das vierte *Jasde*, welches der Name „des Berges ist, an dessen Fuß dies Dorf liegt. „Dies letztere ist zunächst dem Meere, hat ein „kleines Schloß, mit einer türkischen Besatzung, „und zugleich das Komptoir der königl. afrikanischen „Kompagnie.

„Kallo wird von der Morgenseite durch eine „ansehnliche Rhede gedeckt, die gegen Norden und „Nordost völlig offen ist. Gegen Mittag wird es „von einer Reihe öder Berge begränzt, und ge„gen Abend sind die beyden Nazionen *Onledfensel* „und *Macralefu*, die in Kriegszeiten die Vorposten „und Bundesgenossen der Einwohner von Kallo „sind, die nächsten Nachbarn. Gegen Mitternacht „macht ein kleiner Meerbusen, der in der Landesspra„che *Baaoensé*, d. i. Weibermeer, heißt, die Gränze.

„Die Luft zu Kallo ist außerordentlich gesund „und gelinde; der Boden des ganzen Thals selbst ist „an und vor sich trocken und unfruchtbar, doch findet „man hier eine Menge Obstbäume, die aber, ent„weder aus Mangel an gehöriger Kultur, oder we„gen übler Beschaffenheit des Bodens, mehren„theils unschmackhafte Früchte tragen, und die noch „überdies selten zur Reife kommen. Die umhergele„genen Berge bringen nur sehr weniges Strauch-

„werk hervor, auch ist die Anzahl von Pflanzen,
„die ich dort bemerkt habe, von geringer Bedeu-
„tung.

„Die Unfruchtbarkeit des Bodens ist Ursache,
„daß die Einwohner von Kallo durch den Ackerbau
„sich nur geringen Unterhalt verschaffen können; da-
„her haben sie sich vorzüglich auf den Lederhandel ge-
„legt. Sie kaufen die Ochsenhäute größtentheils von
„den Bergbewohnern, und zwar in sehr niedrigen
„Preisen; verkaufen sie aber mit sehr großem Ge-
„winne den Agenten der Kompagnie. Ausserdem
„bereiten sie eine Art grober Leinwand, wozu sie den
„Flachs aus Algier holen. Diese Leinwand verkau-
„fen sie an die Bergbewohner, oder vertauschen
„sie auch gegen Korn, Butter, Oehl, oder auch
„Häute. Die betriebsamsten unter ihnen führen auch
„wohl gesalzene Butter, Oel, Nüsse und trockene
„Feigen nach Tunis oder Algier; von daher brin-
„gen sie entweder Zeug zu Kleidungsstücken, oder
„auch Salz, womit sie die Häute einsalzen, bis sie
„Gelegenheit finden sie an das Komptoir zu ver-
„kaufen.

„Einige alte Brunnen, die noch in sehr brauch-
„barem Stande sind, so auch ein altes Schloß, und
„mehreres Mauerwerk, beweisen, daß dieses Land
„lange

„ lange vor Ankunft der Mauren bewohnt war. Und „ was mir es wahrscheinlich macht, daß die Römer „ hier ansehnliche Besitzungen hatten, sind einige Auf„ schriften auf großen weißen Steinen, die allem An„ scheine nach die Vorderseite eines Tempels zierten. „ Auf einigen dieser Steine kann man die Worte „ NEPTUNO, IOVI, sehr deutlich lesen; auf an„ dern sind die Inschriften völlig unleserlich.

„ Die Regierung zu Kallo ist ohngefähr eben „ so wie die der übrigen kleinen Plätze, die von dem „ Dey zu Algier abhängen. Ein Aga oder Befehls„ haber ist über das Militair gesetzt; er und vier Of„ fiziere machen den Divan oder Rath aus; die Sol„ daten werden alle Jahre, im May, durch andere, die „ von Algier kommen, abgelöset. Diese Miliz ist, um „ die Einwohner von Kallo in Respekt zu erhalten, den „ Handel der Christen zu beschützen, und allenfalls „ die Landung irgend eines Feindes der Republik Al„ gier zu verhindern. Das Gouvernement besteht „ aus lauter Türken.

„ Die bürgerliche Regierung wird von zween „ Kaides, und sieben maurischen Chefs, die in „ den vier Dörfern vertheilt sind, verwaltet. Sie ha„ ben aber nicht die mindeste Macht über die Einwoh„ ner von Kallo, und müssen sich blos mit dem Titel

„ ihrer Bedienung begnügen. Ihr einziges Geschäfte
„ bestehet darinn, mit den Bergbewohnern Krieg zu
„ führen und Frieden zu schliessen, desgleichen, den
„ Lederhandel zwischen den Christen und den Kabai-
„ len entweder zu verhindern, oder zu erlauben, je
„ nachdem sie selbst, entweder aus Mangel an Gelde,
„ oder aus andern Ursachen, diese Waare nicht an
„ sich kaufen können oder wollen, um sie zu einer an-
„ dern Zeit wieder an die Christen zu verkaufen. Diese
„ Kaides oder Scheiks sind ohnstreitig die größten
„ Schurken im ganzen Lande; sie haben weder hin-
„ längliche Macht, noch guten Willen genug, Recht
„ und Gerechtigkeit zu handhaben, oder die Laster zu
„ verhindern, die hier im Schwange gehen. Selbst
„ die hiesigen Türken werden nicht verschont. Wenn
„ der Aga oder der Divan sich es einfallen läßt, etwa
„ Friede und Ruhe zu handhaben, so kostet es die Gar-
„ nison, ehe sie nach Algier zurück geht, gemeinig-
„ lich einige Mann. Daher begnüget sich die im
„ Schlosse befindliche türkische Besatzung schon seit
„ mehrern Jahren, ihren Sold in friedlicher Stille
„ zu verzehren, und nur selten lassen sie sich ausser
„ demselben sehen. Die Einwohner von Kallo haben
„ daher völlige Freyheit, ungestraft allen nur mögli-
„ chen Unfug zu treiben, und fast kein Tag vergehet

„ ohne blutige Auftritte. Die große Freyheit, welche
„ die Einwohner von Kallo genieſſen, iſt der Grund,
„ daß ſie ohnſtreitig die größten Böſewichter auf der
„ ganzen Erde genannt zu werden verdienen.

„ Obgleich die ganze umliegende Gegend von
„ Kallo ſehr bergigt iſt, ſo iſt ſie doch auch dagegen
„ ungemein angenehm; zwiſchen den Bergen finden
„ ſich ſogar fruchtbare Stellen, die, der wenigen
„ Mühe, mit welcher die Mauren den Ackerbau trei-
„ ben, ohnerachtet, viel Vieh ernähren, und Wei-
„ zen, Gerſten, ſchwarze Hirſe ꝛc. hervorbringen. Die
„ Bewohner der Berge bringen dem Komptoir etwas
„ Baumwolle, Honig und Oel, vorzüglich aber
„ Wachs in großer Menge. Gegen Mittag von Kallo
„ ſtößt man auf zwey Flüſſe, die eine Ebene von etwa
„ 3 franzöſiſchen Meilen durchlaufen, und ſich in den
„ Meerbuſen von Kallo, der die hieſige Rhede aus-
„ macht, ergieſſen. Der ſtärkſte von dieſen Flüſſen
„ iſt bis 3 Meilen von ſeinem Ausfluſſe für mittel-
„ mäßige Fahrzeuge ſchiffbar. Vorbenannte Ebene
„ iſt ungemein fruchtbar, und deſſen Bewohner ſind
„ gleichfalls ohngleich geſitteter und menſchlicher, als
„ die der übrigen Gegenden. Die gegen Weſten
„ wohnen, ſind faſt als völlig Wilde zu betrach-
„ ten. Ihr Land iſt durchgehends unfruchtbar, und

„bringt, auſſer etwas Gerſte, ſchwarzer Hirſe, Oel,
„Harz und Theer, wenig hervor. Die geringen
„Erndten dieſes Landes werden gröſtentheils durch
„eine erſtaunende Menge kleiner kurzſchwänzigter Af-
„fen zernichtet, und wenn man das Korn, von An-
„fang der Saat bis zur Erndte, nicht ſorgfältig hü-
„tet, ſo iſt auf keinen Ertrag zu rechnen. Sehr
„ſchönes Bauholz, das ſich hier in der gröſten
„Menge und Vollkommenheit befindet, könnte ein
„ſehr beträchtlicher Handlungszweig werden, wenn
„das wilde und grauſame Betragen der Einwohner
„es nicht unmöglich machte, dieſes Unternehmen je
„auszuführen.

„Die verſchiedenen arabiſchen Stämme, die 10
„und mehrere franz. Meilen um Kallo herum woh-
„nen, ſind völlig frey und unabhängig, und bis jezt
„hat der Bey von Konſtantine mit ſeiner Macht
„es noch nicht dahin bringen können, ſie zu unterjo-
„chen. Unter dieſen Stämmen ſind ſogar verſchie-
„dene, die nicht einmal ein gemeinſchaftliches Ober-
„haupt oder Chef, der ſie regieret, anerkennen. Alle
„ſind in beſtändigem Kriege. Dieſe Mauren ſind
„von Farbe dunkelbraun, ſchmuzig, grauſam, un-
„wiſſend, und immer bewaffnet. Sie gehen mit blo-
„ſem Kopfe, und wiſſen kaum, daß ſie Muhameda-
„ner ſind.

„Die Bewohner von Kallo sind mehrentheils „blond, groß und von ziemlich starkem Bau. Aus„ser ihren Häusern gehen sie beständig bewaffnet, das „heißt, mit einer Flinte, ein paar Pistolen und ei„nem Säbel versehen. Sie sterben größtentheils an „erhaltenen Wunden, weil sie fast beständig in Krieg „und Streit leben. Alle, ohne Ausnahme, sind „diebisch, faul, gefräßig, grausam und unmenschlich „gegen Fremde, und übrigens allen nur ersinnlichen „Lastern ergeben.„

Nach den Probestücken verschiedener Mineralien, welche Herr Hugues der bevorstehenden Nachricht beygefügt hatte, zu urtheilen, muß die dortige Gegend ziemlich reiche Kupfergänge besitzen; auch ist in den Klüften der Berge in der Gegend um Kallo Bergkristall in großer Menge anzutreffen.

Ich umarme Sie hochachtend ꝛc.

Zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Je mehr ich dieses Land durchstreife, desto mehr wird meine Einbildung durch die Menge der Alterthümer, die ich jeden Tag entdecke, gespannt. Dinge, die man hier zu Lande verachtet, und mit Füßen tritt, sind für mich Gegenstände der Betrachtung und Bewunderung. Es ist wahr, alles, was ich finde, sind nur Bruchstücke eines gewesenen Ganzen; aber sie zeugen deutlich von dessen Stärke und Größe. Dem unerfahrnen und ungeübten Auge scheinen es freylich nur zerbrochene, ohne Ordnung untereinander geworfene Steine zu seyn; aber nichts destoweniger versetzen sie den denkenden Beobachter in die Zeiten, da das Ganze bestand, und der Einbildung wird es leicht, sich da eine gewesene, mächtige Stadt zu denken, wo jezt nichts als Dornen und Strauchwerk wachsen. Sie sind die besten und sichersten Beweise, daß dieses Land, welches jezt der Wohnort einer barbarischen und grausamen Nazion ist, ehemals von einem gesitteten und aufgeklärten Volke bewohnt worden, bey welchem Künste und Wissenschaften blüheten. Alles, was ich hier sehe, stellt mir die ehemalige Größe der Römer in ihrem vollen Glanze

dar; ich finde hier alles wieder, so wie ich es ehemals gelesen, und in gewissen Augenblicken dünke ich mich selbst ein Römer zu seyn, und über den Verfall meines Vaterlandes mich zu beklagen. Verzeihen Sie mir diesen Enthusiasmus; es hält so schwer von einer Sache nicht zu sprechen, die man stets vor Augen hat. Auf den Ueberbleibseln des alten **Hippone** schreibe ich gegenwärtigen Brief; von der Höhe der alten Mauer, worauf ich jezt sitze, fühle ich mich unter die große Menge Zuhörer versetzt, die ehemals hier die beredete und überzeugende Stimme des grossen **Augustins** anhörten. Doch diese Täuschung währt nicht lange, und in einem Augenblicke finde ich mich wiederum allein, zwischen den einsamen Ruinen. Statt eines ehemaligen christlichen Volks, das durch die erhabenen Ermahnungen ihres ehrwürdigen Bischofs zur Tugend und Weisheit geführt wurde, finde ich jezt ein verderbtes, bösartiges Menschengeschlecht, dem der Name **Christ** ein Greuel ist.

Die Stadt **Hippone** hatte allem Ansehen nach eine ungemein angenehme Lage, mitten in einer sehr schönen Ebene, am Fuß eines wohlbelaubten Hügels, zwischen zween Flüssen, und etwa eine halbe Meile vom Meere entfernt. Von dieser Stadt hat sich sehr wenig erhalten, nur ein paar Schwib-

bögen, die mir zuerst in die Augen fielen, und deren Höhe und Größe ein sehr großes Gebäude anzeigen, und vermuthlich ehemals zu einer Kirche gehörten; wenigstens glaubt man dies hier allgemein. Nicht weit davon sieht man ein anderes ohngleich besser erhaltenes Gebäude, welches durchgehends für das Kloster des Heil. Augustins ausgegeben wird. Dieses Gebäude bestehet in einem doppelten ziemlich starken Gewölbe, und wird von acht Bögen getragen, die aus breiten etwa einen Zoll dicken Backsteinen aufgeführet sind; doch bey einer aufmerksamen Betrachtung entdeckt man sogleich, daß dieses vermeyntliche Kloster nichts anders, als eine ziemlich wohl erhaltene Wasserleitung sey. Die viereckigten Oeffnungen in dem innern Theile des Gewölbes, und die noch sichtbaren nach Art der Dachrinnen ausgehöhlten Wasserröhren, die Form und Festigkeit des Gebäudes selbst, alles bestättiget diese Meynung. In einiger Entfernung von da fand ich ähnliche, wiewohl weit geringere, Ruinen. Mir ist es wahrscheinlich, daß **Hippone** sich bis ans Ufer des Flusses *Seibouse* erstreckte, welcher seinen Ausfluß im Angesichte der Stadt **Bonne** hat. Bey einem Spaziergange längst dem Ufer dieses Flusses entdeckte ich neulich Ueberbleibsel einer ehemaligen Kay, welche aus einem Gemäuer bestand,

worinn man noch die kleinen rothen etwa anderthalb Zoll langen und einen Zoll breiten Backsteine, die nach Art der Mosaik eingesetzt waren, sehr deutlich erkennet. Diese Steine waren durch einen harten Mörtel oder vielmehr Kütt vereiniget, so wie man ihn bey römischen Arbeiten dieser Art gewöhnlich findet. An diesem Orte war der Weg breit, durchaus eben und schön, und eben so bemerkte ich ihn eine halbe Meile lang; vermuthlich hat sich dieser Weg seit der Römer Zeit in diesem Zustande erhalten, denn die Araber bekümmern sich nicht um die öffentlichen Heerstraßen; die, welche man noch jetzt in diesem Lande entdeckt, sind ohne Widerrede das Werk der ehemaligen Bewohner desselben.

Obgleich **Hippone** seinen Ruhm blos der Ehre verdankt durch einen der größten Kirchenväter regieret worden zu seyn, so hätte sie doch auch durch ihre vortheilhafte Lage eine der blühendsten Handlungsstädte des alten Numidiens werden können. Von allen Seiten war sie mit den fruchtbarsten Ebenen umgeben, und die fettesten Weiden auf der einen, und die mit den schönsten Fruchtbäumen auf der andern Seite besetzten Hügel verschafften ihren Einwohnern einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Ausserdem setzte die Nähe des Meeres die Einwohner in Stand

ihren Ueberfluß, als Korn, Wolle und Wein, an europäische Nazionen auf das vortheilhafteste umzusetzen. Der Fluß *Seibouse*, der um die Stadtmauer herfloß, ist hier ziemlich breit und schön, doch versandet er leicht; daher können jetzt nur große türkische Barken oder *Sandals* darauf schiffen; wiewohl mit leichter Mühe dieser Fluß vollkommen schiffbar gemacht werden, und einen bequemen Hafen abgeben könnte, und allem Anscheine nach war wirklich hier ein Hafen vorhanden, der aber nunmehro völlig versandet ist. Jetzt ist der Boden, wo ehemals **Hippone** stand, voller Gärten, die durch Hecken von Opuntien, (Cactus Opuntia) deren Früchte zwar kühlend, aber von sehr fadem Geschmacke sind, eingefaßt. Der Feigenbaum, Oehlbaum, Sebesten, Pomeranzen, Citronen, Johannisbrodtbaum, Azerole und Weinstock werden hier mit dem besten Erfolg gezogen, und die Verschiedenheit dieser Früchte macht in der Ferne einen sehr angenehmen Anblick.

Das alte **Hippone** ist durch die gegenwärtige Stadt **Bonne** ersetzt worden; diese liegt dicht am Meere, am Ausfluß des *Seibouse*. Die Stadt ist mit einer guten Mauer umgeben, und gegen die Seeseite noch überdas durch Vestungswerke und ein vom Kaiser Karl V gebautes sehr festes Schloß beschützt.

Dieser Kaiser bauete dieses Schloß, als er im Jahr 1535 diese Stadt eroberte. Die Straßen von Bonne sind durchgehends enge und unreinlich, übel gepflastert, und beständig voller Unflat und Kühkoth. Die Häuser sind von viereckichter Form und einem einzigen Stockwerk, und die Fenster gehen nach dem Hofe zu. Gegen die Gasse haben sie durchgehends ganz kleine etwa einen halben Fuß weite Oefnungen, und diese geben den Gassen ein trauriges, finsteres Ansehen. Daß bey dieser Bauart blos die orientalische Eifersucht zu Rathe gezogen wird, versteht sich von selbst. Statt der Dächer sind auch hier durchgehends platte Terrassen üblich. Die weisen Steine, womit die Häuser gebauet, und die überdas noch mit Kalk übertüncht werden, machen im Ganzen eine schlechte, einförmige Figur, und ermüden in die Länge das Aug außerordentlich. Die Zimmer sind mit Matten, oder auch Tapeten belegt, je nachdem jemand das Vermögen dazu hat, aber die Wände sind ganz weis, ohne den mindesten Zierrath: doch sieht man dieselben bey einigen Vornehmen mit Flinten, Pistolen, Säbeln und ähnlichen landesüblichen Waffen, statt alles übrigen Schmuckes, behangen. **Bonne** hat zwey mit Thürmen (*Minarets*) versehene Moscheen. Diese Thürme sind pyramidenförmig, und

gleichen einigermaßen unsern Glockenthürmen; von der Zinne dieser Thürme rufen die *Papas* oder Priester dreymal des Tages das Volk zum Gebet mit den Worten: Gott ist groß! Mahomet ist sein Prophet, kommet zum Gebet ihr Glaubigen! Man weiß, daß die Türken sich niemals der Glocken bedienen.

Die Einwohner von Bonne sind wenig von den übrigen Bergbewohnern verschieden; ihre Kleidung und ihre Sitten sind die nämlichen; nur in ihrer Lebensart unterscheiden sie sich etwas; sie sind überdas ohngleich thätiger und wohlhabender als jene; man findet hier viele schwarze Sklaven, die aber durchgehends wohl gehalten werden. Die hier befindliche türkische Garnison, obgleich nicht sehr zahlreich, hält die Einwohner von Bonne ziemlich in Respekt, und ein jeder zittert bey Erblickung eines Türken. Die Stadt selbst wird durch einen Kaide regiert, den der Bey von Konstantine ernennt, und der den jährlichen Tribut für den Bey erhebt. Obgleich im Ganzen die Mauren nur wenig Industrie besitzen, so findet man doch zu Bonne mancherley Handwerker; man verfertiget daselbst die *Bernus*, oder maurischen Kleider, allerhand Arten Tapeten, Sättel ꝛc. Ausserdem findet man auf dem dortigen Markt oder

Baſalt alle Arten von Kramwaaren und Lebens-mittel.

Während meines Aufenthaltes zu Bonne feyerten die Mauren ihr Neujahr, und die erſten Tage deſſelben waren ein ohnunterbrochenes Freuden- und Jubelfeſt. Den letzten Abend vor dem Neuenjahr bemerkte ich, daß die *Papas*, die das Volk zum Gebet beriefen, weit lauter und anhaltender als gewöhnlich ſchrieen, ſo wie bey uns die großen Feſte durch anhaltendes Läuten der Glocken angezeigt werden. Die Ausſchweifungen der Mauren in dieſer Zeit gleichen einigermaßen unſern Karnevalsluſtbarkeiten, doch haben ſie auch viel Unterſcheidendes. Eine von den gebräuchlichſten Poſſen beſteht darinn, eine Löwenhaut auf den Schultern von vier Mauren auszubreiten, die darunter vermittelſt eines bis auf die Füſſe reichenden Teppichs verſteckt ſind. Dieſer vermeintliche Löwe trägt eine lange Kette am Hals, und wird von einem Mauren geführt; andere Mauren ſpielen dabey auf einer kleinen Trommel und Flöte, und nach dieſer Muſik muß der Löwe und einige Tänzer allerley Sprünge und Tänze machen; noch andere bedienen ſich anſtatt der Löwenhaut einer Kameelhaut. In allen Häuſern, wo man ſie nur einlaſſen will, werden dieſe Tänzer von einer Menge Volkes, beſonders aber

Kindern, begleitet, die kleine hölzerne Figuren, welche Löwen und Kameele vorstellen, in der Hand tragen. Man gibt ihnen für ihre Sprünge in den Häusern, wo man sie zuläßt, eine Kleinigkeit an Gelde; aber die Tänzer müssen für die Erlaubniß herumzugehn an den Kaide eine gewisse Summe bezahlen.

Ich fand zu Bonne verschiedene Judenfamilien, die aber in der höchsten Verachtung dort leben, und überdas durch Auflagen und Geldschindereyen gedrückt werden. Ich besuchte an einem Freytag zu Abend eine ihrer Synagogen gerade zur Zeit des Gebets; ich fand sie klein und übel gebaut; aber was mir am mehrsten auffiel, war, nicht allein Juden, sondern auch Mauren darinn anzutreffen. Anfänglich glaubte ich, daß die Mauren diese Synagoge blos aus Neugierde besuchten; aber ich war nicht wenig verwundert, da ich erfuhr, daß sie aus Andacht, oder aus Zutrauen von gewissen Krankheiten geheilet zu werden, oder der Fruchtbarkeit wegen, oder auch wegen des glücklichen Ausgangs gewisser Projekte u. d. g. diesen Tempel besuchten. Ich habe nur mit Mühe mich von dieser groben Unwissenheit überführen können; allein mir wurde nach der Hand von mehrern, auch von meinem Dollmetscher folgendes Wunder erzählt, das von Mauren und Juden gleich fest geglaubt wor-

den. Selbst mein Dollmetscher, der in seinem zwölften Jahre Renegat geworden, ließ sich darauf todtschlagen:

„Als die Juden die gegenwärtige Synagoge bauten, bemerkte man auf dem Meere das Buch des „Gesetzes schwimmend. Oefters näherte es sich dem „Ufer, doch jedesmal, wann ein Musulmann sich „desselben bemeistern wollte, wurde es augenblicklich „von einer Welle aufgehoben, und weit ins Meer „versetzt. Dieses Wunder währete verschiedene Tage „lang, ohne daß jemand es zu erklären im Stande „war, bis endlich einige Juden, die sich unter den „Zuschauern befanden, das Gesetzbuch erkannten; sie „bemeisterten sich desselben ohne Schwierigkeit, und „brachten es in ihre Synagoge zur Verwahrung.„

Sie sehen aus diesem Beyspiel, daß dieses Volk, der Wunder ohngeachtet, nicht zu bekehren ist. Ob sie gleich von der Wahrheit des Wunders völlig überzeugt sind, so glauben sie nichts destoweniger, daß sie als Musulmänner nach dem Tode mit den blauäugigten **Houris** auf Rosenbetten ruhen, wenn die Christen und Juden auf glühenden Kohlen gebraten werden; dies ist wenigstens der Schlußreim eines Gassenliedes, welches alle Kinder, sobald sie nur einen Christen ansichtig werden, anstimmen.

Unter meiner halb europäischen, halb arabischen Kleidung, die übrigens ganz ehrbar schien, wurde ich von den hiesigen Juden für einen verkleideten Rabbiner gehalten, und mein Dollmetscher, bey dem sie sich darüber erkundigten, bestärkte sie in dieser Meynung. Sie glaubten, ich sey gekommen, um zu untersuchen, ob nichts in ihrer Synagoge fehle, und daher zeigten sie mir alles mit der größten Genauigkeit. Die Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten war bald gemacht, und ich fand, die Wahrheit zu gestehen, die Synagoge sowohl, als die ganze hiesige Judenschaft, von sehr geringer Erheblichkeit; denn liessen sie nur die geringsten Reichthümer darinnen blicken, so würde man nicht säumen sie davon zu befreyen. Ein halbes Dutzend ganz gewöhnlicher Kirchenlampen, völlig den unsrigen gleich, beleuchtete diesen Tempel, in welchem ich mich der Religion Mosis, Davids und Salomons lebhaft erinnerte.

Von hier gieng ich in die Bäder, die ich so, wie sie überhaupt unter den Musulmännern und Türken eingerichtet sind, fand. Ich kam zuerst in einen ziemlich großen Vorsaal; hier mußte ich meine Kleider ablegen, und einen doppelten *Bernus* dafür umhängen. In diesem Aufzuge führte man mich in den ersten Saal, dessen Hitze, wenn gleich nur mäßig,

mir

mir erstickend vorkam; ich verblieb hier eine kurze Zeit, um mich nach und nach an eine noch heißere Luft zu gewöhnen. Darauf kam ich in die eigentliche Badstube, wo die Hitze so stark war, daß ich augenblicklich wieder zurückgehen wollte, weil das Athemholen mir ausserordentlich sauer wurde; doch nach einer Weile gewöhnten sich meine Lungen daran, und ich blieb. Ein ausserordentlich häufiger Schweiß bedeckte in kurzem meinen ganzen Körper, und ich konnte meine Kleidungsstücke nicht länger ertragen; ich entledigte mich derselben, und legte mich ganz nackend auf den Boden. Ein Maur war gleich mit einigen Eimern lauwarmen Wassers bey der Hand, die er mir über den ganzen Körper hergoß, und meine Haut mit seinen Händen gleichsam durchknetete, um sie von aller anklebenden Unsauberkeit zu reinigen; er ließ mich mancherley verdrehete Stellungen nehmen; unter andern kniete er mir auf den Magen, und bey dieser Gelegenheit bewegte er meine Aerme, Beine und Schenkel, daß alle Glieder laut krachten; der Rückgrad, der Halswirbel und die Seiten wurden nicht weniger verschont, und hätte man mich nicht zuvor von dessen Geschicklichkeit benachrichtiget, so hätte ich vielleicht die Verrenkung meiner Glieder befürchtet; aber so mußte ich seine ausserordentliche Ge-

schicklichkeit bewundern, denn die ganze Operazion endigte sich meinerseits ohne den geringsten Schmerz. Nachdem mein Maur mich einige Augenblicke in Ruhe gelassen hatte, kam er bald darauf wieder mit einem groben Tuche zurück, womit er mir den ganzen Körper rieb, so ohngefähr, als wenn man ein Pferd striegelt. Es ist unglaublich, welche Menge Schmutz man durch diese Behandlung aus der Haut bringt. Nach dieser Frikzion und wiederholtem Waschen hieng ich meine *Bernus* aufs neue um, und begab mich nach und nach in den Vorsaal, wo man mich ausruhen ließ, und wo die starke Ausdünstung sich nach und nach verlor.

Die Badstuben sind hier zu Bonne ohne die geringste Verzierung; aber bey den Türken und in den großen Städten der Barbarey sind sie gewöhnlich prächtig eingerichtet, und mehrentheils von weißem Marmor. Es wäre sehr zu wünschen, daß man auch bey uns eine so nützliche und der Gesundheit zuträgliche Einrichtung einführte; vielleicht ist dies das wirksamste Mittel, um verschiedene Arten von Rheumatismen, Podagra, Gicht und dergleichen zu heilen; besonders ist dieses Mittel in Hautkrankheiten sehr ersprießlich, und bey der Lustseuche bedienen sich die Mauren desselben gleichfalls. Doch wenn man

diese Art Bäder bey uns in Gebrauch bringen wollte, so würde ich rathen, sie gerade so, wie sie hier üblich sind, beyzubehalten, und besonders das Reiben nicht zu unterlassen; denn blos kaltes oder laues Wasser kann höchstens den gröbsten Schmutz der Haut abnehmen, aber eine weit größere Menge Unreinigkeiten kleben der Haut an, die nur in dem Augenblicke einer sehr starken Ausdünstung durch wiederholtes Reiben können hinweggebracht werden. Ausserdem aber müßte man mit eben der Geschicklichkeit, wie die Mauren, das Drehen und Drücken der Gelenke nicht verabsäumen; diese Behandlung giebt den Gliedern eine Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, die man, wenn man aus dem Bade kömmt, sehr deutlich empfindet. Ich spürte während daß der Maur meine Gelenke so durcharbeitete, eine einschläfernde Mattigkeit und eine ausserordentliche Neigung zum Schlafe; eine Empfindung, die besonders von den Türken sehr geliebt wird.

Die Gegend um **Bonne** ist ungemein angenehm und sehr gut angebauet. Man sieht hier besonders viele Obstgärten, worinn vor andern der Sebesten- oder Brustbeerbaum in großer Menge gezogen wird. Der arabische Name dieser Stadt, *Baled el unied*, bezeichnet aus dieser Ursache einen Platz, wo

dieser Fruchtbaum besonders häufig anzutreffen ist. Diese Gärten gewähren überdem einen sehr angenehmen Spaziergang, besonders bey der großen Sonnenhitze. Die Einwohner von **Bonne**, obgleich Mauren, sind durch den Umgang mit Christen weit höflicher und gesitteter, als ihre übrigen Landsleute. Ich habe mehrere in ihren Gärten angetroffen, die mir von ihren Früchten anboten, und ich durfte es nicht wagen sie auszuschlagen, weil dieses für eine sehr große Beleidigung angesehen wird.

Wenn man vor die Stadt hinaus kömmt, und zwar durch das Thor, welches nach dem von den Genuesern angelegten Hafen führet, so erblickt man auf einer kleinen Anhöhe den Begräbnißplatz der Mauren; er ist ohne Einfassung und ganz frey. Die Menge weißer Leichensteine, wodurch sich die Gräber der Vornehmern unterscheiden, erblickt man in einer ziemlich großen Entfernung; auf jedem Grabsteine sind überdies zwey kleine spitzige Pyramiden angebracht. Ein Christ darf es nicht wagen, diesen Gräbern zu nahe zu kommen.

Auch trift man viele einzelne kleine Moscheen an, mehrentheils mit einer runden Kuppel, und nach vorne zu mit Säulen, die eine Art von Gallerie vorstellen, verziert. Diese Moscheen werden von den

Marabous oder Einsiedlern, die bey dem Volke in großem Ansehen stehen, und für die strengsten Beobachter des Gesetzes gehalten werden, bewohnt. Diese *Marabous* werden z. B. bey Krankheiten, oder bey andern widrigen Zufällen, um Rath gefragt, die sie gewöhnlich durch einen *Talisman*, oder ähnliches Amulet, wozu die Mauren vor andern großes Zutrauen hegen, kuriren. Da es sowohl Männern als Weibern, unter dem Vorwande der Andacht, erlaubt ist, sie zu besuchen, so haben diese Wohnungen der *Marabous* nicht selten zu mancherley Ausschweifungen Gelegenheit gegeben.

Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß ich als katholischer Priester mich jemals mit einem arabischen *Marabous* in Konkurrenz, und zwar Amts wegen, finden würde. Doch war dies der Fall hier: der Patron eines der Kompagnie zugehörigen Schiffes starb plötzlich in dem Augenblicke, da er bey Bonne anlandete; da ich mich gerade damals an Ort und Stelle befand, so mußte ich vermöge meines Amts die Leiche begraben. Die Christen zu Bonne, deren Anzahl sich kaum auf zehn beläuft, haben zu ihrem Begräbniß einen dicht an der See gelegenen Platz gekauft. Da das Meer gerade ungestüm war, so ließ ich die Leiche auf einen Maulesel laden, und durch

verschiedene Umwege bis zum Begräbnißplatz führen; ich hatte, begleitet von den Gliedern des Komptoirs, denselben Weg genommen, und trug unter dem arabischen Anzuge meine gewöhnlichen Priesterkleider. Kaum hatte ich einige Gebeter angefangen, als einer der benachbarten *Marabous*, der, ich weiß selbst nicht durch was für einen Zufall, unser Vorhaben entdeckt hatte, herzulief, mich mit Schimpfwörtern überhäufte, und unter Bedrohungen den Leichnam zu entfernen befahl, indem er für die Erlaubniß, dort unsere Leiche zu begraben, eine Abgabe verlangte. Da wir stark genug waren, ihm Trotz zu bieten, so kehrten wir uns an seine Drohungen nicht, und beschieden ihn nach der Beerdigung zum **Kaiden**; ich verrichtete also mein Amt so gut als möglich, unterdessen meine Gefährten den *Marabous* mit vorgehaltenen Flinten in Respekt hielten. Nach der Beerdigung begleitete er uns nach **Bonne** zum **Kaiden**, der von der Beerdigung unterrichtet war, und die Bezahlung für die Grabstätte erhalten hatte. Der **Kaide**, aufgebracht, daß dieser Schurke, den er überdies längst haßte, eine Abgabe forderte, welche er bereits sich angemaßt hatte, ließ ihm sogleich hundert Stockprügel geben. Die Exekuzion wurde richtig vollzogen, obgleich ich um Gnade für ihn bat,

und wahrscheinlicher Weise wird dieser fromme Musulmann es sich sobald nicht wiederum beykommen lassen, den dortigen Christen die Beerdigung streitig zu machen.

Das Komptoir zu **Bonne** bestehet aus einem Agenten, und 4 oder 5 ihm untergeordneten Bedienten. Die vorzüglichsten Handlungsartikel, die man von den Mauren erhält, sind Wachs, Leder, Korn und Wolle, wofür der **Bey** von **Konstantine** ansehnliche Summen jährlich erhält. Die ganze umliegende Ebene von **Bonne** bringt besonders viel Korn, und die da herum weidenden Heerden ungemein viel Wolle in den Handel. Diese Ebene hat ohngefähr eine Länge von zwölf Meilen, und der *Seïbouse* durchströmt sie von einer Seite zur andern. Ich fand in dieser Ebene die angenehmsten Gärten von Citronen- und Pomeranzenbäumen, deren Früchte in grosser Menge am Baume selbst vertrockneten. Auch war der baumartige Ricinus, Ricinus comm. Linn. oder Ricinus africanus max. caule geniculato rutilante Tourneforti; desgleichen war Daucus Visnaga, woraus man in Marseille Zahnstocher macht, dort sehr häufig.

Ich bin unausgesetzt ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief.

An Madame N. N.

Nur Ihr ausdrücklicher Befehl, den Zustand der arabischen Weiber zu schildern, hat gegenwärtigen Brief veranlaßt; denn in der That wird das weibliche Geschlecht hier so übel behandelt, daß ich es nicht wagen wollte Ihnen darüber etwas zu sagen. Die Araber sind nichts weniger als galant; doch dies würde ich ihnen leicht vergeben, wenn sie nur menschlich wären; aber diese Tugend scheint ihrem Herzen gänzlich fremd zu seyn, und sie sehen die Weiber als unendlich niedrigere Wesen, als sie selbst sind, an, und kaum schätzen sie ihr Weib etwas höher, als eines ihrer Hausthiere.

Die Ehe wird bey den Arabern nicht als ein Vertrag angesehen, wozu der Wille beyder Parteyen erfordert wird; man kann sie vielmehr als eine Art von Kauf betrachten, der zwischen den Eltern und demjenigen, der ihre Tochter heirathen will, geschlossen wird. Der Bräutigam braucht nicht das Herz oder die Neigung seiner Braut zu gewinnen, aber er findet sich mit einer oder ein Paar schöner wohlgemästeter Kühe ein, und der Handel hat seine Richtigkeit; die Eltern behalten die Kühe, und überge-

ben dafür ihre Tochter. Sie bekümmern sich wenig, ob sie glücklich oder unglücklich wird; wenn sie einmal verkauft ist, so wird ihrer nicht weiter gedacht. Gefällt das Weib dem Mann nicht länger, so kann er sie ihren Eltern zurückschicken, und eine andere, oder auch mehrere zugleich, kaufen, je nachdem er bemittelt ist. Gefällt die verstoßene Frau einem andern, so kann derselbe sie um einen viel geringern Preis erhalten, weil sie schon einmal verheirathet gewesen.

Die Hauswirthschaft liegt den Weibern ausschließend ob; daß dieses Geschäft für sie im höchsten Grade beschwerlich sey, kann man sehr leicht begreifen, besonders bey den stets umherwandernden Horden. Das Mahlen des Korns, die Bereitung des *Courcouçon*, das Melken des Viehes, das Buttermachen und dergleichen, ist hier Weibergeschäft, und zwar das leichteste. Aber auch die beschwerlichsten und härtesten Arbeiten werden von den Weibern verrichtet, und unterdessen daß die Männer sich ungestört dem Müßiggange ergeben, müßen die Weiber Holz fällen, und, in Ermanglung eines Lastthieres, es selbst nach Hause schleppen. Ich habe oft diese Weiber mit einer so ungeheuren Last Holz begegnet, daß ich sehr nahe seyn mußte, um diese kleinen menschenähnliche Figuren, die aber im höchsten Grade unsau-

ber, und durch Schweiß und Arbeit entstellet waren, unter der großen Menge Zweige, die sie auf ihrem Kopfe trugen, entdecken zu können. Auch der Ackerbau wird größtentheils durch die Weiber verrichtet. Am übelsten ergeht es ihnen, wann die Horden mit ihren Zelten aufbrechen, und ihren Wohnplatz verändern. Der Mann setzt sich ganz ruhig zu Pferde, und trägt ausser seinen Waffen nicht das geringste; da hingegen die Frau mit dem völligen Hausrath beladen, und öfters sogar mit dem Gezelte selbst, wenn dazu kein eigenes Thier vorhanden ist, neben dem Pferde des Mannes herlaufen muß, und nicht selten, wenn sie nicht schnell genug folget, noch ausserdem unter den Schlägen des Mannes erlieget. Auf diese Weise müßen sie Tage lang, im brennenden Sande, und oft ohne Essen und Trinken, fortwandern.

Da die Frau bey den Arabern eher als Sklavin, denn als Gesellschafterin des Mannes anzusehen ist, so kann sie natürlicher Weise auch keine zärtliche Zuneigung von ihm erwarten, und der Mann spricht mit ihr stets im gebietenden Tone, als ihr Oberherr, der sich der Stärke, die ihm die Natur über das Weib gegeben, vollkommen bewußt ist. Die Weiber der Araber müßen den Kindern, ja sogar den Sklaven

nachstehen: sie dörfen nicht eher essen, als bis das ganze übrige Hausgesind seine Mahlzeit eingenommen, und überdas müßen sie sich mit dem, was die andern übrig gelassen haben, begnügen. Wenn ihre Arbeiten sie nicht außerhalb dem *Douare* beschäftigen, so bleiben sie den ganzen Tag im Gezelte, wo sie von Koth und Ungeziefer fast umkommen; dabey haben sie fast alle die Kräze und einen ganz unerträglichen Geruch. Ihre Kleidung bestehet in einigen schmuzigen Lumpen, die sie niemals waschen; von Leinengeräthe wissen sie nichts, und ihre ganze Garderobe besteht aus dem wenigen, was sie jedesmal auf dem Leibe haben. Sie sind in beständiger Bewegung, und selbst die Schwangerschaft ist keine Entschuldigung um ihre Arbeit zu vermindern. Nur während der Niederkunft unterbrechen sie solche; aber von Hebammen und Geburtshelfern wissen sie nichts, und sie entbinden sich selbst ohne fremde Hülfe auf der bloßen harten Erde. Viele waschen ihre Kinder sobald sie zur Welt gekommen sind, und wickeln sie in einen Theil ihres Gewandes ein, überlassen sie aber übrigens völlig der Natur, und geben ihnen weiter nichts, als was ihnen allenfalls zum nothdürftigsten Leben erforderlich ist. Gleich nach der Geburt gehen die Weiber wiederum an ihre Arbeit, wozu alsdann noch die

Pflege und Säugung des Kindes kömmt. Man sieht, daß bey dieser Lebensart die Wartung der Kinder eben nicht sehr sorgfältig seyn kann; dem ohnerachtet, wenn gleich die Kinder fast ganz nackend auf ein wenig Stroh gelegt werden, und Wind und Wetter ausgesetzt sind, dabey ohne Windeln und Wickeltuch gehalten werden, wachsen sie doch schnell heran, und werden in kurzer Zeit stark und groß, um ihrer Mutter folgen zu können.

Die Bergbewohner unter den Arabern sind weit weniger eifersüchtig, als die in den Städten; unter den erstern halten nur blos die Chefs ihre Weiber eingesperrt; bey der geringern Classe ist dieses nicht möglich, weil die Männer, wenn sie ihre Weiber einsperrten, alle Feldarbeit selbst verrichten müßten; und da sie sich hierzu nicht verstehen, so muß die Eifersucht der Faulheit nachstehen. Die Weiber der letztern gehen nie mit bedecktem Gesichte, wiewohl sie billig der übergroßen Häßlichkeit wegen einen Schleyer tragen sollten. Die Farbe ihres Gesichts ist dunkelbraun oder rußfärbig, die Haut mehrentheils aufgesprungen und verbrannt, und noch überdem durch eine Menge wunderbarer Figuren entstellt, die sie aus einem Gemische von Schießpulver und Spießglas, durch eine ihnen eigene Behandlung, unauslöschlich zu machen wissen. Kaum sind sie über die

Kinderjahre hinaus, so zeigen sich die Vorboten des herannahenden Alters auf ihren Gesichtern, und früh bemerkt man bey ihnen runzlichte Gesichter, die aber, wie man sogleich gewahr wird, mehr die Folgen schwerer Arbeit und schlechter Begegnung, als des Alters sind. Es ist unmöglich diese armen Weiber ohne Mitleiden und mit ungerührtem Herzen zu betrachten. Bey ihnen können die Reize der jugendlichen Jahre sich niemals entwickeln, und zwischen der Kindheit und dem höchsten Alter bemerkt man fast kein Mittelalter. Tief eingefallene Augen, abgezehrte und niedergeschlagene Gesichter, eingefallene Backen, einen durch Arbeit gebeugten Rücken, im ganzen Aensserlichen das höchste Elend, und dabey einen Blick, der die tiefste Schwermuth verräth; dies ist ohngefähr der äussere Abriß einer der Bergbewohnerinnen. Sie verheirathen sich durchgehends sehr jung, gebähren nur wenige Kinder, und endigen ihr mühseliges Leben frühzeitig.

In den Städten verlieren die Weiber von Seiten der Freyheit, was sie von Seiten der Arbeit gewinnen. Sie sind der Eifersucht ihrer Männer wegen gewissermaßen zu einer immerwährenden Gefangenschaft verdammt. Die Weiber der Vornehmen gehen nie aus, und diejenigen, die man auf den Gassen sieht,

sind von der niedrigsten Klasse; diese tragen gleichwol einen weißen dicken Schleyer, der ihnen bis an die Knie reicht; außerdem tragen sie noch einen andern, der unmittelbar das Gesicht nach Art einer Maske bedeckt. Die übrige Kleidung besteht aus einem grossen weißen *Bernus*, den sie nach Art eines Weiberrockes um sich schlagen. Ueberdem haben sie lange weite Hosen, die ihnen bis auf die Ferse reichen, und Schuhe mit hohen Absätzen. In diesem Aufzuge, worinn sie, wie in einem Bündel Leinwand eingewickelt erscheinen, ist es unmöglich von ihrer Gestalt oder ihren Annehmlichkeiten zu urtheilen. Im Hause legen sie einen Theil dieser Kleidungsstücke ab, und des Abends, wenn die Männer in den Moscheen sind, ist es eben nicht selten die Weiber auf den Terrassen zu sehen, wohin sie sich der Kühle wegen begeben. Bey Erblickung eines Musulmanns verbergen sie sich augenblicklich, gegen einen Christen aber, denen sie überhaupt sehr geneigt sind, sollen sie weniger grausam seyn, und gern alle Reize, die ihnen sonst die Eifersucht des Mannes zu verbergen befiehlet, auskramen. Bey solchen Neigungen und dem übergrossen Zwang wäre eine Liebes-Intrigue sicherlich bald angefangen und beendiget, aber hier kennt man kein größeres Laster, als dergleichen Liebschaften, besonders

für einen Europäer. Würde er überrascht, so ist der Tod unvermeidlich; nur ein Mittel bleibt übrig das Leben zu retten, nämlich die muſulmännische Religion anzunehmen und das Weib zu heirathen. Ist sie aber bereits verheirathet, so ist für beide kein Rettungsmittel; das Weib wird lebendig in einen Sack gebunden und ins Meer geworfen, und der Christ, entweder lebendig verbrannt, oder in Stücken zerhauen.

Die Arabischen Weiber, die ich in den Städten angetroffen habe, sind nicht so, wie die Bergbewohnerinnen, von der Sonne verbrannt, oder durch die Arbeit entstellt. Sie sind mehrentheils außerordentlich schön, von einer blendenden Weise und angenehmen Gestalt. Ihr Gang ist edel und voll Würde, aber es fehlen ihnen durchgehends diejenigen Vollkommenheiten, die man nur durch den Umgang, und in der guten Gesellschaft erlanget. Diese schönen Einsiedlerinnen sind so zu sagen der Welt und dem geselligen Leben abgestorben, und leben nur für einen einzigen Mann, der sie für den Verlust der Freyheit nur unvollkommen entschädigen kann.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

An Herrn Doktor Forestier.

So eben, lieber Freund, komme ich von einer für mich ungemein wichtigen Begegnung zurück. In der Zeit, da ich mich anschickte von hier aus nach Konstantine zu gehen, fügte es sich, daß Herr Desfontaines *) von dort aus hieher kam. Sie wissen, daß er seit zwey Jahren auf Kosten der Akademie der Wissenschaften in der Barbarey reiset, um Entdeckungen in der Naturhistorie, besonders der Kräuterkunde, zu machen. Dieser für mich glückliche Zufall wird meinen Reiseplan in etwas abändern; ich habe nämlich meine Reise nach Konstantine bis zu einer andern Zeit aufgeschoben, um die Gesellschaft des Herrn Desfontaines, der nicht lang mehr in diesem Lande verweilen wird, zu genießen. Dieser gelehrte Akademiker erlaubte mir an seinen Beobachtungen Theil zu nehmen, und seinen Kenntnissen habe ich mehrere Zurechtweisungen zu verdanken. Hier haben sie die nähere Beschreibung unserer vorzüglichsten Reisen.

Nachdem

*) Gegenwärtig Professor der Kräuterkunde am königlichen Garten zu Paris. Ueb.

Nachdem wir etwa vierzehn Tage lang die umliegenden Gegenden von Bonne durchstreift hatten, wo wir, des Herbstes ungeachtet, noch einige Spätlinge von Blumen entdeckten, setzten wir unsere Reise nach La Kalle fort. Wir hatten zwey *Deras* oder maurische Soldaten, und zwey andere Männer, die unser Gepäcke führten, zu Begleitern. Unsere erste Tagreise gieng nicht weiter als nach Mazoule, wo wir unser Gezelt in dem Garten des Chefs Ali-Bey aufschlugen, und daselbst die Nacht zubrachten. Den folgenden Tag besuchten wir das ehemalige *Bastion de France*, wiewohl wir dadurch uns etwas seitwärts von der Straße abwandten. Die noch übrigen Reste dieser ehemaligen Festung bestehen in einigen wenigen zerfallenen Mauern und Häusern und sehr gut erhaltenen Kellern. Dieser Ort, der, wie ich im vorhergehenden erwähnte, ehemals der Mittelpunkt war, wo sich die Handlung der königl. afrikanischen Kompagnie vereinigte, ist gegenwärtig völlig verlassen, und mit dickem Strauchwerk durchaus bewachsen, welches höchstens den Löwen und Panthern zum Aufenthalte dient. Das umherliegende ebene Land ist sehr ungesund durch verschiedene große Teiche, die öfters austrocknen und die ganze Gegend mit einem übeln Geruch erfüllen. Beym Bastion selbst fanden wir ei-

nige artige Seepflanzen und einige Korallinen. Auch machten wir dort die Eroberung einer ausnehmend schönen Ipomea *). Diese Blume, die etwa so groß als die der gemeinen Winde (Convalvulus sepium Linn.), aber von einem ausnehmend schönen Roth ist, erhob sich über das dickste, fast undurchdringliche Gebüsch, und unsere Begierde, sie zu erlangen, wurde durch die Beschwerde ihr beyzukommen noch mehr angefeuert. Der Boden, wo wir uns befanden, war durchaus sumpfigt, und mit Gewächsen aller Art reichlich versehen; aber die Furcht vor Schlangen oder wilden Thieren, die gar leicht sich darunter verbergen konnten, und der Abstand zwischen uns und der Pflanze, die wir zu haben wünschten, erschwerte unser Unternehmen nicht wenig. Doch endlich wagten wir es, indem wir bald über, bald unter den Sträuchern uns durcharbeiteten, und langten nicht ohne Schweiß, und mit zerrissenen Kleidern und blutigen Händen, an dem Orte, wo unsre schöne Ipomea wuchs, an. Ausser dieser fanden wir aber auch noch eine Menge neuer, nicht bekannter Pflanzen, die uns für unsre saure Bemühung einigermaßen schadlos hielten.

---

*) Diese neue von dem Verfasser zuerst entdeckte und beschriebene Pflanze kömmt im zweyten Theile unter dem Namen Ipomea sagittata vor. Ueb.

Von hier setzten wir unsern Weg gerade bis nach La Kalle fort, wo wir am Abend glücklich ankamen, und wo man uns, ohne die gewöhnliche *Quarantaine* zu halten, einließ, weil die Pest in der ganzen umliegenden Gegend aufgehört hatte. Für einen Naturforscher ist der Aufenthalt von La Kalle überaus wichtig. Die Korallenfischerey, die zugleich eine Menge Seeprodukte verschafft, die abwechselnden theils wilden, theils angebauten Ländereyen, die Teiche, Wiesen, Gebüsche, Berge, Sandwüsten, nähren eine große Menge Pflanzen, Insekten und Vögel, die unvollkommen, oder noch gar nicht bekannt sind.

Zu La Kalle hielten wir uns etwa noch 14 Täge auf; alsdann begleitete ich Herrn Desfontaines aufs neue nach Bonne, von wo er sich nach Marseille einschiffen wollte. Der Tag, an welchem wir dort anlangten, wird der Beschwerlichkeit und Gefahren wegen, die wir unterweges ausgestanden hatten, meinem Gedächtniß stets erinnerlich bleiben. Die Weite des Weges, den wir damals in einem Tage zurückzulegen dachten, betrug 24 franz. Meilen; kaum waren wir eine halbe Meile auser La Kalle, als wir von einem heftigen Regen überfallen wurden, der, bis wir zu Bonne eintrafen, anhielt, und uns

sogar verhinderte, vom Pferde zu steigen, um etwas zu genieſſen. Nach Art der alten Ritter, mußten wir unſere Mahlzeit zu Pferde und in vollem Trapp einnehmen. Es war Nacht, als wir am *Seibouſe*, der etwa ſo breit als die Seine iſt, ankamen; unglücklicher Weiſe iſt hier keine Brücke, um hinüber zu kommen; denn bey gewöhnlichem Waſſer kann man an verſchiedenen Orten gerade durchreiten, oder man ſchwimmt auch ohne Gefahr mit dem Pferde hindurch. Auch findet man gewöhnlich dort einen Kahn, aber ohne Schiffer; aber auch dieſer fand ſich, um unſere Verlegenheit zu vergrößern, gerade damals am entgegengeſetzten Ufer; doch ſchwamm einer von unſern Mauern durch den Fluß, und brachte ihn glücklich zu uns herüber. Wir und unſer Gepäcke waren nunmehro jenſeits; nun kam es darauf an, auch unſere Pferde herüber zu holen; wir verſuchten daher, indem wir uns aufs neue in den Kahn ſetzten, ſie, an dem Zügel haltend, neben dem Kahn herſchwimmen zu laſſen; aber die Gewalt des Stroms und das Sträuben der Pferde brachte uns immer wieder an das erſtere Ufer zurück, und machten den Gebrauch der Ruder völlig überflüßig. Es blieb uns daher kein anderes Mittel übrig, als die Pferde ihrem freyen Willen zu überlaſſen, und dieſer Einfall

glückte uns; denn nachdem wir etwa eine Stunde gearbeitet hatten, um hinüber zu kommen, fanden wir glücklicher Weise unsere Pferde bereits angelangt.

Herr Desfontaines war der erste, der ans Land stieg, oder vielmehr auf den Schultern eines unserer Mauren getragen wurde. Ich war der letzte, und erwartete den nämlichen Dienst; unterdessen fiengen unsere Pferde an unruhig zu werden, und meine Reisegefehrten suchten zuförderst derselben wieder habhaft zu werden, weil sie während der Finsterniß uns leicht entwischen konnten. Während daß sie sich der Pferde bemeisterten, blieb ich im Kahne ganz allein, der, ohne daß ich selbst es wahrgenommen hatte, sich unvermerkt vom Ufer entfernte, und der Strom, der ziemlich heftig war, trieb mich gerade nach der See zu, die ohngefehr eine halbe Meile von uns entfernt war. Herr Desfontaines, der die Gefahr zuerst bemerkte, rief mir zu, und obgleich ich es versuchte, mich der Ruder zu bedienen, so war ich doch entweder zu ungeschickt, oder auch durch die Gefahr selbst betäubt; kurz, ich wäre ohne Zweifel umgekommen, hätte nicht einer unserer Mauren, ein guter Schwimmer, mich und mein Fahrzeug ans Ufer gebracht.

Jezt waren wir wenigstens aus einer Verlegenheit; aber nun war die Frage, wo und auf welche

Art wir die Nacht zubringen sollten; denn wir waren den ganzen Tag über dem heftigen Regen ausgesetzt gewesen, und, wie man sich leicht vorstellen kann, bis auf die Haut naß. Die Thore der Stadt **Bonne** waren zu dieser Zeit verschlossen; doch unternahmen wir es aufs Gerathewohl uns dieser Stadt zu nähern. Wir befanden uns gerade damals in der Mitte eines weitläufigen Morastes, zwischen **Bonne** und dem alten **Hippone**, der durch mehrere tiefe Gräben, die das Wasser gebildet, durchschnitten war. Durch den anhaltenden Regen war der Morast sowohl, als die Gräben, sich völlig gleich, und länger als zwey Stunden irreten wir an diesem gefährlichen Orte umher, ohne irgend eine trockene Stelle finden zu können. Ueberdem waren unsere Pferde durch die weite Reise sehr ermüdet, und jeden Augenblick fielen sie nieder, oder wurden auch durch das heftige Blitzen und den fortwährenden Donner schüchtern gemacht. Für uns war kein anderer Rath, als den Tag an diesem Orte zu erwarten, und unser Entschluß war darüber gefaßt; doch hielten wir nicht an, sondern rückten, ohne zu wissen wohin, immer weiter vorwärts. Ehe wir es vermutheten, wurden wir durch das Zurufen eines Arabers, der nicht weit von uns hielt, gewarnet, nicht weiter zu gehen, weil wir in Gefahr standen,

in einem durch den häufigen Regen angeschwollenen Graben ohnfehlbar zu ertrinken; aber eben der Schurke, der uns warnte, ließ uns länger als eine halbe Stunde in dieser Verlegenheit, und nicht eher, als bis wir ihn im voraus bezahlten, half er uns auf die rechte Straße, wiewohl er auch eben so gut unser Geld hätte nehmen, und uns im Moraste stecken lassen können; wenigstens mußten wir auch dieses von ihm erwarten; doch diesmal betrogen wir uns, denn er hielt Wort, und führte uns durch einen andern Graben, der nur wenig Wasser hatte, bis vor das Thor von **Bonne**; doch dieses war verschlossen, und es war keine Möglichkeit eingelassen zu werden.

Das einzige Mittel die Nacht über unter Dach zuzubringen, war einen *Foundouk*, oder maurische Herberge, die ausser der Stadt gelegen, aufzusuchen, wo gemeiniglich nur das allerliederlichste Gesindel übernachtet. Als wir an der Thüre eines dieser Häuser uns meldeten, wurden wir von den darinnen befindlichen Arabern mit allen nur ersinnlichen Flüchen und Schimpfwörtern empfangen: Die Diener Mahomets, sagten sie, sind nicht gemacht, um den Hunden, oder den Kindern, Herberge zu geben. Diese Schimpfwörter wurden mit Steinen und Anspeyen begleitet; doch nach langem Zanken,

und indem wir ihnen Geld anboten, wurden wir eingelassen, und auf einen elenden Boden geführt, wo wir nichts als einen schlechten Teppig antrafen. Uns fror, und das Wasser lief uns von allen Seiten des Körpers herab, weil wir keine trockene Kleidungsstücke bey uns hatten.

An diesem elenden Ort, der unserer Lage zufolge noch weit schlimmer hätte seyn können, überließen wir uns indessen der Freude und Ruhe, die man nach überstandener Gefahr gemeiniglich empfindet. Anstatt eines Bettes streckten wir uns auf unserm Teppich aus, und unsere nassen Kleider waren zugleich unsere einzige Decke, das Kopfküssen war wie gewöhnlich der Sattel. Vermittelst eines Beckens mit Kohlen, welches man uns verschafft, hofften wir uns zu trocknen und der Ruhe zu genießen, aber das schlimme Wetter ließ uns kein Auge zuthun. Der anhaltende mit Hagel vermischte Regen fieng jetzt noch stärker als zuvor an, und in einem Augenblick war unser Zimmer voll Wasser, welches unsern Teppich allmählich in die Höhe hob. Bey jedem Donnerschlag fiel etwas von der Decke uns auf den Kopf, und wir liefen Gefahr unter den Ruinen dieses elenden Hauses, und mitten im Wasser, das an allen Seiten hereing drang, umzukommen. Glücklicherweise

war in dieser Kammer, so wie in allen arabischen Gemächern, eine Art von Hühnerstange oder Balken, etwa vier Fuß vom Boden entfernt, worauf man gewöhnlich die Sättel und das Zaumzeug verwahret, auf diesen mußten wir uns des Regens wegen begeben, und den Rest der Nacht darauf zubringen. So bald der Tag anbrach, giengen wir nach **Bonne**, wo wir bey der guten Begegnung, die man uns im Komptoir der Kompagnie wiederfahren ließ, die Mühseligkeit der überstandenen Reise bald vergaßen.

Ich bin stets ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Wenn man nur etwas Geschmack und Neigung zur Naturkunde und zum Beobachten hat, so kann man in einem Lande, wie dieses, ohnmöglich lang auf einer Stelle bleiben. Kaum hatten wir uns von unserer letzten Reise etwas erhohlt, als wir eine neue Tour verabredeten. Man hatte uns sehr vieles von gewissen siedendheißen Quellen erzählt, welche auf der Helfte Weges nach **Konstantine** befindlich, und im Lande unter den Namen **bezauberte Bäder** (*Hammam meskouteem*) bekannt sind. Wir nah-

men uns vor diesen Ort näher kennen zu lernen, und nachdem wir vom Kaide zu Bonne eine Begleitung von vier türkischen Reutern erhalten hatten, traten wir unsere Reise an. Der erste Tag unserer Reise war ziemlich angenehm, wenn man die wenigen Regen ausnimmt, welche von Zeit zu Zeit unsere Kleider näßten, die aber eben so schnell durch die Sonne wiederum getrocknet wurden. Nachdem wir die ansehnliche Ebene von Bonne in der Länge durchritten hatten, kamen wir an die ersten Berge, in deren Ritzen wir verschiedene perpendikuläre Adern von Schwerspat antraffen. Unsere erste Tagreise beschlossen wir sechs Meilen von hier mitten zwischen den Bergen; und in der Nähe eines ansehnlichen *Douares* schlugen wir unser Gezelt auf. Anfänglich hatten wir einige Beleidigungen von den Mauren zu erdulden, die nur selten einen Zuspruch von Christen erhalten, aber die Dazwischenkunft unserer Spahis beruhigte sie bald wieder. Diese ganze Nacht über war ein Gewitter; dazu gesellete sich noch das ohnunterbrochene Brüllen der Löwen, die vorzüglich zwischen diesen Bergen ihren Aufenthalt haben; wir hörten es die ganze Nacht, aber kein einziger kam nahe genug, um uns einige Furcht zu verursachen.

Den folgenden Tag, nachdem wir über eine Rei-

he von Bergen gekommen waren, die sich an den Atlas anschließen, und den ganzen Weg über nichts als die steilsten Felsen, tiefe Abgründe, dunkle und unwirthbare Wälder durchwandert hatten, so kamen wir allmählig an einen sanften Abhang, der uns in das weite Thal führte, worinn die sogenannten bezauberten Bäder befindlich sind. Ein dicker schwarzer Rauch, der zwischen den Bergen hervorkömmt, kündiget diese Quellen schon von ferne an, und ihr stinkender Geruch, der sich zugleich über die ganze Gegend verbreitet, ist im höchsten Grade unangenehm. Der Boden der ganzen Gegend schien wie verbrannt, und machte, daß unsere Pferde jeden Augenblick strauchelten. Anstatt eines klaren und hellen Wassers war dasjenige, was hier aus der Erde hervorkam, wirklich beynahe siedend heiß, und mit bituminösen und schwefelichten Theilen geschwängert. An einigen Stellen waren kleine Erhabenheiten, wo dieses Wasser wirklich zu kochen schien, und sprudelnd aus verschiedenen runden etwa zwey Fuß weiten Oefnungen hervorfloß, sich nachgehends allmählig ausbreitete, und einen kleinen Bach bildete, der am Fuße des Thales seinen Ausfluß nahm, wo er durch die während seines Laufes aufgenommenen Gewässer ziemlich ansehnlich geworden. Wir konnten dem Laufe dieses Baches

nur mit den Augen bis zu einer gewissen Weite nachspühren, denn er verlor sich zwischen den überaus steilen und gähen Felsen.

Nicht ohne Mühe drangen wir bis zu dem Krater (nämlich jenen runden Oefnungen, von denen ich so eben gesprochen) an dessen Mündung fanden wir verschiedene merkwürdige Produkzionen, z. B. kalkartigen Sinter von sternförmiger oder auch nadelförmiger Gestalt, einige auch wie Champignons gebildet. Er näherte sich einigermaßen dem Zeolith, und machte so wie dieser, in Salpetersäure gelegt, eine wahre Gallerte, war aber nicht ohne Mühe und Gefahr von dem Orte, wo er sich angesetzt, loßzumachen. Die Beschwerlichkeit, ihn zu erhalten, wurde durch die heißen erstickenden Dämpfe des hervorkommenden Wassers, und durch die Furcht sich die Hände zu verbrennen, noch vermehrt. Ueberdem war der Boden zunächst der Quelle hohl, und schien durchaus verbrannt zu seyn, und derjenige, der sich ihr hätte nähern wollen, würde in Gefahr gewesen seyn mit dem Fuße durchzubrechen, und wäre wahrscheinlich übel behandelt aus diesem so heißen Bade herausgekommen. Aller angewandten Vorsicht ohngeachtet hatten unsere Hände, Kleider und Füße viel auszustehen, und nur um diesen Preiß erhielten wir noch verschiedene tropfsteinar-

tige Konkrezionen, natürlichen Schwefel und Vitriol. An den Orten, wo das Wasser am heißesten schien, und Luftblasen zeigte, stieg das reaumursche Thermometer bis auf 76 Grade, aber da, wo sich das Wasser mehr ausbreitet, und daher eine größere Oberfläche einnahm, war der Grad der Hitze ohngleich geringer. Nicht weit von den Quellen findet man unterschiedene konische oder pyramidenförmige Erhabenheiten, die aus verbrannten kalkartigen Steinen zu bestehen schienen, und deren Ursprung eben nicht schwer zu erklären ist. Das Wasser, das ehemals aus dem obern Theile dieser Pyramiden hervorquoll, und an den Seiten herunterlief, wusch natürlicherweise die umherliegende Erde aus, und so entstunden nach und nach diese Figuren. Aus einigen dieser Pyramiden floß noch Wasser, andere hingegen waren verstopft, oder hatten aufgehört zu fließen.

An solchen Stellen, wo das Wasser einen erträglichen Grad von Wärme hat, bedienen sich die Mauren desselben zum Baden; sie rühmen es besonders in Rheumatismen, Podagra und mehreren Hautkrankheiten. Vermuthlich waren diese Quellen schon den Römern bekannt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort Bäder anlegten. Wir entdeckten auch nicht weit von hier ein römisches Haus, zwar ohne Dach, aber übrigens noch sehr wohl erhalten.

Der Platz, den diese verschiedenen heißen Quellen einnehmen, beträgt ohngefähr zwölfhundert Fuß im Quadrat. Wir mußten unsere Beobachtungen in der Eile machen, theils um nicht von der Nacht an diesem gefährlichen Ort überrascht zu werden, theils auch verschiedener Araber wegen, die sich um uns her versammelten, und die zu den ganz wilden, oder bis jetzt noch unbezwungenen Stämmen gehörten. Anfänglich ließen wir uns durch ihren Besuch nicht irre machen, denn ihrer waren etwa drey oder vier; da aber ihre Anzahl nach und nach zunahm, so mußten wir auf unserer Hut seyn, und ob wir ihnen gleich einen Theil unserer Lebensmittel mittheilten, so fiengen sie doch schon an uns allerhand beleidigende Worte zu sagen. Einer unserer Spahis, der sie behorchte, entdeckte einen Komplot, den sie gegen uns machten, uns nämlich in einem gewissen hohlen Weg, den wir ohnfehlbar paßiren mußten, aufzulauren. Wir hatten gerade noch so viel Zeit uns auf unsere Pferde zu schwingen, um diesen Banditen zu entgehen, die uns nunmehro mit Schimpfworten überhäuften, da sie sahen, daß wir ihnen glücklich entwischten. Wir erreichten den gefährlichen sehr engen Paß, noch ehe sie sich in großer Anzahl versammeln konnten, und entkamen glücklich. Dieses Gesindel lebt zerstreut in den

Wäldern, oder sie bewohnen auch einzeln die verschiedenen Berghöhlen, von wo aus sie in den Wegen und Schlünden der Berge die Reisenden anfallen und ermorden. Sie leben durchaus vom Raube, haben weder Ackerbau, noch Viehzucht, und behelfen sich mit wilden Kräutern und Wurzeln, im Fall sie nichts besseres von den benachbarten civilisirten Horden erschnappen. Ihr Aeusserliches verräth Grausamkeit und die größte Armuth; sie gehen fast nackend, ihre Haut ist olivenfärbig, dabey sind sie mager und im höchsten Grade abgefallen.

Kaum hatten wir die Gipfel des höchsten Berges erreicht, als wir von einem so heftigen und anhaltenden Hagelwetter überfallen wurden, daß unsere Pferde durchaus nicht von der Stelle zu bringen waren, und länger als eine halbe Stunde in dieser Stellung verblieben. Auf dieses Hagelwetter folgte ein sehr kalter Regen, der uns während 6 Meilen Weges beschwerlich fiel. Die Nacht kam heran, und wir hatten der Ruhe sowohl, als besonders eines Obdachs, um unsere Kleider zu trocknen und uns zu erwärmen, vonnöthen. Am Abhange des Berges stießen wir endlich auf eine Horde Araber, die unter dem Tribut des Beys von Konstantine stehen. Wir machten uns an sie, um, wo möglich, die Nacht

unter einem ihrer Zelten zuzubringen; denn des Regens wegen, der den ganzen Boden mit Wasser bedeckte, konnten wir das unsrige nicht aufschlagen. Sie machten anfangs viele Schwierigkeiten uns aufzunehmen, und schwuren hoch und theuer, daß sie keine Lebensmittel, weder für uns, noch für unsere Pferde hätten; doch eine Tracht Stockprügel, die der Anführer dieser Horde von den bey uns habenden Spahis erhielt, machte, daß in kurzem alles Nöthige herbeygeschaft wurde. Die Spahis, oder türkischeReuter, sind besonders bey den zinsbaren arabischen Horden äußerst gefürchtet, und nicht selten machen sie sich ungeahndet der härtesten Bedrückungen schuldig. Alle ihre Forderungen geschehen mit aufgehobenem Stock oder Säbel *).

Es ist gewiß, daß Schläge das einzige Mittel sind um von den Arabern etwas zu erhalten, und so sehr sie auch das Geld lieben, so ist doch jenes Mittel weit wirksamer. Diese Denkungsart ist so sehr von der unsrigen, ja, ich möchte sagen, von der einem jeden

---

*) Auf eine ähnliche Art behandelte der Aga, der den Baron von Tott auf seiner Reise durch die Moldau begleitete, die dasigen Einwohner. Ueb. Mém. de Tott Tom. 3.

jeden Menschen angebohrnen, verschieden, daß man Augenzeug seyn muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Fast alle Tage habe ich Gelegenheit über diese Behandlung meine Anmerkung zu machen. Will man bey den Arabern ein gewisses Ansehen oder Gewicht behaupten, oder etwas von ihnen erhalten, so muß man sich wohl hüten, ihnen höflich und artig, wie etwa andern gesitteten Nazionen, zu begegnen, oder ihnen Freundschaft und Erkenntlichkeit zu bezeugen. Behandelt man sie auf diese Art, so bilden sie sich gleich ein, man fürchte sie, und dies ist genug sie stolz und hochtrabend zu machen, und was man fordert hartnäckig zu verweigern. Wenn man sie im Gegentheil ernsthaft und drohend anredet, oder ihnen als Despote befiehlt, mit einem Worte, wenn man sie als die niedrigsten Sklaven behandelt, alsdann bezeugen sie sich gelehrig, und sind im höchsten Grade knechtisch und untergeben; sie begegnen alsdann dem geringsten türkischen Soldaten wie ihrem Herrn und Befehlshaber, und küssen die Hand, welche sie züchtiget. Bey ihnen gehören also die Stockprügel gewissermaßen zu den nothwendigen Kurialien. Noch bemerkte ich, daß während die Spahis den Mann durchbläuten, die Weiber aus den Zelten hervor kamen, und ein entsetzliches Geschrey erhoben; doch

lieſſen ſich erſtere dadurch nicht irre machen. Nach gehaltener Exekuzion führte man uns in ein Gezelt, wo wir ſogleich alles Nöthige bereit fanden. Doch waren wir nichts weniger als bequem; denn das Zelt war zerriſſen, und der Wind bließ auf allen Seiten hinein; überdem hielt das Regen- und Hagelwetter die ganze übrige Nacht an, und wir mußten unſere Schlafſtelle auf der bloſen naſſen Erde, mit feuchten Kleidern auf dem Leibe, nehmen, und dabey fror uns nicht wenig. Unſere Schlafgeſellen waren Männer und Weiber, Kühe, Ziegen und Schaafe durch einander *); leztere waren für uns beynahe zu vertraulich, denn ſie ſuchten ſich ihren naſſen Pelz an unſerm Rücken abzutrocknen. In ſo weichen Betten, wie die unſrigen waren, konnte man nicht leicht in die Verſuchung gerathen, den Morgenſchlummer abzuwarten, daher wir bey Tages Anbruch uns zur Abreiſe anſchickten. Wir ſteckten unſern Wirthsleuten, ohne daß die Spahis es gewahr wurden, einiges Geld in die Hand, weil ſie es ihnen vermuthlich würden abgenommen haben, wenn wir es öffentlich gegeben hätten.

Wir langten glücklich zu **Bonne** ohne weitern

*) So etwa, wie noch jezt auf dem platten Lande und in den kleinen Landſtädten in Pohlen. Ueb.

Zufall an, den Regen und Hagel, der uns erst am dritten Tage verließ, abgerechnet. Der Weg, dem wir bis Bonne folgten, ist zum Theile der alte römische, der von Hippone nach Cirthe führte, und an mehreren Stellen hatte er sich sehr wohl erhalten; auch fanden sich einige Ueberbleibsel von Häusern, die aus Bruchsteinen zu seyn schienen. Einige Meilen mußten wir beständig bergan klettern, und an verschiedenen Oertern war der Weg so steil, daß unsere Pferde sich kaum erhalten konnten; dabey war der Boden ungleich und voller Steine, so daß beschlagene Pferde, ohne Gefahr für den Reuter, diesen Weg niemals hätten machen können; aber zum Glück ist bey den Arabern die Gewohnheit die Pferde zu beschlagen völlig unbekannt. Der Fluß *Seibouse*, durch welchen wir 5 bis 6 male kamen, ist ebenfalls öfters sehr schwer zu paßiren. Da, wo er zwischen Bergen fließt, ist sein Bett mehrentheils voll ziemlich großem abgerundeten Kiesel, auf welchen die Pferde nicht anders als furchtsam treten; wir trafen auf gewisse Stellen, wo das Wasser uns bis an den Sattel reichte, und zu Winterszeit, wenn die Fluth hoch ist, kommen öfters in diesem Flusse viele Menschen um. Von den Brücken, welche die Römer über den *Seibouse* erbaut hatten, haben sich die Bruch-

stücke an mehreren Stellen erhalten; vermuthlich wurden sie aber von den Arabern vernichtet.

Wenige Tage nach unserer Ankunft zu Bonne schiffte sich Herr Desfontaines nach Marseille ein. Ich verlor ihn ungern; nur die Erinnerung, an ihm einen neuen, schätzbaren Freund erhalten zu haben, kann den Mißmuth, den mir die so baldige Trennung verursachet, in etwas vermindern. Um meinen Stab weiter zu setzen, dazu muß ich trockenes Wetter abwarten. Die anhaltenden Herbstregen sind hier dem Wachsthume der Pflanzen im Ganzen ausserordentlich ersprießlich, und versprechen uns im künftigen Jänner den angenehmsten Frühling.

Ich bin achtungsvoll ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Es ist billig, mein Freund, daß, nachdem ich Sie lange genug durch die wüsten, bergigten und verlassenen Gegenden Numidiens geführt, ich Sie nunmehro auch zur Hauptstadt begleite. Zuförderst sage ich Ihnen, daß wenn wir die weite Ebene von Bonne zurückgelegt haben, wir eine Reihe sehr steiler Berge zu ersteigen haben, deren Bewohner die

Araber *Li-Aiſhah*, ſich vor andern in den Schlünden von *Artyah* aufhalten. Hier dürfen wir uns nicht lange umſehen, denn unſrer Begleiter, und unſrer Waffen ungeachtet, haben wir alles von dieſem wilden, völlig ungeſitteten Stamme zu befürchten, der, ſobald er nur Zeit gewinnet, ſich zu verſammlen, uns gewiß nicht verſchonen würde. Doch die Nacht rückt heran, und wir müſſen uns ſchon entſchlieſſen ſie zwiſchen den Felſen zuzubringen; was ſagen Sie zu jenen dunklen Wäldern und überhaupt zu der traurigen Stille, die in dieſer ganzen umliegenden Gegend und beſonders in dem vor uns liegenden tiefen Bergthale herſchet? Es iſt vor andern der Aufenthalt wilder Thiere, und wer weiß, ob der König derſelben, uns dieſe Nacht nicht einen Beſuch abſtattet.

Doch, dort bricht die Morgenröthe bereits an, und der beſte Rath iſt, unſer Gezelt aufzupacken, und weiter zu gehen. Der Weg, den wir gegenwärtig betreten, verdient allerdings Ihre Aufmerkſamkeit, und Sie haben Recht mitten zwiſchen dieſen Felſen ſich über deſſen Regelmäſſigkeit zu verwundern. Es iſt die alte römiſche Heerſtraſſe, die ehemals von Hippone nach Cirthe führte, und ſtellenweiſe treffen wir ſie vollkommen wohl erhalten an. Doch diß ſind nicht die einzigen Ueberbleibſel der ehemaligen

römischen Herrlichkeit, die diese Gegend aufzuweisen hat. Zwei Meilen jenseits *Hamman mes Koutten*, oder den bezauberten Bädern, kommen wir an eine Anhöhe, die den Namen *Annonay* führet, und auf deren Gipfel sich sehr merkwürdige Ruinen zeigen. In der Mitte derselben erblickt man ein kleines viereckigtes Gebäude, welches sich sehr wohl erhalten hat. Das über der Thür befindliche Creuz, ist ein Beweis daß es ehedem den Christen zur Capelle gedient. Eine an eben diesem Ort gefundene Innschrift, ist folgende:

MEMMI-
VS M. F.
PRVDENS
V. AN. XV.

Sieben Meilen seitwärts von hier, findet man einen Ort, der so wie der Fluß an dessen südlichen Ufern er lieget, den Nahmen Allegah führet, und jetzt in einen Steinhaufen verwandelt ist. Ferner kömmt man in einiger Entfernung von hier an den Fluß Serf, in dessen Nachbarschaft ein ungeheurer Steinhaufen unter dem Namen Seniore, einiges alte Gemäuer, und ein grosser runder Thurm, dessen Ursprung schwer zu errathen ist, das merkwürdigste sind. Diese Oerter näher zu untersuchen, lohnt kaum der Mühe; sie sind überdem der wilden Thiere

wegen, die die ganze umliegende Gegend sehr unsicher machen, äusserst gafährlich; selbst die Girfah, ein ziemlich mächtiger arabischer Stamm, die da herum wohnen, dörfen sich dieser Ursach wegen dort nicht nieder lassen, so vortreflich auch die Weide dieser Gegenden ist. Die *Welled-Braham* nicht weit von hier, bewohnen eine weniger waldigte, und im ganzen angenehmere Gegend.

Die zahlreichen Heerden, die von jenen entfernten Hügeln herab, bis in die Ebene sich verbreiten, nicht weniger die reichen Kornfelder, und die seitwärts gelegenen fetten Weiden, verrathen sehr deutlich die Nachbarschaft einer grossen und volkreichen Stadt; und den Namen des ehemaligen römischen Kornbodens*) verdient diese Gegend vollkommen. Noch erblicken wir linker Hand eine ansehliche *Douare*, welche aus mehr den 200 Gezelten bestehet, und dessen Bewohner den Ackerbau und die Viehzucht für Rechnung des Bey von Konstantine betreiben. Ihr ganzes äusseres Ansehen verräth Wohlstand und Ueberfluß, und unterscheidet diese Horde beym ersten

---

*) Als Afrika unter die Bothmäsigkeit der Römer gekommen war, hieß man es gemeiniglich nur den römischen Kornboden, wegen der ungemein reichen jährlichen Korn-Erndten.

Anblick von jenen wilden und ungezähmten, besonders den höchst elenden *Ly-Aiſhah*, die wir vor kurzem in den Bergen sahen; bey ihnen sind wir versichert, gut aufgenommen zu werden. Allgemach nähern wir uns der Hauptstadt, die sich sehr deutlich auf jener Anhöhe zeigt, und die schon dadurch, daß sie das Vaterland des *Jugurtha* und *Maſiniſſa* war, unsre Aufmerksamkeit verdient, wenn sie auch nicht durch die langen Kriege, welche sie mit den Römern und Karthaginensern führte, und durch die Folge ihrer Regenten, und ihres Alterthums sich auszeichnete. Die merkwürdige Revolutionen, wodurch diese Stadt dem römischen Joche entrissen wurde, sind bekannt; ehemals von Christen, jezt von Muhamedanern bewohnt, hat dieser Ort mehrmalen seinen Oberherrn verändert. Jetzt herrschen hier die Nachkommen der Kalifen in ununterbrochener Folge, obgleich eben diese Despoten auf der andern Seite wiederum von den Türken unterjocht sind.

Wiewohl unsere Nazion mit dem **Bey von Konſtantine** in gutem Vernehmen steht, so erwarten Sie deswegen nicht, daß unser Einzug in seine Residenz glänzend seyn werde. Den Schimpfworten, Flüchen und Speichelwerfen des Pöbels entgehen wir dieserwegen nicht; und obgleich der **Bey**, sobald er

die Ankunft der Fremden erfährt, ihnen einige *Chiaoux* gibt, um sie gegen die Beleidigung des Pöbels in Sicherheit zu stellen, so schützt diese Vorsicht doch nur sehr unvollkommen; denn der Pöbel ist hier so ausgelassen, daß, der Stockschläge der *Chiaoux* ungeachtet, welche ihnen auf Kopf und Rücken regnen, wir alle Mühe haben werden bis zum Pallast des Beys zu gelangen. Erwarten Sie nicht, daß der Bey uns so bald zur Audienz zulasse. Er wird uns eine Wohnung geben lassen, worinn wir drey oder vier Tage, vielleicht auch noch länger warten müßen, bis es Sr. Excellenz belieben wird uns vorzulassen. In dieser Zeit also, da wir noch unsere Freyheit haben, lassen sie uns die Gegend um die Stadt und ihre Lage näher kennen lernen.

Beym Anblicke jener Ruinen und umgefallenen Mauern sowohl, als den Resten der Cisternen und Wasserleitungen, welche sich nach Südwest in die Ebene erstrecken, scheint es ganz wahrscheinlich, daß das alte Cirthe einen viel größern Umfang als das jezige Konstantine gehabt habe; eben diese Seite ist die einzige, wo man der Stadt beykommen kann; auf der andern Seite verhindert der Berg, an dessen Fuß die Stadt gebaut ist, und der im höchsten Grade steil und unzugänglich, und eine Höhe von 200

Toiſen hat, allen Zutritt. Bey der Stadt fließt der Fluß *Sufegmar* oder *Ruramel*, den die Alten *Ampſagée* nannten, hart vorbey. Etwas weiter gegen Oſten ſahen wir eben dieſen Fluß aus ſeinem unterirdiſchen Kanal hervorkommen; er bildet dort einen anſehnlichen Waſſerfall, über welchem der größte Theil der Stadt ſich befindet. An eben dieſem Orte werden ſo wie ehemals die Miſſethäter auch noch jezt herabgeſtürzt *). Vermittelſt einer in den Fels gehauenen Treppe kann man bis zum Fluß herabſteigen, und das natürliche Gewölb, welches man unten antrifft, überraſcht die Neugierigen auf eine angenehme Art. Unter dieſem Gewölbe verſammeln ſich gemeiniglich die gemeinen Weiber der Waſcherey wegen in großer Menge, weil ſie hier ungeſehen bleiben; ſie ſollen aber nicht ſelten durch die an dieſem unterirdiſchen Orte ſich häufig findenden kleinen Schildkröten erſchreckt werden, welche ſie einmüthig für böſe Geiſter halten.

Außerdem daß **Konſtantine** durch ſeine Lage vertheidigt wird, ſo wird dieſe Stadt auch durch eine tüchtig Mauer und durch eine ſtarke türkiſche Beſatzung beſchützt; letztere bewahrt ein altes Gebäude,

---

*) J. Leon, Lib. V. pag. 211.

welches den äußern schönen Resten zufolge, ehemals sehr beträchtlich gewesen seyn muß. Die Stadtthore sind von einem feinen röthlichen, dem Marmor gleichen Steine erbauet, und die noch erhaltenen Verzierungen zeigen von ehemaliger römischer Größe.

Aber der merkwürdigste Gegenstand für einen Alterthumsliebhaber ist eine überaus wohl erhaltene Brücke, deren Bögen, Geländer und Säulen mit Blumenkränzen, Ochsenköpfen und Schlangenstäben geziert sind. Zwischen zwey der Bögen bemerkte ich ein *basrelief*, welches eine Weibsperson vorstellt, deren Füße auf zwey Elephanten ruhen, die ihren Rüssel in einander geschlungen haben *). Sie trägt blosses Haar, welches in Locken gelegt ist, und über ihrem Kopf sieht man eine Muschel. Mit der rechten Hand hält sie ihr Gewand, und ihren Blick, der mir verächtlich schien, richtet sie gegen die Stadt. Nicht weit von dieser Brücke erblickt man einen gut konservirten Triumphbogen; und noch mehrere halb zerfallene Gebäude, die von dem Pracht und den Reichthümern der Römer ein Beweiß sind. Der Triumphbogen wird hier zu Lande *Cassir Goulah*, d. i. Schloß der Riesen genannt; er bestehet aus drey

*) Auf römischen Denkmälern in Italien stellet dieses Bild gemeiniglich Afrika vor. Ueb.

Bögen, deren Einfassung und Friesen mit Blumen, Waffen und mehrern Zierrathen versehen sind. Die Säulen sowohl als die Pilaster, die den Fronton tragen, sind von korinthischer Ordnung.

Das Innere der Stadt hat wenig Merkwürdiges; die Gassen sind durchgehends enge und unrein, die Häuser niedrig, und nach der Straße zu ohne Fenster. Merkwürdig schienen mir die Pferdställe des Bey, wo man die wahre, wiewohl ausgeartete, Race *) barbarischer Pferde antrifft, welche die alten Numidier ohne Sattel und Zaum ritten. Die Araber reiten diese Pferde mit vieler Geschicklichkeit, aber sie bedienen sich eines Sattels und der Sporn. Ihr Sattel gleicht einigermaßen einem Stuhle mit einer Rückenlehne, und ist nach vorne zu etwas erhaben; ihre Steigbügel sehen einem an beiden Enden abgestutzten Schuhe ähnlich, und ihre Sporn, welche unmittelbar an den Steigbügeln befestiget sind, bestehen in einem langen eisernen Stachel, der sich bis unter den Bauch des Pferdes erstrecket. Nur wenige

*) Nicht etwas, sondern fast ganz ausgeartet sind die Pferderacen in der Barbarey, ein Beweis sind diejenigen Pferde, die jährlich aus der Barbarey nach Frankreich, Spanien und Italien gebracht werden und mehrentheils sehr theuer bezahlt werden. Ueb.

Araber haben die alte Art zu reiten, so wie sie bey den Numidiern üblich war, beybehalten.

Der Pallast des Bey unterscheidet sich nur sehr wenig von einem Privatgebäude. Der ganze Unterschied bestehet etwa in der Größe, und in der Menge Flinten, Säbel und Pferdesättel, womit, nach Landesgebrauch, die innern Gemächer behangen sind. In dem ersten Zimmer findet man diejenigen Personen versammelt, welche von dem Bey Audienz verlangen. In dem zweyten befindet sich eine große Anzahl junger Sklaven zwischen 12 und 15 Jahren, von vorzüglicher Schönheit und prächtig gekleidet, diese gehören eigentlich zum Serail des Beys. Alsdann kommen die übrigen Sklaven, die aber hier ganz anders als zu **Algier** gehalten werden: sie stehen in großem Ansehen, und haben unter den Hofbedienten den zweyten Rang. Die *Chiaoux* haben den ersten; ihr Geschäfft besteht darinn, die Befehle des **Beys** zu vollstrecken, besonders wann es darauf ankömmt einige Köpfe abschlagen zu lassen.

Der jezt regierende **Bey** ist ein sehr schöner Mann, außerordentlich zuvorkommend und leutselig; man hält ihn nicht für grausam, wiewohl er schon manchen Kopf hat abschlagen lassen. Er soll ein guter Politiker und ziemlich verschmitzt und geizig seyn; dem

ohnerachtet hat er sich bey gewissen Gelegenheiten großmüthig und freygebig bewiesen. Vor etwa zwey Monaten sahe ich zu Bonne einen neapolitanischen Wundarzt, der eine zeitlang sein Sklave gewesen war, und der in dieser Zeit den Bey von einem krebsartigen Geschwür an der Nase geheilt hatte. Der Bey gab ihm dafür seine Freyheit, und behielt ihn lange Zeit an seinem Hof, wo er ihn mit Geschenken und Wohlthaten überhäufte. Nach einigen Jahren bezeugte der Wundarzt großes Verlangen in sein Vaterland zurückzukehren. Du bist frey, sagte der Bey, allein dein Vorhaben kränkt mich; zum wenigsten versprich mir in einem Jahre wieder zu kommen; bringe dein Weib und deine Kinder und deine ganze Familie zu mir, alle sollen meine Freunde seyn. Der Wundarzt gab sein Wort in der bestimmten Zeit sich wieder einzustellen, und der Bey entließ ihn reichlich belohnt, er gab noch zweyen italiänischen Sklaven die Freyheit, um ihn auf der Reise zu bedienen, und empfahl ihn der afrikanischen Kompagnie als seinen Sohn; er umarmte ihn mit weinenden Augen, indem er zu ihm sagte: Gehe zu den Deinigen, und zu deinem König, und sage ihm, auf welche Weise du von einem arabischen Fürsten bist behandelt worden.

Die Gegend um Konstantine ist ausnehmend fruchtbar, und das Land wird dort herum gut gebauet, die mittäglichen Hügel ausgenommen, die Niemand wegen den Bergarabern bewohnen kann, deren Einfällen diese Gegend vorzüglich ausgesetzt ist. Die gegen Norden gelegenen Ländereyen, die man von dem höchsten Theile der Stadt entdeckt, bietet dem Auge die reichhaltigste Landschaft dar, die durch die Menge Berge, Hügel, Flüsse und Wiesen eine außerordentliche Manchfaltigkeit erhält. Gegen Osten wird die Aussicht durch eine Reihe Felsen, die mit der Stadt in gleicher Höhe liegen, eingeschränkt.

Die übrigen Städte Numidiens sind von sehr geringer Bedeutung, und man entdeckt überall mehr Ruinen als wirklich bewohnte Oerter; erstere beweisen, wie ungemein volkreich dieses Land in ältern Zeiten war. Man trifft Stellen an, wo die noch vorhandene Ruinen deutlich zeigen, daß die Städte hier so dicht bey einander lagen, als noch jezt in manchen Ländern die Dörfer. Es ist sehr zu bedauren, daß ein so fruchtbares und schönes Land nicht mit eben der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wie manche unserer europäischen Sandschollen angebauet ist. Die besten Ländereyen sind hier von sehr geringem Werth. Ich habe einen afrikanischen Chef gekannt, der für eine

Stute einen Fleck Ackers, der zehn Quadratmeilen betrug, an den Bey von Konstantine vertauschet hatte.

Auf der westlichen Seite von Konstantine, gegen der Wüste Sara zu, liegt Gala, eine wohl gebaute und feste Stadt. Der Besitzer oder Fürst derselben ist von einer sehr alten arabischen Familie, und herrscht hier ganz unumschränkt, und ist von der türkischen Herrschaft völlig unabhängig. Da seine Besitzungen auf allen Seiten von dem Atlaßgebürge umgeben sind, so sind sie schon an und vor sich durch ihre Lage geschützt; außerdem hält dieser Fürst eine gute Miliz, und sein persönlicher Muth hat ihn überaus furchtbar gemacht. Dieser Fürst, dessen Name Boigis ist, soll mit vieler Sanftmuth regieren; er ist dabey friedfertig, und seine Unterthanen sind unter seiner Regierung glücklich. Ihre Sitten sind der Regierungsart angemessen, das heißt, sie sind sanft und friedfertig. Der größte Reichthum der Einwohner besteht im Ackerbau und in der Viehzucht, und der Besitz ihrer Güter wird ihnen durch keinen ihrer Nachbarn streitig gemacht. Der Fürst Boigis steht mit dem Bey von Konstantine in gutem Vernehmen, er besucht ihn öfters, und wird hier vorzüglich geachtet, weil man ihn für ein Abkömmling Ma-

homets

homets hält, auch hat er einiges Verkehr mit den Christen, die er übrigens schützt und ehrt.

Bugie, dicht am Meere, etwa dreyßig Meilen von Algier, ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, die auf den Ruinen einer ältern und dem Ansehen nach viel größern erbauet ist. Man bemerkt drey verschiedene feste Schlösser bey diesem Orte, die zur Vertheidigung desselben dienen; das eine liegt höher als die Stadt, die beyden andern aber befinden sich am Fuße des Berges. Nicht weit von Bugie bearbeitet man einige sehr beträchtliche Eisenbergwerke, aus welchen die dortigen Einwohner ihre Pflugscharen, und ähnliches Ackergeräth und Werkzeug verfertigen. Die Bedouin-Araber bringen viel Oel und Wachs hieher zum Verkauf, das mehrentheils von den Christen eingehandelt wird; da aber diese Araber nicht sehr umgänglich sind, so geschieht es selten, daß dieser Handel so ganz ohne Blutvergießen abgehet, und selbst die türkische Besatzung wird von ihnen wenig geachtet. Der *Nasava* fließt an der Ostseite der Stadt, und fällt nicht weit von da in das Meer; er entspringt eigentlich bey *Jibbel-Deera*, und wird durch die Menge kleiner Bäche, die er während seines Laufes längs dem Berge *Jurjura* aufnimmt, zu einem ansehnlichen Flusse.

Zwischen Kallo und der Stadt Bonne liegt Stora, ein Ort mit einem guten Ankerplatz. Man glaubt, daß dieses das alte Rusicada sey; die Stadt hat einige nicht unwichtige Alterthümer; doch ist es gefährlich für einen Fremden sich hierher zu begeben, denn die Einwohner sollen, so wie ein großer Theil ihrer Landsleute, verrätherisch und grausam seyn, und nur durch vieles Geld und gehörige Vorsicht sollen sie etwas umgänglicher gemacht werden können.

Ich bin wie jederzeit ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Jezt begreife ich sehr wohl, wie ein Seefahrer, wenn er nach überstandenem Sturme sich in Sicherheit findet, aufs neue sich dem Meere anvertrauen kann. Vor einiger Zeit war ich Augenzeuge des fürchterlichsten Sturms, den man sich nur einbilden kann, und der, wie ich höre, sich über das ganze mittelländische Meer erstreckte. La Kalle wurde durch die Menge der schäumenden Wellen fast überschwemmt; ein großer Theil derselben brach sich an den vorliegenden Felsen, oder zertheilten sich gleich einem feinen Regen über dem Orte; der innere Platz hat durch

die Heftigkeit des eindringenden Wassers, das ihn gänzlich überschwemmte, etwas gelitten, so auch einige Baracken und Gemäuer. Sogar hat das Wasser einige beträchtliche Felsenstücke mit weggeführt, und das schreckliche Geheule, welches die Gewalt des eindringenden Wassers in den unterirdischen Höhlen unserer kleinen Halbinsel verursachte, ließ uns jeden Augenblick unserm Untergange entgegen sehen. Verschiedene im Hafen befindliche Schiffe, und einige andere auf der sardinischen Küste, sind bey dieser Gelegenheit verloren gegangen. Der Anblick einer so stürmischen See, die durch das heftigste Donnerwetter noch furchtbarer wurde, erstickte in mir alle fernere Lust zu Seefahrten, und mein Entschluß war gefaßt, das Meer gewiß nicht anders, als um nach Frankreich mich einzuschiffen, zu versuchen. Allein 8 Tage hernach hatte ich das eine und andere Gelübde vergessen, und ich wagte es in Gesellschaft des Herrn **Peyron** mich nach der Insel **Tabarque** einzuschiffen, wo gedachter Herr Agent der Kompagnie ist. Unsere Ueberfahrt war ausserordentlich glücklich, und ohne die mindeste Gefahr, weil wir niemals über einen Flintenschuß weit vom Lande uns entfernten. Die verschiedenen Gegenstände, welche die ganze Küste darbietet, sind ausserordentlich angenehm, und die

Abwechslung, welche man besonders in den Felsenpartien bemerkt, machen die ganze Aussicht im höchsten Grade mannigfaltig. Die einzige Erinnerung, daß diese angenehme Gegend zwischen La Kalle und Tabarque von einer wilden und unmenschlichen Nazion bewohnt wird, konnten den Eindruck, den die Reize dieser Küste auf mich machten, einigermaßen verdrängen: so wie ehemals die Insel der Kalypso einem jeden Fremden gefährlich war, so darf auch hier längs dieser Küste es niemand wagen anzulanden, ohne von den Mauren ermordet zu werden. Bey großen Stürmen, die hier zu gewissen Zeiten sehr gefährlich sind, und mehr als einem europäischen Schiffer das Leben gekostet haben, sieht man die Bewohner der Küste haufenweise am Strande versammelt, nicht etwa um im Fall der Noth den armen Seefahrern, die durch den Sturm gelitten, oder hieher verschlagen worden sind, zu Hülfe zu kommen, sondern, wo möglich, sich der Gefahr derselben zu Nutze zu machen. Das Abscheuliche dieses Verfahrens setzt in meinen Augen die Bewohner dieser Küste auf die unterste Stufe der Menschheit. Man versichert mir, daß viele Schiffer, die das Unglück gehabt auf diese Küste verschlagen zu werden, sich lieber aufs neue den Wellen Preiß gegeben, und selbst bey sehr stür-

mischem Wetter die offene See zu erreichen gesucht, als sich der Gefahr blos gestellt, auf eine elende Art durch die Mauren umgebracht zu werden. Nur sehr wenige, die hier Schiffbruch gelitten, haben Gelegenheit gefunden sich zu retten.

Unter die merkwürdigsten Gegenstände längs der Küste rechne ich einen etwa einen Flintenschuß vom Ufer, mitten in einer Ebene gelegenen Felsenklumpen, der eine Art von rundem Berge bildet, und daher von den Provençalen, welche diese Küste häufig besuchen, *Monte rondo* genannt wird. In eben dieser Gegend hat das alte **Tagaste**, das Vaterland des heil. Augustins, gelegen. Nur wenige Ueberbleibsel davon erblickt man auf dem Abhang eines kleinen Berges; überdem ist dieser ganze Ort umher mit einer Menge Oelbäumen bewachsen, wird aber nicht leicht von einem Reisenden besucht, weil diese und die ganze umliegende Gegend zu dem Lande der Nadis gehört, deren Verfahren gegen Fremde ich Ihnen in meinen ersteren Briefen schilderte.

Nach **Tagaste** kamen wir gerade vor das *Cap de l'Aigue (Cap de l'eau)* vorbey; ein Name, den man der frischen Quellen wegen diesem Orte gegeben, und wo die Schiffe sich öfters mit frischem Wasser versehen.

Ferner sahen wir das *Cap roux*, zu dessen Benennung die röthliche Farbe der Felsen Anlaß gegeben hat.

Wir umsegelten darauf das *Cap des gallines*, wo die Korallenfischer öfters Hüner von den Mauren kauften; allein auch dieser Verkehr hat aufgehört, weil die Mauren eines Tages, als die Korallenfischer auf ihr anhaltendes Ersuchen nicht am Lande übernachten wollten, sondern Klugheits halber sich an Bord begaben, nach ihnen geschossen.

Die Insel Tabarque liegt etwa 5 oder 600 Schritte vom vesten Lande entfernt, und ihr ganzer Umfang beträgt etwa eine halbe Meile; seit einiger Zeit hatte man eine Art von Damm zwischen der Insel und dem vesten Lande angelegt; bey stiller See konnte man trockenes Fußes ans Land kommen, und wenn das Meer unruhig war, so war der Weg zu Pferde noch immer bequem genug; allein der letzte Sturm hat gemeldeten Damm gänzlich zerstöret, und die Gemeinschaft der Insel mit dem festen Lande ist also unterbrochen worden.

Eigentlich ist Tabarque ein sehr hoher Felsen, der nach der Seeseite zu fadengrade abgeschnitten ist, hingegen nach dem festen Lande zu einen sanften Abhang bildet. An diesem Abhange waren ehemals die

Wohnhäuser gebauet, und der reizende Anblick der gegenüberliegenden Küste, deren fruchtbare Hügel abwechselnd durch einige angenehme Wiesen und kleine Bäche unterbrochen werden, desgleichen die Güte des Himmelstrichs, machten den hiesigen Aufenthalt zu einem der reizendsten auf der Erde. Tabarque wurde von Karl V, als er die barbarischen Staaten bekriegte, erobert; die Lage der Insel schien diesem großen Feldherrn vorzüglich geschickt zu seyn, um zur Beschützung des Handels eine Festung anzulegen, welche von den Barbaren nicht leicht könnte beunruhiget werden. Die ganze Insel wurde seinem Plane zufolge mit Festungswerken umgeben, und auf dem höchsten Theile der Insel wurde eine ziemlich feste Citadelle angelegt. Der Kayser überließ nach der Zeit Tabarque an Doria, einen edeln Genueser, von dem sie in der Folge an die genuesische Familie Romelini kam *).

Verschiedene genuesische Kaufleute hatten sich hier

---

*) Karl V. erhielt andern Geschichtschreibern zu Folge die Insul Tabarque von Soliman II. als Lösegeld für den berühmten Korsar Dragut, der als Anführer von zwölf türkischen Galeeren von Andreas Doria zum Gefangenen gemacht wurde. In der Folge überließ Soliman an die beyden Genueser Grimaldi und Romelini die Korallenfischerey in dem Meere um Tabarque. Ueb.

niedergelassen, und trieben damals mit den Mauren eben den Handel, welchen jezt die französische afrikanische Kompagnie ausschließend führt. Die ganze Insel war voller Häuser und angenehmer Gärten, welche in einem so sanften und ergiebigen Klima den Bewohnern ihr eigentliches Vaterland vergessen machten; und so wurde Tabarque nach und nach eine volkreiche und blühende Kolonie.

Bis ums Jahr 1743 gieng hier alles nach Wunsch; aber in demselben Jahre ergaben sich die Einwohner dem Bey von Tunis. Man weiß nicht, wie und wodurch sie zu diesem Schritte bewogen worden; einige glauben, daß der damalige Besitzer Komelini die Insel vernachläßigte, und sie an manchen Dingen Mangel leiden ließ; andere behaupten hingegen, daß die Genueser diese Insel an die königl. afrikanische Kompagnie überlassen wollten, und daß die Einwohner lieber den Bey von Tunis, als die Franzosen zu ihrem Oberherrn wählten.

Kaum war der Bey von Tunis in Besitz der Insel, als er sämtliche Festungswerke und Häuser schleifen ließ, und nichts weiter, als die Citadelle, die in der Mitte der Insel gelegen, beybehielt, allwo er eine Garnison von 300 Mann türkischer Soldaten einquartirte. Sämtliche Einwohner, Män-

ner, Weiber und Kinder wurden nach Tunis in die Sklaverey geführt, sogar die Vornehmsten, und diejenigen, die diese Verrätherey angestiftet, und die eine weit andere Behandlung erwartet hatten, erlitten gleiches Schicksal.

Seit langer Zeit hatte der Bey auf der Küste im Angesichte der Insel eine Vestung anlegen wollen, um die Insel von daher beschießen zu können, allein bis dahin hatten es die Genueser stets verhindert, und er hat nur eine ganz unbedeutende Schanze, die hinter einem Hügel gelegen, und von den Kanonen der Insel nicht erreicht werden kann, erbauen lassen, und noch jezt ist diese Schanze von etwa hundert arabischen Soldaten besetzt. Seitdem aber der Bey im Besitz der Insel Tabarque ist, hat er sein ehemaliges Projekt ausgeführt, und ein ziemlich festes Schloß im Angesichte der Insel erbauet, welches aber so wenig in Absicht der Größe als der Festigkeit mit der Citadelle von Tabarque verglichen werden kann.

Gegenwärtig sieht man in der Insel Tabarque, ausser der Citadelle und der großen Menge Bruchstücke von ehemaligen Festungswerken, Wasserleitungen u. d. m. nur sehr wenige Wohnhäuser. Vermöge eines Vertrages hat der Bey von Tunis der afrikanischen Kompagnie die Haltung eines Agenten auf

Tabarque erlaubt, der die Korallenfischerey der dortigen Gegend zu besorgen hat. Dieser Posten wird gegenwärtig durch Herrn Peyron verwaltet, aber man muß so viel Muth und Entschlossenheit, wie er, besitzen, um an einem fast wüsten Ort, mitten zwischen Ruinen und einer ausgelassenen türkischen Garnison ganz allein ruhig und gelassen wohnen zu können. Man beurtheile ja nicht die eigentlichen Türken nach denjenigen, welche man in der Barbarey antrifft; letztere sind als der Abschaum ihrer Nazion anzusehn; denn es ist bekannt, daß in der Türkey auf Ansuchen des Dey von Algier und des Bey von Tunis öfters Werbungen angestellt werden, die der Großherr auch jederzeit genehmiget, und bey dieser Gelegenheit wird das lüderlichste Gesindel hieher gesandt.

Kein Christ darf sich der türkischen Citadelle auf Tabarque nähern, und da sie stets Verrätherey fürchten, so darf sich niemand an ihre Mauern wagen. Während meines Aufenthalts auf der Insel ließ der dort in Besatzung liegende Aga der türkischen Schildwache 500 Stockprügel geben, weil einige Christen, die erst seit kurzem in der Insel angekommen, und also die dortigen Gebräuche nicht kannten, bis ins Innere der Citadelle vorgedrungen waren. Ein

andermal wurde einer von unsern Matrosen, der auf seinem Spaziergang sich zu nahe gewagt, durch Prügel und Steinwürfe verfolgt. Im Jahre 1784 wurde sowohl die türkische Garnison zu Tabarque, als die der beyden auf der Küste gelegenen Festungen, von der Pest gänzlich aufgerieben.

Der Felsen von Tabarque ist seiner Natur nach ein grobkörnichter, gelblichter Sandstein, der hin und wieder in den Spalten Spuren von Eisen und röthlichtem Ocker zeiget; er besteht aus großen unförmlichen Massen, die ohne Ordnung und Regelmäßigkeit aufeinander liegen. Die Spalten sind ebenfalls sehr unregelmäßig sowohl in dem Sandstein, als auch in einigen Thonlagern, und stellen nicht selten kubische Ablösungen vor, die einige Aehnlichkeit mit großen, ohne Ordnung auf einander gelegten, Bruchsteinen haben, die an manchen Stellen durch einen eisenhaltigen Kütt verbunden zu seyn scheinen. Eine ähnliche Bildung der Felsen bemerkte ich in der Gegend um La Kalle und längst der ganzen Küste, sie sehen in der Entfernung einem alten Gemäuer gleich; auch der Abt Fortis hat in seiner Reise durch Dalmatien dergleichen Steinlager bemerkt und abgebildet. Siehe *Viaggio in Dalmazia, Vol. 2. pag. 100.* wo er sie *Filoni simili à muraglie in riva del mare*

nennet. Die Felsen von Tabarque sitzen auf einem groben blätterichen Thonstein auf, der etwas kalkartig ist, auch hin und wieder vielen Sand enthält, und an manchen Stellen auf der Oberfläche schuppicht ist. Die ganze Insel ist übrigens mit einer ziemlich dicken Lage der besten Gartenerde versehen, die außerordentlich fruchtbar zu seyn scheint, aber wegen Faulheit der türkischen Besatzung beständig ungebaut liegt.

Den Tag nach meiner Ankunft zu Tabarque machte ich einen Spaziergang ans feste Land, um die Ueberbleibsel der sehr alten Stadt Tabrarca zu sehen. Meines Dafürhaltens hat dieser Ort mehr als eine Meile im Umkreis gehabt, und ist zum Theil an dem Ufer des Meeres, zum Theil auf den nahe dabey gelegenen Hügeln erbauet gewesen. Jezt ist nichts weiter zu sehen, als einige alte, größtentheils eingefallene Mauern und mehrere zertrümmerte Säulen, desgleichen Ueberbleibsel von alten Wasserleitungen, die ohngefähr von eben der Größe und Form, als diejenigen sind, welche man in den Ruinen von Karthago, Hippone und andern Städten der Barbarey bemerkt. Mitten zwischen den Ruinen dieser alten Stadt ist die türkische Festung gebauet, der ich im Vorhergehenden erwähnte; die Garnison bestehet

gegenwärtig aus etwa hundert Mann. Der Fluß Zaine, der ziemlich beträchtlich ist, floß ehedem hart an der Stadtmauer von Tabrarca vorbey.

Einige Tage nachher, als ich die reizende umliegende Gegend besuchte, und besonders die hinter den Hügeln von Tabrarca gelegenen Ländereyen näher untersuchte, und zwischen den mit Dornen dickbewachsenen Felsen umher kletterte, gerieth ich von ohngefähr in ein Thal, welches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Eine frische Quelle, die zwischen den Felsen sich hervordrängte, und mit Oleandersträuchen dicht bewachsen war, bildete eine sehr angenehme Laube, welche gegen die große Sonnenhitze deckte, und obgleich wir damals mitten im Jänner waren, so sahen wir doch den Boden ringsumher mit jungen Rasen bedeckt, und eine Menge Blumen einer ungemein schönen Art von Cacalia erfüllten diesen Ort mit ihrem angenehmen Dufte. Dieses Thal bildete verschiedene Krümmungen, und führte mich zuletzt an eine weit aussehende Ebene, die auf allen Seiten mit Hügeln umgeben, und dem Auge eine über alle Beschreibung erhabene herrliche Aussicht darbot; ich wurde nicht müde diesen bezauberten Ort nach allen Richtungen zu durchkreuzen, wiewohl ich zu meiner nicht geringen Verwunderung nicht eine lebendige Seele dort antraf.

Doch war diese Gegend nicht immer so verlassen gewesen, und einiges Gemäuer, desgleichen eine Menge bearbeiteter Steine bewiesen, daß hier ehemals eine gesittete und polizirte Nazion gewohnt. Was mich hier am mehresten in Verwunderung setzte, und mir gewissermaßen schwer oder unmöglich zu erklären schien, waren gewisse in einen Felsen gehauene Kammern, von etwa vier Fuß Höhe und Tiefe und gleicher Breite, an denen man die Arbeit des Meisels sehr deutlich erkannte. Die vordere Oefnung, die etwa zwey Fuß im Quadrat betrug, glich einem Fenster mit einem Vorsprunge. Der hintere Theil einer jeden dieser kleinen Kammern endigte sich in eine etwa zwey Zoll dicke Nische, deren Höhe ohngefähr ein Fuß, und die Breite 6 Zoll haben mochte. Alle diese Kammern, deren ich fünf oder sechs sahe, waren durchgehends in dem höchsten Theile des Felsen, einige sogar an sehr schwer beyzukommenden Stellen gelegen. Umsonst habe ich mich bemühet, über deren Endzweck etwas Befriedigendes beyzubringen; aber bis jezt sind meine Vermuthungen ohne Wahrscheinlichkeit. Der innere Theil dieser Kammern ist dunkel, fast schwarz; daß es Gräber seyn sollten, ist mir, der geringen Höhe und Weite, desgleichen der viereckigten Form wegen, nicht wahrscheinlich;

oder waren es heimliche Waarenbehälter, oder Einsiedeleyen? Lauter Vermuthungen, worüber mit Gewißheit nichts zu bestimmen ist. Die vordere Oeffnung, oder das Fenster, war so angebracht, daß es gar leicht vermittelst eines viereckigten Steins konnte bedeckt, und von aussen gesehen werden, besonders wegen der viel umher wachsenden Dornsträucher. Die Felsart, worinn diese Kammern gehauen waren, schien mir ein grober, aber sehr vester Sandstein zu seyn.

Schade, daß der Eindruck, den eine so herrliche Gegend bey jedem Beobachter natürlicher Weise erregen muß, durch die Erinnerung an die völlige Entvölkerung derselben, welche die Pest in den Jahren 1785 und 86 hier und im ganzen Königreiche Tunis angerichtet hat, sogleich verbittert wird. Ich fand an verschiedenen Stellen verlassene Gezelte, und vortreffliches, aber aus Mangel an Arbeitern wüst liegendes Ackerland, und den sonst volkreichen Stamm der *Ouled'amours* bis auf zwey oder drey Gezelte geschmolzen. Die Garnison der drey türkischen Vestungen war zu eben der Zeit bis auf 5 oder 6 Soldaten ausgestorben.

Obgleich bey damaliger Jahrszeit zum Kräutersuchen es ausser der Zeit war, so konnte ich doch auf

den benachbarten Hügeln die nämlichen Baum- und Straucharten unterscheiden, die in der Nachbarschaft von La Kalle wachsen, und die in immergrünen Eichen, Korkbäumen, Ginster, Cistrosen und Mastixbäumen, und einigen unfruchtbaren Palmarten bestehen.

Ich bin unausgesetzt ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Ohngeachtet wir erst im Anfange des Hornungs sind, so ist doch das Wachsthum der Pflanzen in hiesiger Gegend schon so weit, daß der bevorstehende Frühling mir eine ausserordentlich reiche Erndte verspricht. Schon jezt habe ich einige für mich nicht ganz unnütze Exkursionen gemacht, wozu mir besonders Ali-Bey behülflich gewesen. Seit einem Jahre war dieser Chef seiner Weiber und Kinder beraubt, welche der Bey von Konstantine statt Geisel bey sich behalten, um gedachten Ali-Bey zur Erlegung von 30000 Piastern zu zwingen, welche er, als er nach seines Bruders El-Bey Tode zur Regierung gekommen, an den Bey von Konstantine zu erlegen versprochen hatte. Gerade jezt war diese Summe

bezahlt

bezahlt worden, und der Bey sandte dem Ali-Bey seine Weiber und Kinder zurück. Zur Rückkunft dieser Geiseln, die bey den Mauren ein groſses Fest war, lud er den Gouverneur von La Kalle und mich ein; zu dem Ende fanden wir uns, von einigen Soldaten und unsern Bedienten begleitet, bey ihm ein.

Sobald Ali-Bey von unserer Ankunft benachrichtiget war, kam er uns bis zum Walde von Freje, eine kleine halbe Meile Weges, entgegen. Er war von einigen hunderten seiner Reuter und einem Haufen mauriſcher Musikanten begleitet, deren Instrumente blos in elenden Trommeln und Pfeifen bestanden. So wie sie uns ansichtig wurden, empfiengen sie uns mit einer sehr einförmigen und unsern Ohren unangenehmen Musik, die immer einen und denselben Ton wiederholte. Die mauriſchen Reuter hingegen lieſsen ihre Pferde allerley seltsame Sprünge machen, oder ritten um die Wette mit verhängtem Zügel durch das dickste Gesträuche, oder verfolgten sich einander, indem sie mit vieler Geschicklichkeit auf einander schoſsen, dabey ein entsetzlich durchdringendes Geschrey erhoben, und gleichsam eine Art von Scharmützel vorstellten. Der Anblick dieses ganzen Trupps, ihr Geschrey, ihr Anzug, war besonders in dem Walde, worinn wir uns befanden, sehr mah-

lerisch, und das lebhafte Bild einer wilden, kriegerischen Nazion.

Während diesem Manöuvre kamen wir bey dem Garten des Ali-Bey an; er war mit Fruchtbäumen reichlich besetzt, und die Menge der Citronen- Bergamot- und Pomeranzen-Bäume erinnerte uns an die Gärten der Hesperiden. Wir schlugen hier unser Gezelt auf, und bald darauf sandte Ali-Bey uns von seinem *Courcouçon* in großer Menge. Wir sandten ihm zum Gegengeschenke Kaffe und trockene Früchte aus der Provence. Den folgenden Tag verließ ich meine Reisegefährten, um eine botanische Exkursion anzustellen, wozu mir Ali-Bey eine Bedeckung von vier seiner Reuter mitgab.

Mein erster Ritt war zu den *Zulmis*, die unter dem Befehle des Ali-Bey stehen; in dieser Gegend, welche nicht weit von den Gärten des Ali-Bey abgelegen, stieß ich auf einen ziemlich großen See, den ich ganz umgieng, und wo ich verschiedene merkwürdige Wasservögel, als einige Kourlis, wilde Enten und Reißhühner schoß. Auch gieng die Botanik nicht ganz leer aus; ich fand einige schöne Arten von Cyperus, verschiedene Arten von Ranunkeln, Anemonen und Zwiebelgewächsen. Bey den *Zulmis* sahe ich vortrefliche Lauben von Clematis cirrhosa, die

an den feuchten Stellen, wo sie wuchsen, artige Guirlanden bildeten. Spergula arvensis, Anthirrinum reflexum waren überall; desgleichen fiengen die verschiedenen Arten von Orchides, Serapias und Helleborus sich zu zeigen an. Dieses ganze Land gewähret eine ununterbrochene Abwechselung; die Ebenen sind durchaus fruchtbar und wohl gebaut; die Hügel zwar sandigt, aber mit Strauchwerk reichlich bedeckt, worunter die immergrünende Eichen, die verschiedenen Cysten, die Mastix- und Korkbäume die merkwürdigsten waren. Die Thäler geben durchgehends gute Weide, und waren mit zahlreichen Heerden bedeckt.

Bey den *Merdass*, einem zahlreichen und unter dem Befehle des Beys von Konstantine stehenden arabischen Stamme, zu welchen ich mich in der Folge begab, entdeckte ich, und zwar in den Bergen, welche die weite Ebene von Mazoule einschliessen, einige laumarme Quellen, deren sich die Mauren zum Baden bedienen. Der Geschmack dieses Wassers war fade, und weder herbe, noch säuerlich; auch wurde dessen Farbe durch ein Galläpfel-Dekokt nicht verändert; nur an einigen Stellen bemerkte ich einen gelben, okerartigen Niederschlag. Gegenwärtig fliesset diese Quelle am stärksten am Fuße des Berges,

zwischen einem schwärzlichten Sande; auf der halben Höhe des Berges, wo ehemals die Hauptquelle gewesen, entdeckte ich eine Menge Schwefelkies, der in den Ritzen und Spalten des Sandsteines, durch welche das Wasser ehemals geflossen, sich erzeugt hatte. Bey meiner Zurückkunft gerieth ich in einen ziemlich tiefen Morast, worinn mein Pferd bis an den Bauch versank; glücklicher Weise begegnete ich etlichen Arabern, die mir einen weniger gefährlichen Weg zeigeten; aber nunmehro mußte ich eine seichte Stelle im Flusse *Ma-Fragg* suchen, über dessen einen Arm ich nothwendig gehen mußte. Die Versuche, die ich dieserwegen anstellte, waren sehr langwierig, und länger als 3 Stunden mußte ich am Ufer des Flusses bleiben; denn da das Bett desselben sehr schlammicht war, und mein Pferd überdies bis unter den Sattel im Wasser stand, so durfte ich mich ohne Lebensgefahr nicht weiter wagen. Ich führe diesen Umstand blos deswegen an, um Ihnen einen Begriff von der Art, wie man hier zu Lande reiset, zu machen, welche, wie Sie sehen, mit vieler Mühseligkeit und Gefahr verknüpft ist. Anstatt daß die jetzigen Einwohner die von den Römern angelegten Landstraßen bessern, oder neue anlegen sollten, zerstören sie vielmehr dieselben, und einige Stücke Eisen

sind oft die Ursache gewesen, daß manche durch die Römer aufgeführte Brücke oder ähnliche Gebäude vom Grunde aus sind zerstöret worden. Der Fluß *Ma-Fragg* fällt vier Meilen hinter Bonne in die See; dort heißt er gemeiniglich *Seibas*, der Name eines arabischen Stammes, der längst dem Ufer dieses Flusses wohnet. Ich vermuthe, daß dieser Fluß der *Rubricatus* der Alten ist; er entspringt in den südlichen Bergen der *Merdas*. Da wo der *Seibas* in das Meer fällt, ist er breiter als die *Seine*, und die landesübliche Art, wie man dort über diesen Fluß setzt, und die auch ich versuchen mußte, ist nichts weniger als bequem und sicher. Stellen Sie sich eine Art von Floß vor, welches blos aus Rohr zusammen gesetzt ist, und blos durch einen schwachen Strick gezogen wird: wenn man sich darauf befindet, so ist man des geringen Widerstandes wegen fast beständig im Wasser, und jeden Augenblick in Gefahr zu ertrinken. Nur blos im Sommer kann man ohne Gefahr durch den *Seibas* reiten.

Nach meiner Zurückkunft kehrte ich wieder beym Ali-Bey ein, aber bald nachher schickte ich mich an das *Cap Rose* zu besuchen, wo die Kompagnie ehemals ein Komptoir der Korallfischerey wegen unterhielt. Man hatte mir diesen Ort als sehr ergiebig

an schönen und seltenen Muscheln empfohlen, und die Hoffnung etwas neues in diesem Theile der Naturgeschichte zu entdecken, beschleunigte meine Reise. Der ganze Weg von der Wohnung des Ali-Bey bis zum *Cap Rose* führte mich durch sandigte Thäler, wo nur hin und wieder ein Paar Korkbäume befindlich waren. Einige hohe Felsen, die seitwärts lagen, schienen ein Aufenthalt der wilden Thiere zu seyn. Auf der ganzen Tour litte ich Mangel an frischem Wasser, und obgleich wir uns damals nur im Monat Februar befanden, so war die Hitze doch schon unausstehlich, und ich kam mit leeren Flaschen, und lechzend nach einem frischen Trunk, an Ort und Stelle an. Man hatte mich versichert, daß ich zu *Cap Rose* eine frische Quelle finden würde, aber lange suchte ich und meine Begleiter vergebends darnach; endlich erblickte ich in einem hohlen Wege etliche Schilfstengel, eine Entdeckung, die mir um desto angenehmer war, da dieselben das Daseyn einer Wasserquelle verriethen; und wirklich, nachdem ich mich durch viele Dornen durchgearbeitet, meine Hände und Gesicht verwundet, und meine Kleider zerrissen hatte, gelangte ich zu der längst gewünschten Quelle. Nichts gleicht dem Vergnügen, ein schönes klares Wasser, nach einer so beschwerlichen Reise, und so

erhitzt wie wir waren, langsam einzuschlürfen, und, die Wahrheit zu gestehen, so war dies der einzige Vortheil, den ich von dieser Tour hatte; denn so wie ich es fand, bot das *Cap Rose* eben nichts Merkwürdiges für einen Naturliebhaber dar. Außer einem grobkörnichten Fels, der eine Art von Filtrirstein zu seyn schien, worauf einiges alte Gemäuer sich erhalten hatte, und einer Menge Bruchstücke von Schalthieren längst der Küste, die hier eine kleine unbedeutende Bucht bildet, fand ich nichts, was die Beschwerde einer so mühevollen Tagreise belohnen konnte.

Nach meiner Zurückkunft von *Cap Rose* beurlaubte ich mich beym Ali-Bey, und setzte meinen Weg gerade nach La Kalle fort. Kaum war ich eine Stunde unter Weges, als ein starker mit Hagel und Donner vermischter Regen mich überfiel, und bis zum Gehölze von *Freje* begleitete. Ich war über drey Viertel einer Meile im Gehölze, als dieses Wetter sich in einen völligen Orkan verwandelte, der mich, da ich von allen Seiten von Bäumen umgeben war, die theils zerbrochen, theils umgeworfen wurden, in nicht geringe Gefahr setzte. Ueberall war der Weg durch die Menge der umgeworfenen Stämme versperrt, oder doch sehr erschwert, und mit nicht geringer Mühe erreichte ich das Ende dieses Waldes. Ich

muß Ihnen hier im Vorbeygehen sagen, daß fast alle Bäume längst dieser Küste sich nach Südost neigen, und daß der gewöhnlichste Wind, den man hier bemerkt, aus Nordwest bläst: dieser Bemerkung zufolge fragt es sich, ob man in großen Ländern aus der Richtung der Bäume nicht auch den Lauf der gewöhnlichsten Winde beurtheilen könne? Das Resultat wäre vielleicht für Reisende nicht ganz unwichtig.

Der Wald von *Freje* hat beynahe zwey Meilen in der Länge, er liegt eigentlich in einem ziemlich breiten, aber sandichten, Thale, und die gemeinste Baumart ist der Korkbaum; obgleich die Witterung nicht sehr angenehm war, so fand ich doch mehrere Zwiebelgewächse in der Blüthe, auch einige hübsche Orchides.

Leben Sie wohl.

Sieben und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Ich stund im Begriff zu Anfang des Märzmonath eine für mich sehr interessante Reise anzutreten, und zwar in Gesellschaft des Beys von Konstantine, der gewöhnlich alle zwey oder drey Jahre, an der Spitze eines Lagers von drey bis vier tausend Mann, einige arabische Horden, die einen Theil der großen Wüste Saara bewohnen, zur Bezahlung des ihm schuldigen Tributs anhält. Es war beschlossen, daß ich den Bey auf dieser Expedizion begleiten sollte, und ich hatte schon in Gedanken allerhand herrliche Projekte entworfen, als ich zu meinem unbeschreiblichen Leidwesen erfuhr, daß sowohl in der Stadt Konstantine, als in dem Lager des Bey selbst sich die Pest äußerte. Meine große Aussichten zu neuen Entdeckungen waren also auf einmal dahin, und ich wäre sicher ein Opfer meiner Neugierde geworden, wenn die Pest während der Reise würde ausgebrochen seyn. Die besten Verwahrungsmittel würden bey dieser Gelegenheit, wegen der beständigen Gemeinschaft, die in einem so zahlreichen nnd tumultuarischen Lager ganz und gar nicht vermieden werden kann, gewiß fruchtlos gewesen seyn.

Die schreckliche Niederlage, welche diese Krankheit aufs neue in kurzer Zeit hier angerichtet, übersteigt alle Begriffe, die man davon hat, bey weitem. Die Stadt **Tunis** ist um ein gutes Drittel vermindert, und die Insel **Tabarque** zweymal neu bevölkert, und eben so oft seiner Einwohner beraubt worden. Einige Orte sind völlig öde und verlassen, und an vielen Stellen sieht man die reichsten Erndten auf dem Stiel vertrocknen, weil niemand da ist, der sie einbringen kann. Eine ungeheure Menge Vieh allerley Art irret auf den Feldern in zahlreichen Heerden und ohne Besitzer umher. Ich habe mehrere *Douares* gefunden, die außer einigen fast verweseten Leichen keinen einzigen Einwohner hatten. Den sonst zahlreichen Stamm der *Ouled-Amours* fand ich bis auf 15 Mann, welche die Seuche überstanden hatten, aufgerieben. Unter ihnen bemerkte ich einen Greis, der dem französischen Agenten auf **Tabarque** als Dolmetscher diente; eines Tages, als dieser Alte mich in sein Zelt geführet hatte, zeigte er mir von der kleinen Anhöhe, worauf wir uns befanden, eine weite, fast unabsehbare, sehr fruchtbare, aber völlig unangebaute Ebene die ihm zugehörte. Da ich ihm meine Verwunderung zu erkennen gab, daß ein dem Anscheine nach so ergiebiges Feld ganz ohne die ge-

ringste Kultur wäre, erzählte er mir folgende Geschichte:

„Ich hatte, sagte der Alte, zwey Weiber und „sechs Kinder, alle in der Blüthe ihrer Jahre und „von der besten Gesundheit; meine Weiber hüteten „die Heerden, und meine Kinder bestellten das Feld, „das du jezt ungebauet vor dir siehest. Sie wurden „sämtlich von der Pest befallen, die mir zuerst ein „Weib und zwey Kinder raubte. Ich besaß damals „eine geweihete Leinewand von Mekka, und wir „theilten es gemeinschaftlich unter uns, zufrieden und „getröstet, daß wenigstens ein jedes sein Sterbekleid „daraus erhielt. Ich hatte meine ganze Familie bis „auf zwey Kinder selbst begraben, als auch ich plötzlich erkrankte; im ganzen *Douare* war Niemand, „der uns hätte zu Hülfe kommen können, und selbst „meine damals schon kranken Kinder kannten mich „nicht mehr. Als ich nach einem langen Schlaf endlich erwachte, matt und entkräftet um mich her „blickte, fand ich meine beyden letzten Kinder todt „an meiner Seite, die bereits zu verwesen anfiengen. „Von diesem schrecklichen Anblicke gerührt, strengte „ich meine äußersten Kräfte an, um wenigstens diese Ueberbleibsel meiner Familie begraben zu können, „aber ich war zu ohnmächtig und entkräftet, und

„ noch lange mußte ich zwischen den entstellten Kör-
„ pern der Meinigen zubringen, deren Gebeine ich
„ doch endlich eigenhändig zur Erde bestattete. Wäh-
„ rend meines langen Schlafs, hatte man mir alles
„ das Meinige geraubt, meine Erndte und meine
„ Heerde weggeführt, sogar mein Zelt geplündert,
„ und kaum blieb mir so viel übrig, um mich gegen
„ Wind und Wetter nothdürftig zu bedecken. Ich
„ suchte meines gleichen lange Zeit vergebens, alle
„ waren durch die Seuche aufgerieben; nur nach ei-
„ ner geraumen Weile fand ich einige wenige, die so
„ wie ich die Pest überstanden hatten; wir wurden
„ bald Freunde, und unsere gemeinschaftliche Thrä-
„ nen machten uns den erlittenen Verlust einigermas-
„ sen vergessen; auf diese Weise trösteten wir uns und
„ überließen uns der Führung des Himmels. Bey
„ meinem damaligen Alter konnte ich nicht allein blei-
„ ben, ich heirathete daher eine Wittwe mit 4 Kin-
„ dern, und obgleich ich nunmehro eine neue Familie
„ hatte, so vermißte ich doch gar bald meine ersten
„ Kinder, deren gesunder und starker Arm meine
„ Aecker und Felder bauete. Von der großen Strecke
„ Landes, welche du hier vor dir siehest, benütze ich
„ nur einen sehr kleinen Theil, und kaum so viel, als
„ zu meinem nothdürftigen Unterhalt erfordert wird,

„und doch übersteiget diese Arbeit beynahe meine „Kräfte.„

Während daß der Alte durch seine Erzählung mich bis zu Thränen gerührt, waren wir ohnvermerkt in die Ebene herab gekommen, und giengen längst dem Ufer des Flußes Zaine; plötzlich rief er mir zu auf meiner Hut zu seyn, weil ein Trupp Araber vom *Cap Negre*, mit welchen wir damals in Feindschaft lebten, sich am gegenüberliegenden Ufer sehen ließen; wir hatten gerade noch Zeit genug uns zu retten, und bevor sie durch den Fluß gesetzt, hatten wir die Berge erreicht, und unsere Feinde aus dem Gesichte verloren.

Durch die Erfahrung und durch den Umgang mit denjenigen, welche die Pest überstanden haben, bin ich von einer Menge Vorurtheile und falscher Begriffe, die ich sonst von dieser Krankheit hatte, zurückgekommen. Unter allen epidemischen und ansteckenden Krankheiten ist gewiß keine leichter abzuwenden, als gerade diese, wann man in Zeiten die gehörigen Vorbauungs- und Sicherheitsmittel anwendet. Bey den meisten Epidemien scheint die Luft selbst die ansteckenden Theile zu enthalten, die wir alsdann durch dies Vehiculum einziehen. Bey der Pest hingegen scheinen die ansteckenden Theilchen durch

die Luft ganz und gar verändert, oder unschädlich gemacht zu werden, und überhaupt von ganz anderer Art zu seyn. Wolle, Seide, Baumwolle und Leinengeräthe, Haare von Thieren und anderes sind die Gegenstände, worein sich der Keim der Pest besonders konzentriret, und auch am schnellsten bey der geringsten Berührung dieser Gegenstände sich fortpflanzt.

Nach dieser Bemerkung, die ich durch mehrmalige Erfahrung bestätiget finde, darf man sich nur alles unmittelbaren Umgangs und aller Gemeinschaft mit den Pestkranken enthalten; ferner so wenig ihre Kleidungsstücke, als ihr Hausgeräthe, berühren, um sich vor der Ansteckung zu sichern. Doch kann man sich ihnen in einer gewissen Entfernung nähern, auch im Fall der Noth ihre Wohnungen betreten, und mit ihnen sprechen. In den Häusern der französischen Konsuln in der Levante sowohl, als in allen Komptoiren der Kompagnie, pflegt man zur Pestzeit sich blos einzuschliessen, und allen Umgang mit den Einwohnern aufzugeben; und obgleich die Europäer zu der Zeit gewöhnlich im Mittelpunkte der Seuche leben, so hört man doch selten von einer Ansteckung, wenn sie nur die unmittelbare Berührung, oder die Mittheilung solcher Körper, wodurch sich die Pest

leicht fortpflanzt, mit der gehörigen Vorsicht vermeiden. Lebensmittel, wie z. B. Getreide aller Art, Brod, Früchte und selbst Fleisch, wofern es ohne Haare und Federn ist, pflanzen die Pest auf keine Weise fort. Bey meinen verschiedenen Reisen habe ich mich durch folgende Sicherheitsmittel verwahret. Sobald ich mich einem arabischen Stamme näherte, bey denen die Pest ausgebrochen war, so betrat ich nie ihre Wohnungen, sondern ich schlug mein Gezelt in der Nachbarschaft derselben, etwa in der Entfernung eines Flintenschusses weit, auf; ich sorgte ferner dafür, daß die Araber, die mir Milch, Früchte, *Courcouçon* und dergleichen brachten, sich allemal in einer gewissen Entfernung von mir hielten. Sobald ich besorgte etwa einen Araber von ohngefähr angerühret zu haben, so wechselte ich, wenn es möglich war, meine Kleider, oder ich ließ sie sogleich waschen und an die Luft hängen. Ueberdem wusch ich mich öfters, nnd zuweilen bediente ich mich dazu des sogenannten **vier Diebes Eßig** (*Vinaigre de quatre Voleurs*).

Was die Symptomen betrifft, welche die Pest ankündigen, so ist es meines Erachtens sehr schwer darüber etwas gewisses zu sagen, und oft hat dieses schreckliche Uebel schon große Fortschritte gemacht,

bevor man dessen Daseyn vermuthet. Bey einigen Kranken zeigen sich gleich anfangs Uebelkeiten, das Athemholen wird sehr erschwert, und der Patient klagt über Kopfschmerzen; ein andermal bestehet diese Krankheit in einer Art von hitzigem Fieber, welches in wenig Tagen das Leben des Menschen in Gefahr setzet; dann und wann zeigen sich während der Krankheit schwarzgelbe Flecken auf der Haut, aber am häufigsten erscheinen sie nach dem Tode des Kranken. Die offenbarsten und am wenigsten zweydeutigen Merkmale der Pest sind ein schleichendes oder auch hitziges Fieber, und die sogenannten Pestbeulen, die sich besonders am Halse, an den Weichen und an den Schenkeln zeigen. Brechen die Beulen zu rechter Zeit auf, so kömmt der Kranke gemeiniglich mit dem Leben davon, wiewohl die Fälle selten sind; einige Araber sahe ich indessen, welche die Pest dreymal gehabt.

Man glaubt ferner bey uns, und zwar mit Unrecht, daß die Pest vor andern den warmen Ländern eigen sey, und daß die große Hitze zur Entstehung derselben beytrage. Ich gestehe Ihnen, mein lieber Freund, daß ich mich sehr wunderte, als ich hier zuerst das Gegentheil bemerkte, das sogar durch ein hiesiges allgemeines Sprüchwort bestättiget wird,

welches

welches in der Sprache der Franken also heißt: *Saint Jean venir, Gandouf andar*, d. i. wenn St. Johannis kömmt, geht die Pest fort. Dies ist vollkommen richtig; denn am Ende des Junius, oder zur Zeit der größten Hitze allhier, endigt sich auch gemeiniglich die Pest, und wenn sie auch nicht gänzlich aufhört, so läßt sie doch zu der Zeit sehr nach, und es ist wahrscheinlich, daß man dieses Uebel vermuthlich schon gänzlich ausgerottet hätte, wenn man mit etwas mehrerer Sorgfalt zu Werke gegangen wäre: allein die Türken verachten alle Vorbauungsmittel, die man ihnen anräth, und sind durch nichts zu bewegen, von der einmal eingeführten Gewohnheit abzugehen. So z. B. halten sie während der Hitze die Teppiche, und selbst die Kleidungsstücke der an der Pest Verstorbenen, verschlossen; da es aber, nach dem, was ich im Vorhergehenden von der Ansteckung überhaupt gesagt habe, gewiß ist, daß die Seuche durch nichts leichter als Wolle, Leinen und überhaupt Kleidungsstücke fortgepflanzt wird, so darf man sich auch nicht wundern, wenn zu Anfang des Herbstes, oder der Zeit, wenn man die mit dem Pestgift angefüllten Kleidungsstücke wieder zu gebrauchen anfängt, sich diese schreckliche Krankheit mit ihrer ganzen Heftigkeit einstellt; nur

bey sehr großer Kälte scheint sie etwas weniger zu wüthen. Man sieht also aus dem, was ich so eben gesagt habe, daß die Pest blos der Unwissenheit der orientalischen Völker beyzumessen, weil sie bey gesitteten Nazionen, die mit einiger Vorsicht zu Werke gehen, fast unbekannt ist. Bis jezt ist es nicht möglich gewesen den Muselmännern den Nutzen der Quarantainen anschaulich genug zu machen, und selbst die Verwahrungsmittel, die sie etwa anwenden, sind lächerlich und ohne Wirkung. Ich kannte einen arabischen Chef, der sich vor der Pest ausserordentlich fürchtete, und mich öfters, wie er sich der Ansteckung wegen verhalten sollte, um Rath fragte. Da ich ihm die Verhaltungsregeln sowohl, als die Mittel, die man bey uns anwendet, angab, so schien er anfänglich meiner Vorschrift genau Folge zu leisten. Als ich nach einiger Zeit bey ihm einsprach, so bezeugte er mir seine Zufriedenheit über meinen Rath, wiewohl die Art, wie er sich dessen bediente, ihn nur unvollkommen vor der Ansteckung sichern konnte, wenn die Pest in der Nachbarschaft sich etwa gezeigt hätte. Wenn z. B. ein Araber von einigem Ansehen ihn besuchte, so empfieng er ihn mit einer Umarmung, und hernach ließ er ihn Quarantaine unter einem besondern Zelte halten; brachte man ihm

Briefe, so las er sie, und hernach steckte er sie in Eßig. Ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß ein dem Anscheine nach gesunder Mensch einen andern durch bloses Berühren anstecken konnte.

So viel ich erfahren, werden die Thiere nicht von der Pest befallen; wenigstens ist mir hier kein einziges Beyspiel vorgekommen; allein man glaubt, daß sie dieselbe fortpflanzen können, und die Beyspiele, daß durch Wolle und Haare todter Thiere sich die Pest verbreitete, sind jedermann bekannt; aber in wie weit durch lebendige Thiere dergleichen hervorgebracht werden könne, darüber habe ich nicht hinlängliche Erfahrungen sammeln können.

Ich bin achtungsvoll ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

In meinen vorigen Briefen habe ich Sie zum öftern mit den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Einwohner der Barbarey unterhalten; um meine Erzählung vollständig zu machen, erlauben Sie mir Ihnen gegenwärtig einen Abriß von den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen arabischen Chefs zu machen, die als Befehlshaber mit einem unumschränkten,

despotischen Ansehen die herumirrenden und oft wenig volkreichen Horden beherrschen. Die Geschichte des Chefs von Mazoule mag Ihnen zum Beyspiele dienen; da die Einwohner dieses kleinen Landes mit der Kompagnie in beständigem Verkehr stehen, so habe ich nicht nur durch dieselben eine Menge Nachrichten in Betreff der Art, wie sie von dem Chef behandelt worden, sondern auch von den ehemaligen Bedienten der Kompagnie, die Bestätigung dieser Nachrichten erhalten.

Sonst lebten die Bewohner von Mazoule, so wie ihre Nachbarn, die Nadis, ohne Gesetze und völlig unabhängig; sie bezahlten blos einen geringen Tribut an den Bey von Konstantine. Ihre Nachbarschaft war besonders der Kompagnie sehr nachtheilig, wegen der öftern Streifereyen, wodurch der Handel sehr beunruhiget wurde. Die Kompagnie wandte sich dieserhalb an den Dey von Algier, und stellte ihm vor, daß, da sie für den ungestörten ruhigen Besitz des Landes jährlich einen gewissen festgesetzten Tribut (*Lisma*) nach Algier bezahle, so müße die Regierung auch dafür sorgen, daß sie von den Mauren von Mazoule nicht so oft beunruhiget würde. Der Divan von Algier versprach der Kompagnie daher, in der Folge für deren Sicherheit zu sorgen;

dieserhalb gab er den verschiedenen Stämmen, die daherum wohneten, einen Anführer oder Chef (*Scheik*), der für den Schaden, welchen die Kompagnie durch die Räubereyen der Mauren leiden würde, haften sollte. Dahingegen mußte die Kompagnie einige Vorschüsse thun, um die Kosten, welche die Einsetzung des neuen Chefs erforderten, damit zu bestreiten. Auch wurden diesem Chef gewisse Einkünfte angewiesen, die ebenfalls auf Kosten der Kompagnie, und zwar von gewissen Handlungsprodukten, erhoben wurden. Alles dieses wurde ohne die mindeste Schwierigkeit zugestanden.

In der Folge ertheilte der Divan dem **Bey von Konstantine** das Vorrecht den **Scheick von Mazoule** zu ernennen. Der **Bey** erwählte den **Belhabesh**, einen der Vornehmsten dieses Landes, und setzte ihn in den Besitz desselben an der Spitze eines sehr beträchtlichen Lagers. Die Verordnung des Divans sagte damals ausdrücklich, daß der jedesmalige **Scheick von Mazoule** nicht anders, als mit Genehmigung des Gouverneurs von **La Kalle** anerkennet werden sollte; aber nach dem Tode des **Abdallah**, der dem **Belhabesh** in der Regierung folgte, hat der **Bey von Konstantine** sich dieses Recht ausschließend angemaßt. Der erste Scheick von Ma-

zoule, Belhabesh, hatte verschiedene aufrührerische Stämme zum Gehorsam gebracht, im ganzen aber eine ziemlich ruhige Regierung geführet.

Abdallah, der zweyte Scheick von Mazoule, war in mehr als einer Absicht ein Bösewicht und Ungeheuer zu nennen. Von Jugend auf allen Arten von Lastern ergeben, hat er länger, als ein halbes Jahrhundert hindurch, seine Regierung durch eine Menge Uebelthaten und Grausamkeiten befleckt. Es fehlte ihm nicht an Muth, allein seine meisten Unternehmungen waren so, wie die des Kartouche und Mandrin's, vielmehr Räubereyen, die er von Zeit zu Zeit seine Nachbarn empfinden ließ; er hat sich mehr als einmal gegen den Bey von Konstantine empört, und nicht selten den schuldigen Tribut zu zahlen verweigert. Sein unbegränzter Ehrgeiz machte, daß er bey dem geringsten Verdacht, wodurch etwa sein Ansehen hätte können verringert werden, alles demselben aufopferte. Zwey seiner Brüder wurden Schlachtopfer seines Ehrgeizes; anfänglich lebte er mit ihnen ziemlich verträglich, bis es ihm einfiel sie beyde in Verdacht zu haben, als suchten sie bey dem Bey von Konstantine ihm die Regierung von Mazoule aus den Händen zu spielen. Es bedurfte nichts mehr, um ihn zu dem Entschluß, sich ihrer zu ent-

ledigen, zu bringen; doch für dieses mal entwischten beyde, weil man sie in Zeiten gewarnet hatte. Eine geraume Zeit hernach, da Abdallah allen Verdacht vergessen zu haben schien, schrieb er an einen seiner Brüder, um ihn zu bewegen aufs neue mit ihm zu wohnen; er beschwur ihn bey seiner Religion, seinem Blute und ihrer ehemaligen Freundschaft, des vergangenen zu vergessen, und mit ihm in brüderlicher Eintracht zu leben, weil er überzeugt sey, daß sein Verdacht ungegründet gewesen. Der Bruder ließ sich bewegen, und stellte sich nach einiger Zeit bey dem Scheick seinem Bruder ein; er umarmte ihn mit thränenden Augen, und den Merkmalen der zärtlichsten Zuneigung, und verschiedene Tage hintereinander wurden mit öffentlichen Freudenbezeugungen und Gastmalen zugebracht. Der wiedergekommene Bruder war indessen ziemlich auf seiner Hut, und erwiederte das Zutrauen, das dieser ihm einzuflößen suchte, nur mit vieler Vorsicht. Er wagte sich dieserwegen niemals außer dem *Douare*. Eines Tages, da Abdallah ihm darüber einige zärtliche Verweise gab, bewog er ihn zu einem Spaziergang außer dem *Douare*. Der Bruder, durch die vielfachen Versicherungen des Abdallah hintergangen, argwöhnte nichts böses; aber kaum waren sie einige Flintenschüs-

se weit außer dem *Douare*, als Abdallah den Reutern, die ihn begleiteten, Befehl gab seinen Bruder zu erschießen. Der unglückliche Bruder suchte sich zwar auch diesmal zu retten, und erreichte wirklich eine Moskee, die bey den Türken als ein sicherer und geheiligter Zufluchtsort, selbst für die größten Verbrecher, angesehen wird; aber auch diese heilige Stätte verschonete Abdallah nicht, und sein unschuldiger Bruder wurde ohne Barmherzigkeit in seiner Gegenwart ermordet.

Noch blieb ihm ein zweyter Bruder übrig, der sich in der Gegend von Tunis aufhielt. Abdallah that eine Reise nach dieser Gegend, um ihn durch Geschenke und Liebkosungen zur Rückkunft zu bewegen; dieser, der kein Mißtrauen gegen Abdallah hegte, überließ sich ihm ohne Furcht, und in dem Augenblick, da beyde sich umarmten, zog Abdallah unvermerkt einen Dolch unter dem Kleide hervor, mit welchem er auch diesen Bruder niederstieß.

Man kann aus diesen Beyspielen sich einen Begriff machen, zu welchem Grad von Grausamkeit dieser Unmensch fähig war. Er badete sich so zu sagen täglich im Blute, und alles, was ihm nur einigermaßen Widerstand oder Verdacht erwecken konnte, wurde ohne Gnade ein Opfer seiner Grausamkeit. Er

war außerdem allen Arten von Ausschweifungen ergeben, und er erröthete nicht seine eigenen Töchter zu Tilgung seiner viehischen Begierden zu gebrauchen. Mehr als einmal hat er seine Sklavinnen, die sich seinem Willen nicht mit der gehörigen Willfährigkeit unterworfen, mit eigenen Händen umgebracht. Noch in seinem achtzigsten Jahre heirathete er ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren; da diese in der Folge von andern Weibern über das Vergnügen, welches ihr die Umarmungen eines achtzigjährigen Mannes gewähren konnten, befragt wurde, und die Antwort nicht zum Vortheil des Greises ausfiel, den die junge Schöne ihrer Aussage nach verabscheute, so sprang Abdallah, der sie behorcht hatte, wüthend aus seinem Zelte, und erstach sie augenblicklich.

Nicht selten waren seine Uebelthaten durch die feinste Politik geleitet, besonders wenn er auf keine andere Weise seine Absicht erreichen konnte; zur Probe folgende Begebenheit, die mir zu La Kalle mehr als einmal erzählt worden. Abdallah war bey seinen übrigen Lastern auch außerordentlich geizig, und unglücklich war derjenige seiner Unterthanen, der wirklich reich war, oder es doch zu seyn schien; und oft geschahe es, daß, wer den Gedanken reich zu seyn erregte, entweder unter Schlägen, oder andern ent-

seßlichen Martern seinen Geist aufgab. Einer der vornehmsten Einwohner von Mazoule, der durch Fleiß und Sparsamkeit große Reichthümer erworben hatte, war schon längst der Gegenstand von Abdallah's Geize; da aber jener in großem Ansehen stand, so durfte dieser es nicht wagen ihn öffentlich anzugreifen; doch wußte er ihm durch Hinterlist beyzukommen, die jener, der an nichts Böses dachte, nicht vermeiden konnte. Eines Tages ließ ihn Abdallah zu sich kommen, und redete ihn folgendermaßen an: Du weißt, mein Freund, wie großes Zutrauen ich zu dir habe, und wie unentbehrlich mir jederzeit dein Rath gewesen ist; du weißt, daß ich dich wie meinen Vater und wie meinen besten Freund von jeher geliebet habe. Die Christen von La Kalle haben mich vervortheilet, und ob ich gleich bis jezt mit ihren Betrügereyen Nachsicht gehabt, so werden sie doch vo Tag zu Tage unverschämter, und ich bin daher Willens sie zu bestrafen. Bist du nicht meiner Meynung, daß ich nämlich ihre Heerden überfalle, und daß ich gleichfalls die benachbarten Stämme gegen sie aufbiete; dies ist wenigstens mein Vorsatz. Abdallah, der in seinem Willen jederzeit unumschränkt war, und der nicht leicht jemandes Rath folgte, als wann es sein eigener war, erhielt eine Antwort so

wie er sie verlangte, und so wie er sie von einem Hofmanne erwarten konnte. Abdallah empfahl dem Manne ein unverbrüchliches Stillschweigen, mit dem Zusatze, daß diese Sache am folgenden Tage von den vornehmsten Arabern, seinen Räthen, in Vorschlag gebracht werden sollte. Als auf besagte Zeit Abdallah die Räthe in sein Zelt versammelt hatte, redete er sie folgendermassen an: Ihr wisset alle, wie viel Gutes uns die Christen von La Kalle erzeigen, und wie sehr sie es sich angelegen seyn lassen die Handlung auszubreiten; ihr wißt ferner, daß ich mich eidlich anheischig gemacht, sie zu beschützen und zu vertheidigen. Was verdienet aber derjenige, der mich überreden will, meinen Eid zu brechen und die Christen zu hintergehn? Alle antworteten einmüthig: den Tod! Abdallah nannte sofort den oben erwähnten reichen Araber, der auch, ohne daß man ihm Zeit ließ, sich zu verantworten, alsobald niedergesäbelt wurde.

Ich habe diese Geschichte mit Fleiß angeführt, nicht als ein Beweis, wie weit die Boßheit eines einzigen Menschen gehen kann, sondern weil man daraus den National-Charakter einigermaßen beurtheilen kann; denn eben dieses unerhörte und unmenschliche Verfahren des Abdallah hatte ihm in der Folge das

größte Ansehen unter diesen barbarischen Völkerschaften zuwegegebracht, und dieses Ansehen vermehrte er nachgehends noch durch eine Reise nach Mekka. Abdallah starb über achtzig Jahre alt, als er von Mekka zurückkehrte, und man erbaute ihm eine Moskee, worinn man ihn als einen Heiligen verehrt. Er hinterließ zwey Söhne, Ali-Bey und El-Bey. Der älteste Sohn Ali-Bey hatte es öfters versucht sich seinen Vater vom Halse zu schaffen, wenigstens ihn um die Regierung zn bringen. Es glückte ihm auch so weit eine kurze Zeit den Vater zu vertreiben; allein bald darauf setzte Abdallah sich aufs neue in Besitz seines Postens, und begnügte sich, seinen rebellischen Sohn, den er übrigens sehr liebte, nach La Kalle ins Gefängniß zu senden. Als Abdallah nach Mekka reisete, so übergab er seinen gefangenen ältesten Sohn an den Bey von Konstantine, und ernannte den zweyten El-Bey zu seinem Nachfolger.

Dieser, der ohne Sitten und ohne die geringste Erziehung war, zeigte sich nicht weniger grausam und blutdürstig als sein Vater. Ehe die gegenwärtige Pest ausbrach, kam er öfters nach La Kalle, wo er sich gemeiniglich in Gesellschaft der gemeinen Soldaten und Taglöhner berauschte. Sein Aeußeres verräth Sanftmuth und ist ziemlich einnehmend, aber sein

Herz ist grausam und unmenschlich, und ich könnte mehr als eine unerhörte Grausamkeit anführen, wenn dergleichen Ungeheuer Erwähnung verdienten. Er ist dabey ziemlich leichtsinnig in seiner Religion, und oft macht er sich über die Gesetze Mahomets lustig. Noch kürzlich nach seiner Entsetzung von der Regierung sahe ich ihn zu **Bonne**, in Gesellschaft seiner ehemaligen liederlichen Kameraden, mit welchen er seine gewöhnliche ausschweifende Lebensart fortsetzte.

Während daß **El-Bey** regierte, so unterließ **Ali-Bey**, der zu **Konstantine** gefangen saß, nicht, bey dem **Bey** von **Konstantine** um seine Loßlassung und den Besitz des Gouvernements von **Mazoule**, welches ihm von rechtswegen zukam, anzuhalten. Er machte sein Ansuchen dadurch noch annehmlicher, daß er einen weit größern Tribut, als sein Bruder, zu zahlen versprach. Sein Verlangen wurde endlich erhört, und der **Bey** von **Konstantine** überfiel den **El-Bey**, ehe dieser es sich versah, so daß er noch gerade so viel Zeit hatte durch die Flucht zu entkommen. Von dem Augenblick an wurde **Ali-Bey** als rechtmäßiger **Scheick** erkannt. Ich halte es für überflüßig Ihnen etwas mehr von ihm zu erzählen, weil in meinen vorigen Briefen ich mehrmals seiner gedachte; noch muß ich anmerken, daß alle diese ver-

schiedenen Revoluzionen kurz nach meiner Ankunft in Afrika vorgiengen.

Leben Sie wohl ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

An eben denselben.

Wenn so grausame Menschen, als diejenigen, welche ich Ihnen in meinem vorigen Briefe schilderte, einmal den Scepter des Despotismus in Händen haben, so arten sie gar bald in wahre Ungeheuer aus. Sie bedienen sich ihres Ansehens gemeiniglich, um ihre Leidenschaften zu befriedigen, und nicht selten sind die eigenen Unterthanen Gegenstände ihrer Grausamkeit und ihres Ehrgeizes. Aus dem Vorhergehenden haben sie sich von den Sitten der kleinen afrikanischen Despoten im Allgemeinen einen Begriff machen können; jezt muß ich Sie noch mit ihrer Regierungsform selbst und dem Umfange ihrer Macht bekannt machen.

Ehe ich weiter gehe, wird es nicht undienlich seyn, einen Blick auf die beyden Staaten von Algier und Tunis zu werfen, deren Regierungsart, von den meisten Geschichtschreibern sowohl als Geographen mit einander verwechselt wird, so sehr verschie-

den sie auch übrigens sind. Tunis ist ein monarchischer Staat, wo aber die Erbfolge vom Vater auf Sohn Statt findet. Der Bey von Tunis, obgleich vom Dey zu Algier völlig unabhängig, sendet doch jährlich einen Tribut nach Algier, dessen Macht er fürchtet; denn man hat bemerkt, daß, so oft die Algierer sich vor Tunis gezeigt, so oft sind sie auch als Sieger zurück gekommen. Algier ist als eine Republik zu betrachten, deren Oberhaupt gewählt wird, wobey es aber gemeiniglich sehr tumultuarisch hergeht. Wenn man einen Dey erwählen will, so versammelt sich die Regierung, die aus den Vornehmsten der Miliz bestehet, aus deren Mitteln gemeiniglich auch der künftige Dey genommen wird. Ist der neue Dey gewählt, so nimmt er Besitz vom Throne, und ein jeder bezeugt ihm den schuldigen Gehorsam. Doch wenn jemand sich bey der Miliz in Ansehen gesezt, oder eine mächtige Partey auf seiner Seite, oder aber Muth genug hat, den regierenden Dey zu ermorden, so tritt nicht selten der Mörder an dessen Stelle, er müßte denn durch einen eben so Verwegenen wiederum verdrängt werden. So hat man bey Erwählung des jetzigen sechs verschiedene Deys auf dem Throne gesehen, die sämtlich in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden ums Leben ge-

bracht wurden. So kurze Zeit indessen die Regierung eines jeden gedauert, so wurden sie doch sämtlich mit den Ehrenbezeugungen, die der Würde eines Regenten angemessen, beerdiget. Zu Algier kann der geringste türkische Soldat zur Regierung gelangen; zum Beweise dient der jetzige Dey, der ehemals gemeiner Soldat und Schuster zu Kallo war. Obgleich dieser Regent aus der niedrigsten Klasse des Volks ist, so regiert er doch seine Staaten nach Grundsätzen, die dem ersten Könige von Rom Ehre machen würden. Er ist ausserordentlich fest in seinen Entschließungen, und was er einmal gesagt, davon bringt ihn niemand ab. Selbst die europäischen Mächte, mit denen er Krieges oder Friedens wegen in Unterhandlung steht, behandelt er auf diese Weise. Als die Spanier, nachdem sie lange genug, und zwar vergebens, Algier bombardirt, dem Dey Friedensvorschläge und einen Commerztraktat anbieten liessen, gieng er die ihm gethane Vorschläge nicht anders als unter sehr harten und erniedrigenden Bedingungen ein, die durch keine Art von Unterhandlung konnten vermindert werden. Er antwortete dem spanischen Gesandten ganz kaltblütig: will dein König nicht Frieden, je nun, so führe er Krieg.

Die Art, wie der Dey die Konsule der verschiedenen

Mächte

Mächte behandelt, ist gleichfalls sehr beleidigend, und mehrentheils spricht er mit ihnen in einem herrschsüchtigen und hohen Ton. Was bedarf ich deines Königs, sagte er einstmalen zu einem dieser Konsule, er schickt mir Gesandte und Geschenke; ich fordere nichts von ihm, und sende ihm nichts; er erkauft meine Freundschaft, und mir liegt sehr wenig an der seinigen. Geschieht es, daß ein Schiff von einem algierischen Seeräuber angegriffen und geplündert wird, und man sich darüber beschwert, so ist gemeiniglich die Antwort des Deys: Was verzehrt ist, ist verzehrt; wenn du ein Huhn rupfst, und der Wind die Federn zerstreut, wer mag die sammeln! Ein jeder Christ, der vor dem Haus dieses Souverains vorbey geht, muß den Huth abziehen, und sich ehrerbietig bezeugen. Ein Konsul, der eines Tages beym Vorübergehen dies Gesetz übertreten hatte, wurde mit Stockprügeln nach Hause begleitet; ein ähnliches Schicksal hatte ein Seeoffizier, der beym Vorübergehen ein Stückchen trillerte, ohne sich jedoch aufzuhalten. Ein windiges und lockeres Ansehen gilt hier zu Lande ganz und gar nichts.

Algier ist vermöge seiner Lage fast unüberwindlich; da es am Abhange eines Berges gebauet ist, so

muß man von der Landseite durch einige sehr tiefe hohle Wege gehen, wo wenige Mann eine ansehnliche Macht abhalten können. Von der Seeseite ist der Hafen durch drey starke Batterien vertheidiget, die größtentheils von Renegaten oder Christensklaven bedienet werden. Die Einwohner von Algier fürchten sich wenig oder nicht vor einem Bombardement; ausserdem daß sie nicht viel zu verlieren haben, so können die mehresten eben so gut unter einem Gezelte, als zwischen vier Mauern, wohnen; von der andern Seite ist der Dey, der sehr geizig ist, ganz wohl zufrieden, wenn viele Häuser einstürzen; denn alsdann läßt er dieselben auf seine Kosten wieder aufbauen, wenn der Eigenthümer es nicht aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Antwort des Deys, die er dem Gesandten des Königs von England gab, erklären. Der englische Gesandte beschwerte sich nämlich beym Dey wegen gewisser Beleidigungen, die ein englisches Schiff von den Algierern erlitten, und da er hinzufügte, daß, wenn er nicht Genugthuung erhielte, sein König Algier bombardiren würde, so antwortete der Dey, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, dem Gesandten folgendes: Sage mir, wie viel würde ein solches Unternehmen gegen Al-

gier den König, deinen Herrn, wohl kosten? Da der Gesandte eine gewisse Summe angab, erwiederte der Dey: gut, wenn dein Herr mir nur die Hälfte giebt, so verspreche ich ihm, Algier völlig schleifen zu lassen; weiter erhielt der Gesandte keine Antwort.

Was die Regierung zu Algier betrift, so kann man sagen, daß eine kleine Anzahl Türken, die aber eigentlich vom türkischen Hofe unabhängig sind, der ganzen Barbarey Gesetze vorschreiben. Algier ernennt die verschiedenen Beys, die in den festen Plätzen dieses Landes befehlen, wie z. B. zu Konstantine, Mascara und Tremecen; sie sind aber verpflichtet, wenigstens alle 2 Jahre an den Dey von Algier sehr ansehnliche Tribute in eigener Person zu überbringen. Haben diese Beys das Unglück dem Souverain zu mißfallen, so bedient er sich gemeiniglich dieser Gelegenheit, ihnen ohne weitere Untersuchung den Kopf abschlagen zu lassen. Auf solche Weise kann dieser Despote in einem Augenblicke diejenigen zernichten, die kurz vorher tausende von Mauren und Arabern zittern machten.

Alle Beys haben eine ziemlich ansehnliche türkische Miliz zu ihrem Befehle, wodurch sie sowohl ihr eigenes Ansehen, als dasjenige der Kaiden und

Scheiks, die sie in den verschiedenen Städten und *Douares* ihres Gebiets wiederum bestellen, zu erhalten suchen. Zu Scheiks nimmt man gemeiniglich Renegaten, oder Sklaven *) des Beys, oder auch Mauren. Ein jeder kann in seinem Bezirke sich aufführen, wie er will; wenn er an seinen Vorgesetzten die bestimmten Abgaben entrichtet, so bekümmert sich niemand um seine Aufführung, und die Wahrheit zu sagen, so hat der geringste dieser kleinen Befehlshaber in seinem *Douare* eben so viel Ansehen und Macht, als der Dey zu Algier, und ein jeder kann ungestraft seine Untergebenen ausplündern, ihnen ihre Heerden nehmen, ihre Wohnungen vernichten, oder sie gar umbringen, mit einem Worte, sie aufs grausamste behandeln; so lange er bezahlt, bekümmert sich die höhere Regierung um nichts. Es ist sogar der Politik der Türken angemessen, so viel als möglich die Uneinigkeit unter den verschiedenen arabischen Chefs zu unterhalten; denn sie sehen sehr wohl ein, daß, wenn die Barbaresken, durch ein gemeinschaftliches Interesse geleitet, sich einmal mit einander vereinigten, so würde es ihnen sehr leicht werden, das Joch der Sklaverey abzuschütteln. Gegenwärtig

*) Man wird sich aus dem neunten Briefe der eigentlichen Bedeutung dieses Worts erinnern.

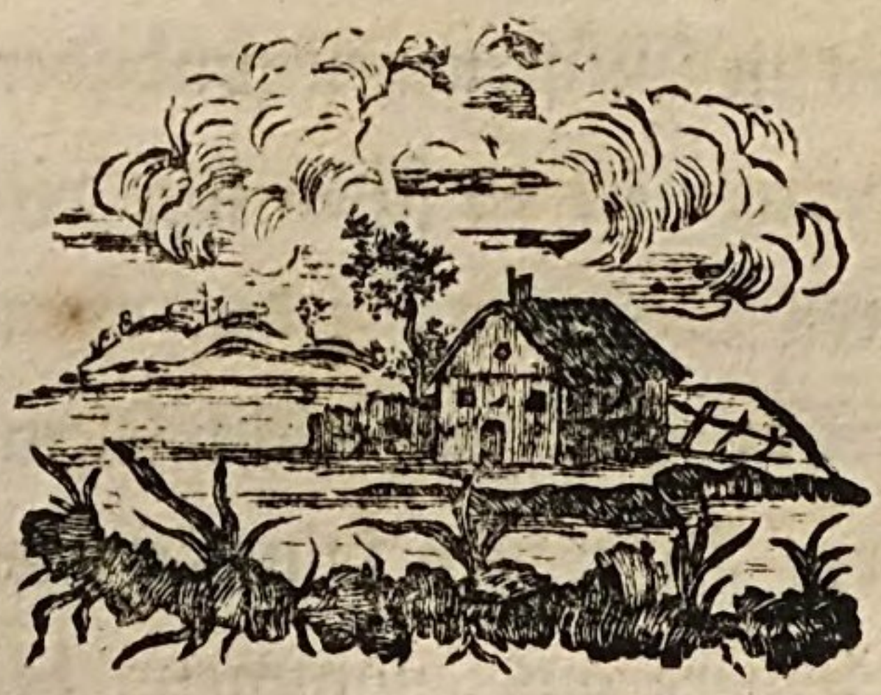
muß man diese Nazion als eine feige und ausgeartete Race Menschen betrachten, die sich als Blinde bey der Nase führen lassen, und die täglich unter der Hand des Unterdrückers zittern.

Unter einer so elenden Regierung muß man sich also nicht wundern, wenn ein großer Theil der Barbarey fast wüst und ungebauet liegt, weil der Landmann in steter Furcht lebt, entweder durch seinen eigenen Chef, oder durch seine Nachbarn, seiner Arbeit beraubt zu werden. Eine andere Ursache, warum dieses herrliche Land so Volk-arm ist, sind die beständigen Kriege, die natürlicher Weise dem Ackerbau die nöthigen Hände rauben, und die fruchtbarsten Gegenden in Wüsteneyen umbilden. An den bewohntesten Oertern ist es schon sehr viel, wenn man zwey oder drey *Douares*, jeden etwa von hundert Mann, antrift; und gar nicht selten trift man in zwey oder drey Tagereisen keine lebendige Seele an, einige wilde Thiere ausgenommen, die in manchem Betracht hier weniger zu fürchten sind, als die Einwohner.

Bey den nomadischen Völkerschaften der Barbarey sind keine Criminalgesetze vorhanden, wodurch Vergehen oder Ungerechtigkeit bestraft werden. Die Rache ist jedem Beleidigten erlaubt; daher hat hier

zu Lande der Stärkere immer das Vorrecht. In den Städten ist es etwas anders, weil man im Fall der Noth an den Bey oder Kaiden sich wenden kann; dort findet auch die Bestrafung jederzeit Statt; nur hängt sie fast beständig von der Willkühr des Klägers ab, und mehrentheils, wenn der Beklagte vermögend ist, kömmt er mit einer Geldstrafe los.

Ich bin jederzeit ꝛc.



Versuch

einer

Naturgeschichte Numidiens.

Versuch
einer
Naturgeschichte Numidiens.

Thierreich.

Vierfüßige Thiere.

Der Löwe (F. Leo L.)

Von jeher waren die Löwen Numidiens berühmt; sie waren die Zierde der römischen Kampfplätze, und die tapfersten Krieger Roms pflegten auch derohalben öfters sich mit diesem furchtbaren Thiere zu messen. Als Sinnbild der Stärke und des Muths sahen wir Helden des Alterthums stets mit einer Löwenhaut bekleidet; und die Kleidung des Herkules war die Haut des nemeischen Löwens. Die Löwen Numidiens sind noch immer so muthig, wie sie es sonst waren, und seit der Römer Zeit haben sie nichts von ihrem Ruhme verloren, obgleich Marmol, den der Graf v. Buffon anführet, behauptet: "daß die Löwen, „die in der Nachbarschaft der Städte und Flecken „der Barbarey wohnen, vieles von ihrem ehemali„gen Muthe verloren hätten, nachdem sie den Men-

„ schen und dessen Ueberlegenheit in Absicht der Waf=
„ fen kennen gelernt; ja, daß sie furchtsam gewor=
„ den, und es jezt kaum wagten denselben anzugrei=
„ fen, und daß sie durch die bloße drohende Stimme
„ des Menschen erschreckt würden.„ Ferner sagt die=
ser Autor, “ daß die Löwen in der Barbarey höchstens
„ kleines Vieh angriffen, und daß sie nicht selten
„ durch Stockschläge von den Weibern und Kindern
„ verjagt würden. „

Das Zeugniß Marmols ist mir äußerst zwei=
felhaft, denn noch bis auf den heutigen Tag ist der
Löwe das Schrecken der Menschen und Thiere in der
ganzen Barbarey. Man wird sich erinnern, was ich
hievon in meinem zwölften Briefe gesagt habe; kaum
hört man in der Nacht sein gräßliches Brüllen, als
die Furcht sich über alle lebendige Kreaturen verbrei=
tet, und man diesem gemeinschaftlichen Feind so gut
als möglich zu widerstehen sucht. Ich kenne nur ein
einziges Beyspiel, für dessen Wahrheit ich haffte,
welches beweiset, daß man es zuweilen waget sich dem
Löwen zu widersetzen, und dieses Beyspiel betrifft
nur einen jungen Löwen, der in der Nachbarschaft
von La Kalle eine Kuh angefallen. Ein junger Maur
suchte zwar das gefräßige Thier in seinen Armen zu
ersticken, aber umsonst; der Löwe hielt seinen Raub

fest. Der Vater des jungen Mauren, der herzu eilte um das Thier mit einer Art von Beil zu tödten, verfehlte unglücklicher Weise seinen Streich, und hieb seinem eigenen Sohn ein Paar Finger ab. Herr Gay, Wundarzt vom Hospital von La Kalle, heilte während meines Aufenthalts den jungen Mauren. Man versicherte mich nachgehends, daß man mit der größten Mühe den Löwen von seiner Beute abgebracht hätte.

In den tiefen Thälern des Atlasgebürges, so wie in den dicken undurchdringlichen Wäldern Numidiens sind die Löwen den Menschen vielweniger fürchterlich: selbst die dort herum sich befindlichen *Douaren* sind in Rücksicht ihres Viehes ziemlich unbesorgt. Die große Menge vierfüßiger Thiere, die sich dort aufhalten, dienen ihnen zur Nahrung. Die wilden Schweine, Wölfe, Füchse, Schakals ꝛc. entgehen nur selten den fürchterlichen Klauen des Königs der Wälder; eher hingegen der Panther, der Unze, der Luchs und die Affen, weil diese, sobald sie verfolgt werden, sich auf die Bäume machen. Der Löwe hat zwey verschiedene Arten seinen Raub zu jagen: Wenn er nicht sehr hungrig ist, begnügt er sich bloß hinter einem Strauche dem Thiere, das ihm ansteht, aufzulauren; mit einem einzigen äußerst schnellen Sprung

bemächtiget er sich desselben, und nur selten verfehlt er seinen Endzweck. Ist der Löwe aber ausgehungert, alsdann gehet er nicht so ruhig zu Werke; ungeduldig und fast rasend verläßt er seinen Aufenthalt und erfüllet durch sein gräßliches Geheul die wiedertönende Wälder. Seine Stimme verbreitet über alle lebendige Wesen Schrecken und Furcht, kein einziges Thier glaubt in seiner eigenen Höhle sicher zu seyn; alle fliehen, ohne zu wissen wohin, und werden dadurch ein Raub des gefürchteten Feindes. Eine Bemerkung, die ich mehr als einmal zu bestätigen Gelegenheit gehabt, und die sattsam beweiset, wie sehr der Löwe in den numidischen Wäldern von seinen Mitbewohnern gefürchtet wird, ist folgende: Bey Einbruch der Nacht, sobald die Finsterniß sich überall verbreitet, und die feyerliche Stille derselben durch die verschiedenen Stimmen der wilden Thiere, wie z. B. der Schakale, die gemeiniglich in großen Haufen zusammenheulen, oder der Wölfe, die sich in der Entfernung hören lassen, wenn, sage ich, diese Stille durch die verschiedenen Stimmen mehrerer Thiere unterbrochen wird, und man kaum, der großen Manchfaltigkeit wegen, eine von der andern unterscheiden kann, alsdann ist die einzige Stimme des Löwen hinlänglich alle übrigen zum Stillschweigen zu bringen.

Kaum hat der Wiederhall, der zwischen den Bergen und Schluchten das Gebrüll des Löwen noch fürchterlicher macht, die Gegenwart des Königes der Thiere verkündigt, als alle andere, aus Furcht sich zu verrathen, stillschweigend die Flucht ergreifen, um dem Angriff, wozu der Löwe durch seine Stimme so zu sagen die Losung giebt, auszuweichen. Man kann also mit Recht sagen, daß der Löwe nur bloß den Menschen, und zwar den bewaffneten, als seinen Feind ansiehet, und doch auch diesen fürchtet er eben nicht; im Gegentheil, ist er hungrig, so greift er ihn an; ist er gesättigt, so geht er stolz vorüber, und erregt vielmehr Furcht, anstatt sich selbst zu fürchten.

In der Wüste Saara ist der Löwe durchgehends muthiger, als in den Thälern des Atlas. Die außerordentliche Hitze dieser sandigen Ebenen scheint in seinen Adern eine Gährung oder eine Art von Wuth hervorzubringen, von welcher diejenigen, die in den Wäldern leben, nicht geplagt werden; da er überdas gefräßig ist, und diese Einöde ihm nicht hinlänglichen Fraß verschafft, so ist er dort fast beständig heißhungrig, und der Grad seiner Wuth wird also durch den mehr oder wenigern Appetit bestimmt. In diesem Zustande scheuet der Löwe keine Gefahr; er greift dreist sowohl Menschen als Kameele an, und wenn er sich

einmal eine Beute auserſehen, ſo iſt er faſt immer derſelben gewiß. Dann und wann verfolgen mehrere Löwen die zahlreichſten Karavanen, und ſogar bey Tage wagen ſie ſich ziemlich nahe; dadurch, und durch das nächtliche anhaltende Gebrüll derſelben, werden die Karavanen in beſtändiger Furcht erhalten, und müſſen ſtets auf ihrer Hut ſeyn, und doch werden ſie öfters, der wiederholten Flintenſchüſſe ungeachtet, von den Löwen angegriffen. Das beſte Mittel dieſen Feind los zu werden iſt alsdann, ihm irgend ein Thier aufzuopfern. Zu dem Ende bindet man gemeiniglich ein Maulthier oder auch ein Kameel an einen Baum, oder, wenn kein Baum vorhanden iſt, ſo bindet man dem Thiere bloß die Füße zuſammen, und überläßt es den Verfolgern. Sind die Löwen einmal geſättigt, ſo kann die Karavane ohne weiteres Hinderniß ihren Weg fortſetzen. Ein alter Araber, Namens Batallah, der Dollmetſcher zu La Kalle war, und öfters auf der Löwenjagd geweſen, verſichert mich, daß die Löwen, wenn ſie auch truppenweiſe beyſammen wären, doch niemals anders als einzeln ihren Feind angriffen, und daß er ſelbſt einmal durch drey Löwen nach einander angegriffen worden, die er aber ſämtlich einen nach dem andern erlegt habe. Da die Araber überhaupt das Wunderbare lieben, beſonders

wenn sie ihre Thaten erzählen, so hat mir diese Geschichte immer etwas fabelhaft geschienen, obgleich der Erzähler den Ruf eines trefflichen Schützen hatte; er half sich freilich dadurch, daß er hinzusetzte, daß, als er den ersten Löwen erschossen, die beyden andern durch den Knall erschreckt ihm Zeit genug gelassen hätten, sein Gewehr aufs neue zu laden.

Der Panther (F. Pardus L.)

Der Panther hat mit dem Löwen gleichen Aufenthalt, ist aber blutdürstiger, grausamer und gewissermaßen in seinen Sitten unedler.. Wiewol der Panther dem Löwen in der Stärke weichen muß, so glaube ich doch, daß er sich gegen ihn setzt, und daß beyde Thiere zuweilen miteinander streiten. Man erzählte mir zu La Kalle, daß die Arbeiter, die man in einen nahe gelegenen Wald geschickt Holz zu fällen, einen Löwen mit einem Panther kämpfend angetroffen; beyde stunden in aufgerichteter Stellung gegen einander, die Klauen eines jeden hafteten tief in dem Leibe seines Feindes, und mit den furchtbaren Zähnen versetzten sie sich Wunden, aus welchen das Blut stromweise floß. Wahrscheinlich würde dieser Streit nicht anders als durch den Tod des einen geendiget worden seyn, allein die

herbeygekommenen Arbeiter erlegten beyde durch ihr Gewehr, und brachten die Häute im Triumph nach La Kalle. Wiewol ich hierüber nicht entscheiden kann, so scheint es mir doch unglaublich, daß ein Löwe und ein Panther, beyde gleich bey Kräften, es miteinander aufnehmen können; entweder war der Löwe noch sehr jung, und hatte noch nicht die gewöhnliche Stärke, oder er war im Gegentheil zu alt und schon entkräftet.

Man jagt den Panther eben so wie den Löwen, doch mit dem Unterschiede, daß der Jäger den Panther weit mehr als den Löwen fürchtet; ferner ist der Panther weniger eckel als der Löwe, und ein jedes todte Thier, wäre es auch schon halb verfault, dient ihm zur Lockspeise. Der Jäger errichtet gemeiniglich eine Hütte aus Baumzweigen, und in einiger Entfernung hänget er das Aas, oder die Aetzung, an einem Baume auf; doch wagt sich der Jäger nicht am ersten Tage in die Hütte, aus Furcht von dem Panther aufgesucht zu werden; aber er erneuert alle Tage die Aetznng, so daß der Panther ohne weitere Mühe seinen Fraß täglich dort findet, und sich nach und nach an den Anblick der Hütte gewöhnet. Nach einigen Tagen bleibt der Jäger in der Hütte, und sobald sich das Thier zeigt, so sucht er demselben

einen

einen tödtlichen Schuß beyzubringen. Behält der Panther, nachdem er angeschossen worden, noch so viel Kräfte, um sich aufzurichten, so sucht er den Feind, der ihn verwundet hat, auf, um sich zu rächen. In allen Fällen bleibt der Jäger bis am folgenden Morgen in seiner Hütte, und nur alsdann begiebt er sich hinweg, weil er stets befürchten muß, von dem Panther verfolgt zu werden. Nur nach einigen Tagen kehrt er gewöhnlich mit einem dazu abgerichteten Hunde zurück, welcher der Spur des Panthers nachgeht; lebt der Panther noch, so wird der Hund gemeiniglich von ihm zerrissen, und der Jäger behält so viel Zeit übrig, um sich in Sicherheit zu setzen. Ein Maur, der ein tüchtiger Jäger war, erzählte mir, daß er selbst einmal von einem Panther verfolgt worden, den er angeschossen und tödtlich verwundet hatte, und daß er dem wüthenden Thiere nicht anders entgangen wäre, als indem er seine Kleider auf ein nahes Gesträuch geworfen, deren sich auch der Panther sofort bemächtiget, und selbige in viele Stücke zerrissen, bald hernach aber auf dem zerrissenen Kleide selbst krepirt sey.

Da der Panther von Natur wild und äusserst blutdürstig ist, so kann man leicht erachten, daß er ebenfalls die Menschen angreift; auch haben mir

mehrere Araber versichert, daß sie den Panther viel mehr als den Löwen fürchteten, sowohl ihrer selbst, als auch ihrer Heerden wegen. In Betracht seiner Sitten nähert sich der Panther dem Tieger; seine größte Wollust scheint darinn zu bestehen, das Blut der Thiere zu vergießen, und wenn er auch schon genug hat, so sieht er es doch noch mit Vergnügen fliessen; man kann also sagen, daß seine Wuth durch den Tod seiner Beute nicht gestillet, sondern durch jeden neuen sich ihm darbietenden Gegenstand aufs neue angefacht wird. Fällt er eine Heerde an, und man verjagt ihn nicht beyzeiten, so hört er nicht eher auf zu morden, bis kein einziges Stück Vieh mehr am Leben ist. Er greift alle Thiere, den Löwen ausgenommen, mit gleichem Muth an, und fast aller wird er Meister. In der Geschwindigkeit übertrift er alle vierfüßige Thiere beyweitem; er ist zugleich leicht und ausserordentlich gewandt, so daß ihm nur selten ein Thier entgeht. Ein Strauch, Graben, sogar ein Fluß, wenn er nicht sehr breit ist, können den Panther in seinem Laufe nicht aufhalten; er setzt über alle mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit weg. Rettet das Thier, welches der Panther verfolget, sich auf einen Baum, so ist er, seiner Größe und Schwere ohngeachtet, eben so schnell auf demselben, um es zu

erhaschen; daher kann man mit Recht sagen, daß der Panther, sowohl den Bewohnern der Erde als der Luft, den Krieg ankündige; denn selbst die jungen Vögel im Neste, die noch nicht stark genug zum Fluge sind, wäre das Nest auch auf dem höchsten Gipfel eines Baumes, werden ihm zu Theile. Die Füße des Panthers sind mit ungemein langen, harten und spitzigen Klauen versehen, seine Kinnladen nicht minder mit dergleichen Zähnen. Sein Blick verräth Grausamkeit und Blutdurst, und sein Auge funkelt stets vor Zorn und Wuth. Doch wenn man übrigens seine wilden Sitten vergißt, und sich nur blos bey seinem schön gefleckten Felle aufhält, so wird man gestehen müssen, daß nicht leicht ein schöneres Thier in der Natur vorhanden sey. Sein Haar ist kurz, glänzend und sehr fein; die Haut durchaus mit schwarzen runden oder ringförmigen Flecken besetzt, die gleichsam Rosen bilden; die Grundfarbe der Haut ist von fahler oder gelblichter Farbe. Wahrscheinlicher Weise hat die sanfte Farbe der Pantherhaut zu der Sage Anlaß gegeben, daß nämlich, wie unsere Alten glaubten, der Panther, wenn er unter eine Heerde geriethe, die Thiere durch seine schöngefleckte Haut so sehr bezauberte, und an sich zöge, daß sein grausamer Blick dadurch nicht bemerkt würde,

und er sie eins nach dem andern umbringen könne. Wiewohl diese Fabel keine weitere Beherzigung verdient, so scheint doch die Natur diesem Thiere durch seine schönfärbige Haut eine Entschädigung für seine übrigen schlimmen Eigenschaften gegeben zu haben. Der Schwanz des Panthers ist stark, unterwärts schwarz gefleckt, oberwärts aber verwandeln sich diese Flecken in schwarz und weiße Ringe. Der Panther ist etwa von der Höhe eines unsrer größten Hunde; doch sind seine Beine viel kürzer und stärker.

Der Unze (F. Uncia L. ed. Gmelin.)

Nach **Buffon** unterscheidet sich der Unze von dem Panther durch seine geringere Größe, einen längern Schwanz und Haar; auch ist dessen Farbe entweder grau, oder auch weißlicht. Der Leopard unterscheidet sich nach eben diesem Schriftsteller von dem Panther und dem Unze durch ein noch schöner gefleckt Fell, dessen Farbe äusserst lebhaft und glänzend ist; die Flecken sind gewissermaßen zusammen geflossen, und ein jeder scheint aus vier kleinen zu bestehen. In der Größe ist der Leopard zwischen dem Panther und der Unze. S. Buff. N. Gesch. 9 Th. pag. 156.

Nach den Unterscheidungszeichen, die Herr von Buffon von diesen drey Thierarten giebt, die besonders von den Alten so oft verwechselt wurden, erhellet, daß der Leopard sich nicht in der Barbarey aufhält, oder daß er wenigstens dort zu den seltenen Thieren gehöret. Unter einer sehr großen Menge fleckigter Häute, welche ich im Lande selbst gesehen und genau untersucht habe, schien mir keine einzige dem Leopard zu gehören, und bey einer etwas aufmerksamen Nachforschung wird man sogleich gewahr werden, daß der von vielen Autoren sogenannte Leopard die größte Aehnlichkeit mit dem Panther des Herrn v. Buffon habe. Der Unze ist in der ganzen Barbarey ziemlich häufig; da er aber weder groß, noch stark ist, so fürchtet man ihn wenig. Er nähert sich den Heerden nur verstohlener Weise und mit Furcht; daher wehret man ihm leicht ab, oder erlegt ihn ohne heimliche Nachstellung durch den Schuß. Der Unze kann also nur diejenigen Thiere angreifen, die schwächer als er sind; er greift das wilde Schwein und den Wolf an; auch bemeistert er sich leicht des Fuchses und Schakals; da er ebenfalls bäumet, so dienen die wilden Katzen und Affen ihm öfters zur Speise, wie er denn überhaupt auch mehreren Waldthieren auffätzig ist. Der Panther und Löwe sind seine beyden

größten Feinde; doch entgeht er letzteren, sobald er nur einen Baum findet. Auch die Hyäne greift ihn an; doch weiß er ihren Angriffen geschickt auszuweichen, denn in dem Streite mit der Hyäne würde der Unze offenbar den Kürzern ziehen. Der Unze fürchtet den Menschen; er nähert sich daher den Wohnplätzen nur furchtsam und schleichend, um etwa ein und das andere Thier zu erhaschen.

Der Tieger findet sich nicht in der Barbarey, selbst in der Wüste Saara ist er nicht zu Hause; meine Leser werden wohl thun, die Beschreibung, die Herr von Buffon vom Tieger giebt, nachzulesen, um ihn von den vorbeschriebenen Thieren richtig zu unterscheiden. S. Buffon N. G. d. Th. 9. Th.

Der Luchs (F. Lynx L.)

Der Luchs, von dem die Alten so viel Wunderbares erzählten, gehört zu den wilden Thieren aus dem Katzengeschlechte, doch ist er weit stärker und größer als letztere. So wie man ihn in der Barbarey findet, hat er ein glattes einfärbiges Haar ohne Flecken, seine Beine sind kurz und untersetzt, und seine Augen feurig und von durchdringendem Blick; daher entstund wahrscheinlicher Weise die Fabel, daß der

Luchs auch durch undurchsichtige Körper sehen könne. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind die Bäume, von wo aus er seinem Raub mit außerordentlicher Schnelligkeit nachsetzt; doch vergreift er sich nur an schwach bewaffneten Thieren, wie z. B. den wilden Katzen, Wieseln, Hasen u. d. m. Da er sehr behend im Springen ist, so erhascht er nicht selten die Vögel im Flug, besonders diejenigen, die schwerfällig sind, und nicht sehr hoch fliegen; sonst lauret er gewöhnlich auf irgend einem Baume auf ein vorbeylaufendes Thier, welches er seiner großen Geschwindigkeit wegen auch selten verfehlt. Wann der Luchs nicht sehr hungrig ist, so begnügt er sich bloß dem Thiere, welches er gefangen, das Blut auszusaugen; doch auch gesättiget folgt er seiner blutdürstigen Neigung, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu darbietet. Sein Aeußeres verräthet eben nichts Grausames, sein Blick ist vielmehr sanft und gar nicht unangenehm. Vorzüglich findet man ihn in den Wäldern Numidiens, doch nähert er sich auch öfters den Wohnungen.

Der Karakal (F. Caracal L.)

Die Araber nennen den Karakal *Gat-el-kallah*, das heißt, schwarzohrichte Katze; doch übertrifft der Karakal unsere Hauskatzen an Größe bey weitem, und er nähert sich gewissermaßen dem Luchse, denn seine Ohren endigen sich in ein kleines Büschel schwarzer Haare; aber sein Aeußeres verräthet ein wilderes und grausameres Thier. Von Farbe ist der Karakal dunkel fuchsroth, die Schnauze ist länglicht, und von schwarzer Farbe. Da dieses Thier ein außerordentlich scharfes Gesicht und einen sehr feinen Geruch hat, so hat man lange geglaubt, daß es stets in Gesellschaft des Löwen jage, der, wie bekannt, ein weniger scharfes Gesicht und einen viel schwächern Geruch hat; ferner, daß der Karakal das Wild aufspühre, und daß der Löwe aus Erkenntlichkeit, wenn er gesättiget, ihm die Ueberreste der Beute überließ; aus eben dieser Ursache hat man ihn den Wegweiser oder Speisemeister des Löwen genannt. Diese Fabel ist wahrscheinlicher Weise daher entstanden; da der Karakal an Stärke den größern Raubthieren nachsteht, so kann er nur kleine und schwache Thiere angreifen, oder er muß den größern Waldthieren folgen, um wo möglich sich von dem, was sie nicht mögen,

zu sättigen. Da er den Panther und den Unze fürchtet, die, wie ich schon bemerkt habe, kein einziges Thier verschonen, so folgt er einzig und allein dem Löwen, wiewohl auch diesem nur furchtsam und von ferne; der Löwe aber überläßt nicht so wohl ihm, sondern allen übrigen Thieren die Ueberreste seines Raubes.

Die Hyäne (C. Hyæna L.)

Vielleicht ist kein einziges Thier, dessen Anblick so unedel ist; man bemerkt an der Hyäne eine gewisse Schüchternheit und Wildheit im Blicke, und das funkelnde Aug verräthet sogleich die grausamen, niedrigen und eckelhaften Sitten desselben. Die Hyäne fällt alle Thiere ohne Ausnahme an, und zerreißet sie, wenn sie ihrer kann Meister werden, den Löwen und Panther ausgenommen; doch auch gegen diese setzt sie sich zur Wehre, und selbst der Mensch ist vor ihr nicht sicher. Sobald die Nacht einbricht, verläßt die Hyäne ihren Aufenthalt, den sie gemeiniglich allein, und fern von aller übrigen Gesellschaft, wählt, denn niemals hat man die Hyänen truppenweise oder mehrere ihres gleichen beysammen gesehen. Blos bey der Nacht geht sie ihrem Geschäfte nach, greift ohne Unterschied alle ihr vorkommende Thiere an, nähert sich

zuweilen auch den Wohnplätzen, wo sie, vor andern, den Aesern nachgeht, welche sie in einer sehr beträchtlichen Entfernung wittert. Oft findet man sie auf den Kirchhöfen und Begräbnißplätzen, wo sie vermittelst ihrer scharfen und harten Klauen die Leichname auswühlt. Im Falle sie kein Aas oder Fleisch findet, begnügt sie sich sogar mit gewissen Pflanzen, vorzüglich den jungen Schößlingen einer gewissen Art Palmen (Chamærops humilis L.). Die breiten und mit starken Klauen bewaffneten Füße der Hyäne sind ihr beym Wühlen in der Erde vorzüglich vortheilhaft, und sie ist, wie Herr v. Buffon sagt, vielleicht das einzige bekannte vierfüßige Thier, welches nur vier Finger sowohl an den Vorder- als Hinterfüßen hat, und welches, so wie der Dachs, eine Oefnung unter dem Schwanze besitzt, die aber mit den innern Theilen keine Gemeinschaft hat. Die Hyäne ist etwa so groß als ein Wolf, doch sind die Füße kürzer, und die ganze Natur mehr zusammen gedrängt und untersetzter als die des Wolfes. Ihre Mähne ist, so wie das übrige Haar ihres Felles, steif und hart, etwas glänzend und von sehr dunkelbrauner Farbe. Man hat diesem Thiere aus Unwissenheit und Aberglauben öfters wunderthätige Eigenschaften angedichtet, und noch bis jezt hat sich dieser Wahn unter den Arabern er-

halten; sie glauben nämlich steif und fest, daß das Gehirn dieses Thieres ein unfehlbares Mittel gegen alle Arten von Bezauberungen sey, und so oft sie eine Hyäne tödten, unterlassen sie nicht den Kopf davon an irgend einem heimlichen Ort zu vergraben.

Der Wolf (C. Lupus L.)

In den europäischen Wäldern spielt der Wolf mehrentheils die vornehmste Rolle, oder ist wenigstens unter allen bekannten Thieren am meisten gefürchtet. Die prächtigen Anstalten, welche man an manchen Orten um ihn zu jagen ersonnen, und die Art, wie man auf den Kopf dieses verwüstenden Thiers einen Preis gesetzt, alles dieses hat nicht wenig dazu beygetragen dem Wolf einen gewissen Namen zu machen. Bey uns scheint der Wolf nur die Menschen und ihre Nachstellungen zu fürchten, aber er greift, ohne sich zu scheuen, Maulthiere, Pferde und Ochsen an; ob er das Wildeschwein geradezu angreift, ist nicht ausmacht; gewiß ist es, daß er selbiges nicht fürchtet. Wenn er sich den Schäfereyen oder den Wohnungen der Landleute nähert, wohin ihn mehrentheils der Hunger und die Stimme des Viehes lockt, so geht er mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke, und er scheint es gewissermaßen zu ahnden,

daß man auf sein Leben einen Anschlag habe; doch geschieht es nicht selten, daß er unter den Heerden eine schreckliche Niederlage anrichtet, die Hunde tödtet, und nicht eher aufhört zu würgen, bis er mit Wunden und Blute bedeckt weichen muß. In der Barbarey wird der Wolf nur wenig gefürchtet, und dort hat er unter den fleischfressenden Thieren fast den letzten Platz, denn fast alle übrigen Thiere seiner Art sind seine Feinde und verfolgen ihn; aus eben dieser Ursache wagt er sich nicht bey Tage aus seiner Höhle, sondern nur bey der Nacht zeigt er sich; aber auch alsdann verfolgt er seinen Raub nur furchtsam, denn nicht selten wird er selbst bey dieser Gelegenheit einem stärkern oder muthigern Feinde zur Beute. Selbst bey dem größten Hunger untersteht sich der Wolf nicht die Heerden anzugreifen, denn fast ein jeder Araber ist mit Schießgewehr versehen, und der Wolf würde dergleichen Unternehmen gewiß mit seinem Leben bezahlen. Eher wagt er sich an ein einzelnes umherirrendes Stück Vieh, aber auch dergleichen wird ihm eben so oft durch stärkere Thiere streitig gemacht, denen er nicht immer die Spitze bieten kann; daher geschieht es hier oft, daß der Wolf, aus Mangel an Fraß, und zu schwach sich denselben durch Gewalt zu verschaffen, vor Hunger umkömmt. Die

Araber haben mich überdas versichert, daß die Wölfe hiesiges Landes sich nie truppenweise beysammen hielten, wie dies zuweilen in Europa geschieht, wenn sie der Hunger zu ein oder der andern schweren oder gefährlichen Unternehmung zwingt. Ueberdem ist der Wolf in der Barbarey seltener, und die furchtbaren Klauen und Zähne des Löwen und Panthers scheinen hier kräftiger zu würken, als bey uns die prächtigen, an manchen Orten noch üblichen, Wolfsjagden.

Der Fuchs (C. Vulpes L.)

Der Fuchs hat in der Barbarey fast dasselbe Schicksal als der Wolf, er hat dort ohngleich mehr Feinde als in Europa, da er aber verschmitzter und weit unternehmender als der Wolf ist, so nähert er sich jezuweilen den *Douaren*, um ein oder das andere Federvieh zu erschnappen. Außerdem ist der Fuchs weniger gefräßig als der Wolf, und findet daher leicht etwas seinen Hunger zu stillen. Um Pulver und Bley zu sparen, und um es im Nothfall zur Vertheidigung des eigenen Lebens anzuwenden, pflegt der Araber nur wenig zu jagen, daher findet man an allen Orten eine sehr große Menge Federwildpret, als Wachteln und Rebhüner und deren Eyer und Junge, die also dem Fuchse zu jeder Jahrszeit reichliche Nahrung

darbieten. Im Ganzen genommen ist der Fuchs eben nicht häufig in der Barbarey, er wird aber durch den Schakal ersetzt, der in Absicht seiner Figur mit ihm viel Gleichheit hat.

Der Schakal (C. Aureus L.)

Der Schakal oder Adive, den man in der Barbarey antrifft, ist etwas dunkler von Farbe als der Fuchs, aber in der Größe ihm völlig gleich. Seine Schnauze ist etwas spitziger als die des Fuchses, und in seiner Lebensart nähert er sich einigermaßen dem Wolfe. Er ist z. B. sehr gefräßig und fast immer heißhungrig, sein Muth ist daher eine Folge seines Hungers. Die Schakals, ihrer Schwäche bewußt, suchen durch die Menge, in der sie sich bey einander halten, das zu ersetzen, was ihnen einzeln an körperlicher Stärke abgeht, und nur in beträchtlicher Anzahl wagen sie es einen Feind anzugreifen, der ihnen an Stärke überlegen ist. Wenn sie in großen Haufen beysammen sind, und alle zu einem gemeinschaftlichen Zwecke arbeiten, so richten sie oft große Verwüstungen an, besonders wenn sie sehr hungerig sind. Man sieht sie alsdann auf den Feldern umherlaufen; auch den bewohnten Orten nähern sie sich, und bey dieser Gelegenheit fallen sie oft das Federvieh, so-

gar die Schaafe, an. Der Schakal scheint den Menschen eben nicht zu fürchten; doch dringt er nur im äussersten Nothfall in die Wohnungen; er hält sich aber bey der Nacht in der Nähe derselben auf, wo er durch ein höchst unangenehmes Klaffen sich verräth, das dem Hundegeschrey ähnlich, aber durchdringender ist, und einem heulenden oder klagenden Tone gleichet. Der Schakal gehet so wie die Hyäne dem Geruche der Leichname und Aeser nach, und wenn sie auf den Begräbnißplätzen die Gräber durchwühlen, so vermehret sich ihr Geschrey, je mehr sie den Geruch der Leichname in der Nähe empfinden; wahrscheinlicher Weise ist die Ungeduld, oder die Begierde nach Fraß, die Ursache dieses seltsamen Instinkts. Die Schakale sind in der ganzen Barbarey häufig, und alle Abend versammeln sie sich. Wenn ich die Nacht auf dem freyen Felde zubrachte, so habe ich fast niemals ihres Geschreyes wegen die Augen zuthun können.

Die wilde Katze (F. Catus).

Die Katze, der wir unter unsern Hausthieren den zweyten Platz eingeräumt, so wenig sie auch diese Ehre verdient, ist ursprünglich eine Bewohnerin der Wälder gewesen, wo sie auch noch jezt ihren an-

gebohrnen Sitten gemäß lebt. Ihre große Geschicklichkeit, Mäuse und Ratten zu fangen, ist wahrscheinlich der erste Bewegungsgrund gewesen, daß der Mensch dieses verrätherische Thier zu seiner Gesellschaft gewählt, und ihr sein Vertrauen geschenkt hat. In den Wäldern ist die Lebensart der wilden Katzen gerade so, wie bey uns die der zahmen; sie nähren sich nämlich von Mäusen und Ratten; besonders aber sind sie den jungen Vögeln, die sie an den höchsten Orten aufzusuchen wissen, sehr nachtheilig. Ihr Aufenthalt auf den Bäumen macht, daß sie der Nachstellung ihrer Feinde auf diese Weise entgehen. In der Größe, Stärke und List übertrift die wilde Katze unsere Hauskatze um vieles; letztere scheint durch die Erziehung etwas von ihrer physischen Natur verloren zu haben, wiewohl ihre Sitten und Neigungen dadurch wenig oder nicht verändert worden sind. In einigen Städten der Barbarey sah ich unsere Hauskatze; aber niemals kam sie mir in den *Douaren* der Araber vor.

Die Tiegerkatze oder Serval (F. Serval).

Der Serval des Herrn v. Buffon, oder die sogenannte Tiegerkatze, findet sich gleichfalls in den Wäldern von Numidien; wegen der schönen schwarz

und

weißen Flecken ihrer Haut gleicht sie dem Panther, aber der Figur, Sitten und Lebensart zufolge, der Katze, von dieser hat sie ferner die Gewohnheit auf Bäumen zu leben, wo sie die jungen Vögel, das Eichhorn, den Wiesel, ja sogar die wilden Katzen würgt, die sie in der Größe und Stärke um vieles übertrifft. In den Wäldern der Barbarey ist dieses Thier ziemlich häufig, und sein Geschrey gleicht einigermaßen dem Katzengeschrey. Man fängt oder schießt die Tiegerkatze ihrer Haut wegen, die beynahe eben so schön gefleckt ist, als die Haut des Panthers und der Unze.

Das Ichneumon oder Mangousta
(V. Ichneumon L.)

Dies Thier ist viel häufiger in Egypten als in der Barbarey, dort wird es als eine Art von Hausthier angesehen. Es hat in den Sitten große Aehnlichkeit mit der Katze, und in Egypten dient es ebenfalls um die Mäuse und Ratten zu vertilgen. Vorzüglich stellt dies Thier den Eyern des Krokodils, ja sogar den Jungen desselben nach, daher mag wohl die Fabel entstanden seyn, wenn man sagt, daß das Ichneumon dem Krokodile während des Schlafs in den Schlund kröche, und sich durch dessen Eingewei-

de hindurch fräße. Das Ichneumon ist nicht völlig so groß, als eine gewöhnliche Katze, seine Schnauze ist ziemlich lang, das Haar schwarz und weiß, mit etwas wenigem roth untermischt, der Schwanz dick, die Beine stark und untersetzt. Es ist sehr schnell und behend, und seine Bewegungen und Augen äuſserst lebhaft; dabey ist es sehr zum Zorne geneigt, und fürchtet weder Hunde, noch Katzen; der bloſe Anblick eines lebendigen Thieres kann das Ichneumon so aufbringen, daß es gemeiniglich den ersten Angriff wagt; die Schlangen dienen ihm vorzüglich zur Nahrung.

Das wilde Schwein (S. Scrofa L.)

Da die wilden Schweine gegen die Kälte sehr empfindlich sind, so scheinen sie vor andern die warmen Länder zu ihrem Aufenthalte gewählt zu haben, und in dieser Hinsicht ist ihnen gewiß kein anderes Land ersprießlicher, als gerade die Barbarey; denn auſser einem sehr sanften Klima, ist dort auch ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln für sie. Die Wälder bestehen fast durchgehends aus Korkbäumen, und auf den Bergen und Hügeln siehet man eine Menge Steineichen, die Eicheln genug liefern, die, wie bekannt, ein vorzügliches Futter für die wilden Schweine

abgeben. Ausserdem pflegen diese Thiere auch die Zwiebeln der Goldwurzel (Asphodelium) zu ihrer Nahrung zu wählen, und auch daran hat die Barbarey keinen Mangel, denn in allen Ebenen findet man diese Pflanze in Menge, und wo man hinblickt, findet man den Boden von den Schweinen durchwühlt, die sie auf diese Art aufsuchen. Die wilden Schweine finden sich in der ganzen Barbarey sehr häufig, in den Wäldern und Büschen, vorzüglich aber an feuchten und schattigten Orten, trift man sie gemeiniglich in zahlreichen Rudeln an. Entweder haben sie in der Barbarey ihren angebohrnen feinen Geruch verloren, oder sie fürchten dort die Menschen weniger, als in Europa; denn man kann sich ihnen nähern, ohne daß sie weichen, und öfters fand ich 6 bis 7 Stücke bey einander, die, wenn sie mich gewahr wurden, sich gar nicht irre machen liessen. Aus eben dieser Ursache erlegt man sie sehr leicht, und wenn sie angeschossen sind, gehen sie nicht, wie bey uns, dem Schusse nach, um sich an dem Jäger zu rächen; sie sind also, wie man sieht, dort weniger wild und furchtbar, als bey uns. Den größern fleischfressenden Thieren, welchen sie nicht widerstehen können, dienen die wilden Schweine vorzüglich zur Nahrung.

Der Bär.

Das heiße Klima von Afrika scheint dem Bär eben nicht angemessen zu seyn, der Vorzugsweise die kalten Gegenden liebt. Doch findet man in der höchsten Gebürgskette des Atlas, z. B. im Königreiche Algier, und gegen Marokko zu, den braunen Bären, der, wie man mir sagte, sehr gefräßig ist, und sich zuweilen in die Ebene herabwagt. Während meines Aufenthalts bey dem Ali-Bey zu La Mazoule brachte uns ein Araber die Haut eines Bären, den er auf der Jagd getödtet hatte. Auch die Araber glauben, daß der Bär sich durch Steinwerfen zu vertheidigen suche, wenn er verfolgt wird; und der Jäger, der die Bärenhaut brachte, zeigte eine Wunde, die ihm der Bär durch einen nach ihm geworfenen Stein verursachte. Doch diese Erzählung schien mir wenig Glauben zu verdienen; es ist vielmehr zu vermuthen, daß der Jäger, wenn er vor dem Bären flohe, sich durch einen Fall oder einen Stoß diese Wunde verursachte.

Der Igel (E. Europæus L.)

Der Igel, welchen ich in der Barbarey beobachtete, schien mir von dem unsrigen etwas unterschieden zu seyn; seine Schnauze war durchgehends länger,

der Körper des Thieres aber kürzer und untersetzter, als bey dem europäischen. Die Igel halten sich in den Gesträuchen und Wäldern auf, wo sie gemeiniglich unter den hohlen Baumwurzeln ihre Wohnung haben. Allerhand Wurzelwerk, desgleichen Insekten, besonders Heuschrecken und mehrere Arten von Gewürme, dienen dem Igel zur Nahrung. Oefters besucht der Igel die Fruchtgärten, wo er sich mit dem abgefallenen Obste begnüget. Wenige Thiere führen ein so ruhiges und stilles Leben, als der Igel; da er sich fast einzig und allein von Früchten nährt, wiewohl er das Fleisch nicht ganz verschmähet, so braucht er kein Blut zu vergießen, um seinen Hunger zu stillen; wo er hinsieht, findet er seine Nahrung, und selbst der Baum, an dessen Fuß er seine Wohnung aufgeschlagen, und der ihn beschattet, giebt ihm auch hinlängliche Nahrung durch seine Früchte. Da er von Natur friedfertig ist, und Ruhe und Eintracht liebt, so wählt er nur die einsamen Oerter; er vermeidet allen Streit, denn dazu hat er weder Kräfte, noch Waffen; aber die Natur gab ihm zu seiner Vertheidigung Stacheln, die auf der Haut den Haaren gleich sitzen, und ihn gegen die Angriffe aller übrigen Thiere, die sonst leicht sich seiner Schwäche bedienen könnten, sicher stellen. Der

Igel fürchtet weder die Klauen des Löwen und Panthers, noch die Gefräßigkeit des Wolfes; denn sobald er nur die mindeste Gefahr wähnt, rollt er sich als eine Kugel zusammen, und bietet dem Angreifer die aufgerichteten Stacheln dar.

Das Stachelthier (H. Cristata L.)

Das Stachelthier hat dieselben Waffen zu seiner Vertheidigung, wie der Igel, ist aber zwey bis dreymal stärker und größer. Seine Stacheln, die den Mangel der Haaare ersetzen, gleichen in Absicht der Leichtigkeit und Materie den größern Federn der Vögel, denen man das Rauhe oder die Fahne abgerissen hat. Inwendig sind diese Stacheln mit einer markartigen Substanz angefüllet, gegen die beyden Spitzen werden sie allmählich dünner, doch ist die in der Haut sitzende Spitze etwas stumpfer als die hervorragende; die Farbe dieser Stacheln ist abwechselnd schwarz und weiß. Wenn dieses Thier gereizt wird, so richtet es seine Stacheln auf; aber es ist wider alle Erfahrung, daß es dieselben gegen seinen Feind werfe. Es scheint übrigens, daß das Stachelthier jährlich seine Stacheln verlieret; denn man findet dieselben zu gewissen Zeiten in den Wäldern in großer Menge. Es nähret sich so wie der Igel von

Früchten, Wurzeln und Körnern, ist aber wilder und schüchterner als jener; nur in den dicksten Wäldern pflegt es zu wohnen, und so viel ich weiß, wagt es sich niemals bis zu den bewohnten Oertern; dies Thier hat einen sehr unangenehmen und widrigen Geruch.

Der Hirsch (C. Elaphus L.)

Ich zweifelte anfangs, ob der Hirsch, dieses furchtsame und unbewafnete Thier, in den Wäldern Numidiens anzutreffen sey, und sich dort vermehren könne; doch wurde ich durch die Geweihe, die ich selbst in den Wäldern fand, und durch die Nachricht der Araber, die zuweilen dieses Thier erlegt haben, von dessen Gegenwart überzeugt. Daß der Hirsch nur sparsam sich hier vermehret, daran ist die Menge der Raubthiere schuld, die nicht selten eine ganze Brut in einer Nacht umbringen; und ob er gleich die abgelegensten Plätze zu seiner Wohnung ersieht, so wird er doch auch da ein Raub des Löwen und Panthers. Blos durch die Schnelligkeit im Laufen kann er seinen Feinden entgehen, wenn er nur einigen Vorsprung hat, und wenn er je von dem Panther belauert wird, so geschieht es gemeiniglich alsdann, wenn er sorglos seinem Futter nachgeht, oder

bey einem Strauche, wo jener sich versteckt hält, vorbeygeht.

Die Gazelle (A. Dorcas L.)

Ein Thier von ungemein angenehmer Gestalt und zärtlichem Bau; es hat schwarze lebhafte Augen, die voller Feuer sind; seine Bewegungen sind leicht und zierlich, und die Füße ziemlich lang und fein. Das Haar ist von blaßfahler Farbe, und sehr sanft und zart. Die Hörner sind der Länge nach gefurchet, und nach hinterwärts gebogen; sie scheinen aus Ringen zu bestehen. Die hiesige Gazelle hat die Größe und Figur des Rehes, und ist sehr leicht zahm zu machen. Zu La Kalle sahe ich eine, die man dort im Hause hielt, und die ausnehmend vertraulich gegen jedermann war. Zur Zeit des Mittagsessens stellte sie sich alle Tage richtig ein, und fraß aus der Hand eines jeden, Brod, Salat, oder was man ihr sonst darreichte; sie lebte indessen nur eine kurze Zeit. Die Gazellen halten sich in großen Truppen in demjenigen Theile von Numidien auf, der zunächst an die Wüste Saara stößt. Auch bey ihnen trift die Bemerkung ein, daß schwache und furchtsame Thiere gemeiniglich in großen Gesellschaften beysammen leben, und ob sie gleich dadurch nicht stärker und nicht geschickter

werden, sich gegen die Angriffe größerer Thiere zu vertheidigen, so scheint doch, daß, in Haufen vereiniget, sie viel weniger einen gemeinschaftlichen Feind fürchten. In der That bemerkt man etwas ähnliches bey den Schaafen, Ziegen oder Kühen, wenn sie angegriffen werden; sie zerstreuen sich nicht leicht, um einzeln davon zu fliehen, sondern drängen sich vielmehr dicht aneinander, und bilden also gewissermaßen nur einen einzigen Körper: bey den Thieren sowohl, als den Menschen, war wahrscheinlicherweise Schwäche und Ohnmacht der erste Bewegungsgrund der gesellschaftlichen Verbindung.

Der Bubal (A. Bubalis L.)

Die Nachrichten, die man von diesem Thiere hat, sind sehr unvollkommen, besonders ist alles, was die Alten davon gesagt, unzulänglich und dunkel. Er hat ohngefähr die Größe eines jungen Kalbes, und gehört zu den wiederkäuenden Thieren; sein Haar ist glatt und kurz und von fahler Farbe; die Hörner sind schwarz, ziemlich dick, und stehen dicht neben einander, sie scheinen aus Ringen zusammengesetzt, und sind nach rückwärts gebogen; das Thier verlieret sie niemals. Der Kopf ist nur schmal und ein wenig länglicht; der Schwanz, der sich in ein Haarbüschel

endiget, ist ziemlich lang. Herr Desfontaines hat ein dergleichen Thier, ausgestopft und sehr wohl erhalten, mit nach Paris gebracht.

Der Stier (B. Taurus L.)

Der Stier, der so unbändig und furchtbar in Europa ist, wenn er noch unverstümmelt und seiner Kräfte nicht beraubt ist, erscheint im Gegentheil in der Barbarey sanft und gelehrig, und die Araber, bey denen das Verschneiden der Thiere überhaupt nicht üblich ist, bedienen sich dieses Mittels nicht um ihn zahm zu machen. Da sie ferner sehr genügsam sind, und das künstliche Fettmachen des Viehes nicht achten, sondern nur zur Befriedigung des äußersten Bedürfnisses essen, und in der Wahl ihrer Speisen gar nicht eckel sind, so bedarf es keiner der schmerzhaften Operazionen, denen dieses Thier bey uns ausgesetzt ist; wenn dies auch nicht aus Menschlichkeit bey den Arabern unterbleibt, so geschieht es doch sicherlich aus Genügsamkeit. Das zahme Betragen der Stiere in der Barbarey ist die Ursach, daß die Araber dieselben niemals von dem übrigen Rindvieh trennen, und man siehet daher mit Erstaunen zwey bis dreyhundert Stiere in Gesellschaft von eben so viel Kühen ruhig auf der Weide neben einander grasen, und der Stimme

ihres Hirten ohne Zwang gehorchen. Wie soll man aber den auffallenden Unterschied, den man zwischen den europäischen und afrikanischen Stieren bemerkt, erklären? Mich deucht, daß der große Zwang, worinn wir den Stier erhalten, eine der Ursachen ist; in der Barbarey lebt der Stier auf offenem Felde und stets in der Gesellschaft der Kühe; bey uns hingegen sind diejenigen, die zur Vermehrung ihres Geschlechts bestimmt sind, sorgfältig verschlossen, und von den Kühen getrennt, dabey aber wohl genährt, und nur selten zur Arbeit angehalten. Bey solcher Lebensart ist es kein Wunder, wenn der Stier jezuweilen seine Gefangenschaft zu verlassen sucht, um den Instinkt der angebohrnen Freyheit zu genießen. Kömmt hiezu ferner der Anblick einer Kuhe, deren Genuß ihm nur selten gestattet, und die ihm vielleicht noch überdas durch einen Nebenbuhler streitig gemacht wird, so ist es kein Wunder, wenn ein solches Thier in eine Art von Wuth und Raserey geräthet, deren Ausbruch dem Hirten oder seinen Wächtern gar oft nachtheilig wird. In der That ist es nur in den Augenblicken der verliebten Aufwallungen wenn der Stier am gefährlichsten ist, und wenn er allen seinen Kräften aufbietet, um entweder sich eine Freyheit zu verschaffen, die man ihm verweigert, oder sich eines Nebenbuh-

lers zu entledigen, der ihm in seinem Genuß hinderlich ist. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß wann der Stier bey uns dieselbe Freyheit hätte, die er in der Barbarey genießt, er zahmer und für den Menschen weniger zu fürchten seyn würde.

Ohngeachtet der fetten und überflüßigen Weiden in der Barbarey ist das Rindvieh doch dort viel magrer und kleiner als bey uns, und das Fleisch ohne Saft und lederartig. Es ist wahr, daß diese Thiere überhaupt bey der großen Hitze viel ausstehen, weil, während dieser Zeit, statt aller übrigen Nahrung, sie sich mit einigen elenden Morastpflanzen behelfen müssen; denn obgleich sie beynahe acht Monathe lang eine überflüßige und reichliche Weide genießen, so bestätiget sich doch auch hier die Erfahrung, daß die gemäßigten Länder dem Rindvieh weit zuträglicher sind als die heißen, und daß in letztern sie meistentheils ausarten. Die Kühe in der Barbarey geben nur wenig und schlechte Milch, und die Butter, die man daraus bereitet, ist von sehr mittelmäßiger Eigenschaft. Durchgehends verlieren die Kühe ihre Milch, sobald man ihnen die Kälber nimmt, daher lassen die Araber die jungen Kälber bey der Heerde, theils um diese ansehnlicher zu machen, theils auch um von den Kälbern desto mehrern Vortheil zu zie-

hen; dies können sie um so leichter, weil ihnen das Futter eigentlich nichts weiter kostet, als die Mühe ihr Vieh durch einen Hirten alle Morgen austreiben zu lassen.

Die Ziege (C. Hircus L.)

Die Ziegen trifft man besonders in dem Atlasgebürge in großen Heerden an, wo sie zwar eine überflüßige Nahrung finden, dennoch aber ist ihr Fleisch mager und geschmacklos, weil ihnen die aromatischen Pflanzen, nämlich der Thymian, der Feldkümmel und mehrere andere abgehen, die dem Ziegenfleische in der Provence einen so großen Vorzug vor allen übrigen geben. Auch ist ihre Milch nicht sonderlich, doch wird sie von den Arabern der Kühmilch vorgezogen, die sich derselben auch zur Bereitung der Butter und des Käses bedienen; zuweilen nehmen sie doch auch die Schaafmilch.

Das Schaaf (O. Aries L.)

Die Schaafheerden der Araber sind unter allen übrigen die zahlreichsten. Die Feinheit und Schönheit der dortigen Wolle und der Ueberfluß an guter Weide ist die Ursach, daß die Araber dieses nützliche Thier vor andern sich vermehren lassen, welches überdas

durch sein Fleisch und Milch seinen Unterhalt reichlich bezahlt. Es wäre zu wünschen, daß die Araber sich dem Hirtenleben einzig und allein widmeten, unter sich ruhig und still lebten, und die Mordgewehre, die fast ein jeder führt, gegen den friedlichen Hirtenstab vertauschen möchten.

In den dortigen Schaafheerden habe ich öfters Böcke mit vier Hörnern gesehen, die mir durchgehends größer und stärker als die übrigen geschienen haben. Was die Schaafe betrifft, so findet man ausser der gewöhnlichen Art auch noch eine zweyte mit sehr dicken Schwänzen; letztere finden sich vorzüglich im Königreich **Tunis** und mehrern Orten der Levante; ihr Fleisch ist weniger geachtet als das übrige Schaaffleisch, wiewohl einige Leckermäuler die Schwänze als einen sehr köstlichen Bissen ansehen, der übrigens einem Klumpen Fett gleicht. Dahingegen ist die Wolle dieser dickschwänzigen Schaafe wegen ihrer Feinheit und Weiße desto vorzüglicher. Doktor **Schaw** erwähnt in seinen Reisen noch einer dritten Art, welche sich in der Nachbarschaft der Wüste **Saara** finden; er beschreibt sie folgender Gestalt: **Sie sind, sagt er, so groß als ein Danhirsch, und gleichen ihm auch, den Kopf ausgenommen. Ihr Fleisch ist übrigens trocken, und ih-**

re Wolle grob, und ist einigermaßen dem Ziegenhaar ähnlich; das kömmt vermuthlich von der großen Hitze, dem Mangel an Wasser und der schlechten Weide her. S. Schaw Reisen in die Barbarey, erst. Theil pag. 312. franz. Ausgabe.

Das Kameel (C. Dromedarius L.)

Die großen Wüsten von Asia und Afrika, die man als Inseln betrachten kann, die durch brennenden und unwegbaren Sand von den übrigen Ländern gleichsam abgesondert sind, wären ohne Hülfe des Kameels wahrscheinlicherweise noch unbekannt. Da dies das einzige bekannte Lastthier ist, welches die langen und beschwerlichen Reisen der Karawanen ausdauren, und dabey die größte Hitze und die stärkste Arbeit erdulden kann. Man weiß, daß dieses Thier überdas mehrere Tage ohne zu fressen und zu saufen zubringen kann, und daß eine Ruhe von wenigen Stunden ihm hinlänglich ist, um eine vier und zwanzigstündige Arbeit ertragen zu können, dabey behält es die einmal tragende Last, ohne daß man es abzuladen nöthig hat. Aber die Natur gab diesem Thiere auch eine Bildung, die zur Ertragung solcher Beschwerden erforderlich war; außer den gewöhnlichen

vier Magen, welche das Kameel mit allen übrigen wiederkäuenden Thieren gemein hat, besitzt es noch einen besondern Beutel, in welchem es einen Vorrath Wassers auf 5 oder 6 Tage aufbehalten kann; in diesem Beutel erhält sich das Wasser ohne zu verderben, und das Thier bedient sich, so oft es durstig ist, dieses Vorraths. Ein wenig Heu, einige Handvoll Datteln, Nüsse, Erbsen, oder auch Gerste sind hinlänglich, um das Kameel Tag und Nacht zu erhalten. Findet es etwas Grünes, so kann es gleichfalls für einen Tag lang seine Provision mit sich führen. Es ist leicht zu begreifen, wie ungemein nützlich ein solches Thier den Bewohnern der Wüsten Arabiens ist; es ist ohnstreitig für sie das größte Geschenk des Himmels; denn ausser den gedachten vorzüglichen Eigenschaften ist dessen Milch, die es in großer Menge liefert, eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel der Araber, auch essen sie das Kameelfleisch, und das Haar dienet ihnen um daraus Zeuge und Stricke zu verfertigen. Man behauptet, daß das Kameel die Musik vorzüglich liebe, und daß der Klang irgend eines Instruments ihm während der Reise zur Aufmunterung diene. Gelehriger und muthiger sind gewiß wenige Thiere; auf Befehl seines Führers legt es sich auf die Knie, damit man es desto bequemer

aufpacken

aufpacken könne; hat es die ihm gehörige Last auf dem Buckel, so richtet es sich von selbsten auf, und nicht selten giebt es durch ein unwilliges Geschrey seinen Unmuth zu erkennen, wenn die Last, die man ihm aufgepackt, zu groß, und seinen Kräften nicht angemessen ist, oder aber, weigert es sich selbige zu tragen. Doch aber dieses gelehrige und zahme Thier geräthet zu Anfange des Frühjahres, als dem Zeitpunkte, wo es sich zu begatten pflegt, in eine Art von Wuth und Raserey; sie sind alsdenn sehr schwer zu zähmen, und verkennen dann gewöhnlich die Stimme ihres Führers. Sie begatten sich zur Nachtzeit, und die Stute trägt ihr Junges bis gegen das folgende Frühjahr.

Das Kameel scheint seiner Bestimmung zufolge zum Leiden gemacht zu seyn, denn kaum ist es herangewachsen und zu tragen im Stande, als man es bis an seinen Tod in ohnunterbrochener Arbeit erhält, und fast immer wird dieses Thier zur Reise, oder zur Fortbringung irgend einer Last gebraucht. Aus eben dieser Ursache bemerkt man an den Körpern desselben eine Menge Auswüchse oder Wunden, besonders aber bilden sich auf der Brust und den Beinen Geschwülste oder Schwielen, die es beständig behält. Sie sterben so zu sagen in der Arbeit, nachdem sie fast einzig

und allein für den Menschen, fast gar nicht für sich selbst gelebt haben.

Das Pferd (E. Caballus L.)

Die barbarischen Pferde, die man in Frankreich unter dem Namen *Chevaux Barbes* kennt, sind überhaupt genommen von mittelmäßiger Höhe. Sie tragen den Kopf aufrecht, haben zierliche Beine, mehrentheils röthliches Haar, ausnehmend viel Feuer, und einen sehr sichern schnellen Gang. Durch die Nachläßigkeit der Araber aber haben die ehemals so berühmten barbarischen Pferde sehr viel von ihrem Ruhme verloren, und die vormals mit so vieler Sorgfalt erhaltene Raçen sind fast gänzlich zernichtet. Da die Araber vornämlich die Stuten schätzen, so geschieht es, daß die Hengste wenig oder nicht geachtet, und mehrentheils durch Arbeit oder Schläge verdorben werden. Wann die Araber auf der Reise sind, und selbst einen langen und beschwerlichen Weg zu machen haben, so gehen ihre Pferde fast beständig im Galop, dabey sieht man dieselben gemeiniglich mit blutigem Maule und aufgerissenem Bauche ankommen, letzteres wird durch die langen eisernen Stacheln verursacht, deren sich die Araber statt der Sporn bedienen. Das gewöhnliche Futter der Pferde, nach ei-

ner sehr beschwerlichen Tagreise, bestehet in etwas gehacktem Grase oder Rohr; dieses schlechten Futters ungeachtet sind die Pferde immer munter und bey Kräften. Man beschlägt solche niemals in der Barbarey, und dies ist ihnen vortheilhaft, denn sie haben öfters sehr steile Anhöhen zu ersteigen, wobey ihnen die Eisen eher schädlich als nützlich seyn würden. Bey Nachtzeit leben sie unter freyem Himmel in den *Douaren*, ohne Streu und Krippe, und sind fast beständig zu Fuß ohne sich zu legen; man bindet sie zuweilen vermittelst eines Strickes an einen Pfahl, der gerade vor dem Zelte eingeschlagen ist. Gestriegelt oder geputzt werden diese Pferde niemals. Obgleich in der Barbarey das Verschneiden der Pferde nicht im Gebrauche ist, so sind sie doch eben so zahm und geduldig als unsere Wallachen, aber so bald sie nach Frankreich gebracht werden, so werden diese zahme und geduldige Thiere wild und im höchsten Grade unbändig, wiewohl sie aus einem sehr heißen in ein sehr mildes Klima kommen, und diese Veränderung ist meines Erachtens eben nicht schwer zu erklären.

Zu sehr schweren Arbeiten bedienen sich die Araber gewöhnlich der Maulthiere, sogar zum Reiten machen sie davon Gebrauch, und man muß gestehen,

daß die barbarischen Maulthiere in beyder Hinsicht vortreflich sind. Im Ganzen genommen sind sie stärker als die Pferde, und wenn sie auch nicht ganz so schnell gehen, so ersetzen sie dies durch eine längere Dauer.

Der Hund (C. familiaris L.)

Der Hund verliert in der Barbarey einen Theil seiner geselligen Eigenschaften, wodurch er der Freund des Menschen wird; dort verkennet man in ihm das zuvorkommende, zudringliche und getreue Thier, wodurch er sich bey uns auszeichnet, und oft seinen Herrn und dessen Interesse zu seinem eigenen Schaden vertheidiget. Bey den Arabern ist der Hund grausam und blutdürstig, heißhungerig und fast niemals zu ersättigen; sogar sein äusseres Ansehen ist unedel und wild, und im hohen Grade unangenehm. Höchstens wird der Hund bey den Mauren in einer Ecke des Gezelts gelitten, dies ist aber auch alles, was man ihm zugesteht; man reicht ihm kein Futter, noch vielweniger schmeichelt man ihm. Aus dieser Behandlung kann man also leicht die Gleichgiltigkeit des arabischen Hundes gegen seinen Herrn erklären, die höchstens darinn bestehet, daß der Hund nicht bellt, wenn der Hausherr ins Zelt tritt; aber ob er abwesend oder

zu Hause ist, gilt dem Hunde gleich viel. Oft gehören die hiesigen Hunde eigentlich niemand an; sie suchen sich ein Zelt, worinn man sie übrigens ruhig läßt, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, und ihre Nahrung müßen sie sich suchen, wo sie können; glücklicherweise sind sie darinn nicht schwer zu befriedigen, denn jedes Aas oder sonstiger Unrath ist ihnen anständig, wenn sie nur ihren Hunger befriedigen können; ihre Gestalt kann bey einer solchen Lebensart eben nicht gar reizend seyn, sie sind durchgehends mager und abgefallen, und haben fast keinen Bauch. Selten beißen sie sich unter einander, aber sie vereinigen sich leicht, um einen Fremden, der sich den *Douaren* nähert, anzufallen, und man steht in Gefahr, von dieser ausgehungerten Gesellschaft zerrissen zu werden, wenn man nicht auf seiner Hut ist; doch sind sie leicht in die Flucht zu jagen, denn alle diese Hunde sind von Natur feige, und mit aufgehabenem Stocke kann man sie gar leicht auseinander bringen. Gut ist es indessen sich in acht zu nehmen, denn wäre man in der Unmöglichkeit, sich vertheidigen zu können, oder hätte man das Unglück zu fallen, so würde man ohnfehlbar von ihnen zerrissen werden. Ueberdem sollen diese Hunde nach Menschenfleisch überaus begierig seyn, und wo sie nur können, suchen sie die

Leichname auszuscharren, wiewohl dieses, wegen der Sorgfalt, mit welcher die Araber ihre Todten vergraben, nur selten geschieht. Wird aber irgend ein Christ von den Arabern umgebracht, so entkleiden sie den Todten, und werfen den Leichnam gewöhnlich den Hunden vor. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß diese Thiere, der großen Hitze und Tröckne ohngeachtet, und ihres beständigen Heißhungers wegen, dennoch niemals von der Wuth befallen werden, wie unsere europäischen Hunde: diese Krankheit ist in der Barbarey völlig unbekannt, und niemand konnte mir auch nur ein einziges Beyspiel von einem toll gewordenen Hunde anführen.

Alle Hunde in der Barbarey, diejenigen nämlich, welche in den Zelten der Araber leben, sind von einer und eben derselben Art, und ohne anderweitige Vermischung. Sie sind mehrentheils weiß, nur selten haben sie große rothe Flecken; sie tragen die Ohren gerade, ihre Schnauze ist länglicht, und ihre Beine sind untersetzt, ihre Haare glatt und kurz; in der Größe übertreffen sie den Fuchs nur wenig. Herr von Buffon führt den spanischen Hund und den Pudel als ursprünglich aus der Barbarey und Spanien an; allein ich muß gestehen, daß ich weder einen noch den andern jemals unter den Zelten der Bar-

baren angetroffen habe. In den Städten und den französischen Komptoiren finden sich Pudel noch eher; ob aber in der Barbarey überhaupt sich wilde Hunde finden, die entfernt von den Wohnungen in den Wäldern leben, darüber kann ich nichts mit Gewißheit sagen. Eine Art sehr großer Hunde (*Matins*), die sich auf der Insel *de la Galite* wild finden, sahe ich zu La Kalle; sie bewachten die dortige Mühle, und waren ausserordentlich wachsam, dabey ihrem Herrn sehr zugethan. Man versichert mich, daß in vorgedachter unbewohnter Insel die Anzahl dieser Hunde, desgleichen die der wilden Ziegen, sehr groß sey; vermuthlich ist der Name *Aegimuros*, oder reich an Ziegen, den die Alten dieser Insel gaben, eben daher entstanden. Was aber die wilden Hunde betrifft, so vermuthe ich, daß sie durch irgend ein durch Schiffbruch verschlagenes Schiff dahin gekommen sind.

Der Affe (Simia L.)

Die grausamsten und wildesten Thiere sind nicht immer für den Menschen die schädlichsten. Die Raupen, Heuschrecken und gewisse Wurmarten verursachen zuweilen in einem Fruchtgarten weit größern Schaden, als der Wolf in einer Heerde Schaafe, oder selbst der Löwe und Panther dem größern Vieh.

Die Araber fürchten in manchen Jahren mehr die Affen, welche in ungeheurer Menge ihre Kornfelder oder Fruchtgärten anfallen, als andere wilde Thiere, die etwa von ohngefehr einen Ochsen oder eine Kuh von der Heerde wegführen. Die hiesigen Affen bewohnen gewöhnlich die dicksten Wälder; sie halten sich vorzüglich auf den Bäumen auf, wo sie von einem Zweige zum andern mit großer Leichtigkeit springen; sie leben beständig in zahlreichen Gesellschaften, und wie es scheint, in ununterbrochener Lustigkeit. Aus Liebe zur Freyheit leben sie von den Wohnungen der Menschen mehrentheils entfernt; nur bey der Nacht wagen sie sich in großer Anzahl zu den Frucht- und Obstgärten, und zerstören sowohl aus Uebermuth, als der Nahrung wegen, was sie nur finden. Während daß der größte Trupp sich in den Gärten mit plündern beschäftiget, stehen andere in verschiedener Entfernung Schildwache, und benachrichtigen bey der mindesten Gefahr ihre Kameraden durch ein durchdringendes Geschrey, die sich auch alsdann in der größten Geschwindigkeit entfernen, aber nach einer kurzen Frist gemeiniglich sich wiederum einstellen. Die Araber um Kallo versicherten mich, daß sie die größte Mühe hätten, ihre Felder vor den Einfällen der Affen sicher zu stellen; der Beschreibung zufolge sind

diese Affen nur klein, und ohne Schwanz; sie scheinen mir daher zu den gemeinen kurzgeschwänzten Affen zu gehören, von welchen ich in der Folge reden werde. Alle Affen nähren sich von Früchten; auch speisen sie mehrere Arten von Insekten, besonders Heuschrecken und Käfer; Fleisch fressen sie nicht. Sie fürchten beym ersten Anblicke den Menschen; aber sobald der erste Anfall von Furcht überstanden ist, und sie sich in einiger Entfernung, z. B. auf der höchsten Spitze eines Baumes, befinden, alsdann werden sie dreister und unverschämter, und scheinen durch ihren Blick den Menschen gewissermaßen Troß zu bieten. Um sie lebendig zu fangen, muß man sie durch Schlingen überlisten; wiewohl ihnen anfänglich die Gefangenschaft hart ankömmt, so gewöhnen sie sich doch nach und nach daran, und ihr munteres Naturel macht, daß sie bald mit ihrem Herrn vertraulich werden, und sich durch allerhand listige Streiche an ihm zu rächen suchen, wenn er ihnen je manchmal zu hart begegnet. Folgende Arten von Affen habe ich in der Barbarey bemerkt.

1) Der **gemeine Affe** oder *Pitheque* (Symia Sylvanus L. Syst. Nat. ed. Gmelin. p. 27.) Dieser Affe hat etwa eine Höhe von anderthalb Fuß; er ist ohne Schwanz, und hat ein plattes Gesicht.

Wenn man ihn reizt oder zornig macht, so knirscht er mit den Zähnen, und bewegt die Kinnladen mit großer Geschwindigkeit. Er ist übrigens leicht zu zähmen, und überhaupt von sanfter Gemüthsart, auch öfters seinem Herrn sehr zugethan. Dieser Affe ist vorzüglich häufig zu Stora, in der Gegend um Kallo, und zu Bugie. Wir kennen ihn kaum anders als durch die Beschreibung, welche die alten Naturforscher uns davon gelassen. Herr Desfontaines, der verschiedene dieser Affen mit aus Afrika gebracht, hat der Akademie der Wissenschaften die beste und ausführlichste Beschreibung, die wir bis jezt von diesem Thiere haben, in verschiedenen Abhandlungen überreicht.

2) Der Magot (Simia inuus. L. Syst. Nat. G. pag. 28) ist wenigstens noch einmal so groß als der vorhergehende; auch ist sein Gesicht nicht so platt, wie das Gesicht des erstern, sondern bildet vielmehr eine länglichte Schnauze. In Ansehung der Farbe ist er bald hell, bald dunkel grau, und ohne Schwanz. Er ist wilder als der Pithek, und beißt sehr leicht, wenn man ihn beunruhiget, besonders wenn er die Person noch nicht genau kennet; im Ganzen ist er immer tückisch und hinterlistig; er wohnt mit dem vorhergehenden an einerley Orten.

3) Der Mona (Simia Mona. L. Syst. Nat. G. pag. 34.), ein langgeschwänzter in ganz Numidien sehr gemeiner Affe, der auch bey uns in Europa nicht unbekannt ist, und gemeiniglich nebst der zweyten Art durch seine lustigen Sprünge das Volk ergötzt. Sein Gesicht ist braun, mit einer Art von Bart, der aus gelb und weiß gemischt ist, das Haar auf dem Kopf und Hals ist schwarz und gelb, das Rückenhaar röthlich und schwarz, unter dem Bauche und an dem innern Theile der Schenkel und Beine ist das Haar durchgehends weiß. S. Buffon N. G. Tom. 14. pag. 258. franz. Ausg.

Herr von Buffon führt noch eine vierte Affenart an, die in Mauritanien, oder der Gegend des ehemaligen Karthago wohnen soll, und die er unter dem Namen *Callitriche* folgendermaßen beschreibet. Er sagt nämlich: dieser Affe hat den obern Theil des Körpers von grüner Farbe, der Hals und Bauch sind schön weiß, und das Gesicht schwarz.

Die Robbe (Phoca L.)

Dieses seltsame Thier gleicht einem Wickelkinde. Es kann seine Arme und Beine nur unvollkommen gebrauchen, weil sie fast ganz in dem Leibe versteckt sind; denn eigentlich ragen nur die Hände und Füße

hervor. Die fünf Finger, die das Thier an jeder Hand hat, sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden, und verrichten daher den Dienst der Floßfedern; im Wasser ist die Robbe ein Fisch, und auf dem Lande nähert sie sich den Amphibien; sie schleppt ihren Körper nach Art der Schlangen, und ihre Füße scheinen bey dieser Gelegenheit nur dazu zu dienen, um sich an die Felsen vestzuhalten, oder ihre Bewegungen zu beschleunigen. Doch wenn die Natur auf der einen Seite diesem Thiere, in Vergleich mit andern, einige nicht ganz vollkommene Gliedmaßen gegeben, so ist es doch auf der andern Seite, durch die Eigenschaft auf dem Wasser sowohl als dem Lande leben zu können, reichlich entschädigt, nicht weniger durch den Vortheil gegen Kälte und Hitze gleich unempfindlich zu seyn.

Von einigen Thieren, welche Numidien mit Europa gemein hat.

Von den verschiedenen Thierarten, welche in Numidien, so wie bey uns, vorkommen, kann ich nur wenig Erhebliches sagen. Das gemeine Wiesel findet sich z. B. in der Nähe der arabischen Gezelten, wo es den Hünern und deren Eyern nachstellt. Bey Tage verbirgt es sich gemeiniglich in das dickste Gebü-

sche, und da es sich zu der Zeit den bewohnten Oertern nicht nähern darf, so sucht es sich alsdenn von den Vögeln, besonders den Wasservögeln, die ihre Nester in dem Schilfe bauen, zu nähren. Im Fall der Noth frißt es auch Ratten und Mäuse, sogar Schlangen und Eidechsen.

Die Ratten und Mäuse sind in den Städten und Häusern der ganzen Barbarey häufig und beschwerlich, weil die Araber, wie ich in dem Vorhergehenden zu bemerken Gelegenheit gehabt, keine Katzen halten. Dahingegen sind die nomadischen Stämme wenig von diesem Ungeziefer geplagt. Längs den Ufern der Flüsse sind die gemeinen Wasserratten häufig, so wie auf den besäeten Feldern die allgemeinbekannten Feldmäuse.

Hasen und Kaninchen giebt es dort gleichfalls in Ueberfluß, sie vermehren dahero die Vergnügungen der Jagdliebhaber; diese Thiere würden aber noch viel häufiger seyn, wenn sie nicht alle übrigen fleischfressenden Thiere zu Feinden und Verfolgern hätten. Das Fret, (Mustela Furo L.) dieser natürliche Feind der Kaninchen, das in Europa zu der Kaninchenjagd eigends abgerichtet wird, gehört ursprünglich in der Barbarey zu Hause. Strabo behauptet, daß es zuerst aus Afrika nach Spanien gebracht wor-

den sey, von wo aus es in die übrigen Theile von Europa gekommen.

Vögel.

Nicht allein die Bewohner der Wälder Numidiens werden durch eine Menge Raubthiere, welche überall Mord und Tod verbreiten, verfolgt, auch die Bewohner der Luftgefielde haben so wie jene an den verschiedenen Raubvögeln ihre Feinde. Hier spielt der Adler dieselbe Rolle, welche dort dem Löwen ausschliessend gehört; sein Schnabel, seine Fänge und die Stärke seiner Muskeln bestimmen seinen Rang.

Folgende Arten von Raubvögeln habe ich in der Barbarey bemerkt:

1) Der **Goldadler** (Falco chrysutus Linn.). Man sieht ihn nur selten in den Ebenen; sein vorzüglichster Aufenthalt sind die höchsten Berge des Atlasgebürges, wo er einzeln in den Höhlungen der Felsen wohnt. Er ist grausam in seinen Sitten, und stillschweigend übt er seine Anfälle aus, denn man behauptet, daß er niemals schreye. Er verläßt seinen einsamen Aufenthalt nur um einen für ihn würdigen Feind aufzusuchen, denn er verachtet alles Todte, und nur bloß die größten Vögel greift er an. Aber nicht zufrieden nur allein in den Lüften der Stärkste zu seyn,

läßt er sogar auch auf der Erde mehrern vierfüßigen Thieren seine Uebermacht empfinden, und nicht selten raubt er Haasen, Kaninchen und junge Lämmer, die er mit seinen gewaltigen Klauen ergreift, und nach seiner Bequemlichkeit auf irgend einer entlegenen Felsenspitze verzehrt. Er ist von dunkelfahler Farbe.

2) Der **gemeine Adler** (Falco fulvus Linn.). Er ist kleiner und schwächer als der vorhergehende, und in der Wahl seiner Speise weniger eckel. Er greift ohne Unterschied allerhand Vögel an, wiewohl er im Fall der Noth auch mit Aesern vorlieb nimmt. Man findet ihn zuweilen in den Ebenen, wo er sich von Zeit zu Zeit, durch ein unangenehmes, durchdringendes Geschrey hören läßt. Seine Farbe ist unbeständig, vom braunen bis zum schwarzen.

3) Der **kleine Adler** (Falco nævius L.) ist röthlich mit schwarzen Flecken. Sein Geschrey ist kläglich und sehr unangenehm. Man sieht ihn öfters in der Barbarey auf den Spitzen der Bäume, besonders an sumpfichten Orten, und längs den Flüssen und Teichen. Er greift vorzüglich die Wasservögel an, da er aber schnell verdauet, und oft zu fressen genöthigt ist, so muß er zuweilen in Ermanglung eines bessern Fraßes sich mit kleinen Amphibien und sogar Heuschrecken behelfen, die ich nebst andern In-

sekten gar oft in seinem Magen in großer Menge gefunden habe. Er fliegt niedriger als die vorhergehende Arten.

4) Der **Meeradler** oder des **Balbuzard** des Herrn von **Buffon** (Falco ossifragus). Er ist sehr gefräßig, aber nicht so wild als die übrigen Adler; er bewohnet die höchsten Bäume in der Nachbarschaft der Seen und Flüsse, und scheint sich blos von Fischen zu nähren.

5) Der **große Meeradler** (Falco ossifragus L.) oder der **Orfreje** des Herrn von **Buffon**; fliegt vorzüglich am Ufer der See, wo er sich der Fische zu bemächtigen sucht, wiewohl er auch vierfüßigen Thieren nachstellt. Er ist beynahe so groß als der Adler N°. 1. Er ist sehr leicht zu zähmen; ich sahe einen zu **La Kalle**, der, ob er gleich nicht eingesperrt war, sich doch von jederman streicheln ließ. *)

Der **Geyer**, (Vultur cinereus L.) ist grausam in seinen Sitten, nnd verdienet aus diesem Grunde ein Bewohner der Barbarey zu seyn. Obgleich der Geyer an sich stark und wohl bewaffnet ist, so wagt er

*) Es ist wahrscheinlich, daß Num. 4. und 5. von einerley Art, und nur das Geschlecht den Unterschied in der Größe bestimmt. Ueb.

er sich doch an keine andere Vögel, als solche, die ihm in Absicht der Stärke bey weitem nachstehn. Der Mangel an Muth setzt daher seiner Grausamkeit Grenzen, denn nicht selten begnügt er sich mit dem ersten dem besten Aase, um dem Streit mit lebendigen Thieren auszuweichen. Wagt er je einen Angriff, so geschiehet es gemeiniglich in Gesellschaft mehrerer seines gleichen, und die Jagd gehet für gemeinschaftliche Rechnung, wiewohl die Theilung der Beute nicht immer so ganz ruhig vor sich gehet.

Der **Weyhe** (Falco Milvus L.). Er ist eben so grausam als der Geyer und auch eben so feige, wiewohl seine Feigheit wegen der geringen Größe seines Körpers verzeihlicher ist. Er stößt blos kleine Vögel, z. B. junge Hüner, Tauben und dergleichen. Wenn er hoch in der Luft schwebt, wo er gleichsam unbeweglich zu seyn scheint, stößt er mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit auf den Gegenstand, den er sich ausersehen, nieder, aber mit eben der Schnelligkeit entfernt er sich, sobald er nur die geringste Gefahr ahndet.

Der **Bussard** (Falco Buteo L.) Bey uns ist er das Sinnbild der Dummheit, und in der That bleibt dieser Vogel sehr lange auf einer Stelle sitzen,

ohne sich um irgend eine Beute zu bekümmern, und nur alsdann, wenn sie sich ihm in der Nähe darbietet, hascht er darnach. Seine angebohrne Stumpfheit scheint die Ursache zu seyn, daß er sich kaum an die kleinsten Vögel wagt.

Der **Sperber** (Falco nisus L.) bewohnt gewöhnlich die dicksten Wälder. Wenn er sich in den Ebenen befindet, so geschiehet es, um den Wachteln und den Rebhünern nachzustellen. Eine Abart bemerkte ich in der Barbarey, die fahlbraun, mit schwarzen Flecken war.

Der **gepfeilte** oder **gesperberte Falke** (Falco palumbarius L.) hält sich vorzüglich zwischen den Bergen auf. In seinen Sitten soll er der Grausamkeit wegen dem Tieger gleichen, und blos aus Neigung, nicht immer aus Bedürfniß, tödten; alle schwächere Thiere, die er bezwingen kann, werden gemeiniglich ein Opfer seiner Neigung.

Der **gemeine Falke** (Falco communis L.), dessen wir uns vorzüglich zur Jagd in Europa bedienen, hält sich ebenfalls in den steilen und unbewohnten Felsengegenden Numidiens auf. Ebenfalls nährt die Barbarey mehrere Arten von Vögeln, die blos

bey der Nacht ihrem Geschäfte nachgehen, wie z. B. den großen Schuhu, und verschiedene Eulenarten.

Der Hou=Barra, oder der kleine gehaubte Trapp (vermuthlich Otis tetrax Linn.). Dieser Vogel, der sich vorzüglich in der Nähe der Wüste Saara findet, lebt von Insekten, Gewürmen, auch den Sprossen der jungen Pflanzen. Er unterscheidet sich von dem gemeinen Trapp durch eine Art von Halsband, das aus langen zuweilen aufgerichteten Federn besteht, die mehrentheils weiß und mit schwarzen Streifen versehen sind; die übrigen Federn sind größtentheils fahl, mit dunkelbraunen Flecken. Er hat übrigens die Größe des gemeinen Hahns, doch ist der Leib etwas länger; an jedem Fuße hat er nur drey Zehen.

Der Rhaad oder Saf=Faf. Ebenfalls eine Art Trappe von der Größe des vorhergehenden; aber es fehlt ihm das Halsband, wodurch jener sich besonders auszeichnet. Der Kopf ist schwarz, und die Federn der Haube dunkelblau. Der Bauch ist weiß, der Rücken und die Flügel fahl mit braunen Flecken. Dieser Vogel fliegt gemeiniglich in Gesellschaft.

Noch habe ich eine andere Art von Trappe in der Barbarey gesehen, welche ich aber nur für eine Abart

des vorhergehenden halte; sie unterscheidet sich durch die geringe Größe, weil sie kaum halb so groß als der Rhaad, und ohne Haube ist; auch ihr Gefieder ist etwas anders gefleckt.

Das Perlhuhn (Numida Meleagris L.). Obgleich die Federn dieses bekannten Vogels nicht den Glanz und die Schönheit haben, den man bey den mehresten amerikanischen Vögeln bewundert, so gefallen sie doch wegen ihrer einfachen Farbe und artigen Flecken. Auf einem graublauen Grunde erblickt man nämlich mehrere Reihen weißer, runder und sehr regulairer Flecken, die den Perlen gleichen. In dem Gefieder dieses Vogels bestehet übrigens seine ganze Schönheit, denn die Figur desselben hat eben nichts empfehlungswürdiges; der Schwanz z. B. ist herunterhängend, der Hals lang, die Flügel kurz, und die Rückenfedern so gerichtet, daß der Vogel bucklicht zu seyn scheint. Uebrigens ist das Perlhuhn von der Größe unsres gemeinen Haushuhns; eine Besonderheit dieses Vogels bestehet darinn, auf dem Kopf eine Art von fleischichtem Auswuchs zu haben, der eine Aehnlichkeit mit einem Helme hat. Das Perlhuhn lebt übrigens von Getreide; in der Barbarey halten sie sich in sehr großen Haufen auf den

Saatfeldern auf; besonders fand ich sie in sehr großer Menge längst der Küste von Konstantine.

Das Haselhuhn (Tetrao Bonasia Linn.) findet sich vorzüglich in den Wäldern, nistet aber nicht auf Bäumen, sondern auf der Erde in niedrigem Strauchwerke, besonders den Lentisken. Die ich in Afrika bemerkt habe, schienen mir von den unsrigen wenig oder nichts verschieden zu seyn.

Das Ganga oder Haselhuhn der Pyreneen, (Tetrao lagopus L.) bey den Arabern Kattah genannt, zeichnet sich besonders durch zwey sehr lange und schmale Federn aus, die es im Schwanze trägt; es hat einen kurzen ziemlich dicken Schnabel, ohngefehr wie das gemeine Rebhuhn. Die Füße sind auf der Vorderseite bis zu den Zehen mit Federn besetzt, nach hintenzu aber beynahe kahl; es hat drey Zehen und einen Sporn. Die Farbe der Federn ist sehr veränderlich; mehrentheils bemerkt man einen grauen Grund, der mit halbmondförmigen rothen, weißen oder auch schwarzen Flecken besetzt ist. Die Farbe des Huhns ist einfacher, als die des Hahns; beyde haben eine Art von Ringel um den Hals, wie das gemeine rothe Rebhuhn; sie nähren sich von Getreide, und finden sich gemeiniglich in kleinen Gesellschaften

von 6, 8, oder auch mehreren, besonders in den Kornfeldern. Das Ganga ist übrigens von schwerfälligem Flug, und fliegt aus dieser Ursache sehr niedrig; es ist leicht zu zähmen; ich selbst habe ein Paar einige Monate lang ernährt; sie hielten sich fast immer in einen Winkel gehuckt, und verließen diese Stellung nur, wenn sie fressen wollten, obgleich sie in meinem Zimmer in Freyheit waren. Ich weiß nicht gewiß, ob diese Vögel niemals schreyen; so lange ich sie bey mir hatte, gaben sie keinen Laut von sich.

Das **rothe Rebhuhn** der Barbarey (Tetrao rufus L.). Es unterscheidet sich nur wenig vom europäischen; nur ist es etwas kleiner als das graue. Der Ringel um die Augen, der Schnabel und die Füße sind schön roth. Es hat eine Binde um den Hals, die aus schwarzen Federn bestehet; die übrigen Halsfedern sind braun, mit wenigen weißen Flecken. Es bewohnt vorzüglich die Anhöhen, auch die Gesträuche, und lebt von Getreide.

Das **Frankolin** (Tetrao Francolinus L.) ist von der Größe des gemeinen grauen Rebhuhns, und von ausserordentlich schönem Gefieder; der Halskragen ist orangefärbig. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind die dicksten Gesträuche; es nähret sich,

so wie die übrigen Vögel dieser Gattung, von Getreide.

Die Wachteln, Turtel- und wilden Tauben verschiedener Arten finden sich in der Barbarey, so wie in Europa; sie bewohnen sämtlich die Gehölze, die Wachteln ausgenommen. Alle diese Vögel sind Zugvögel. Die Wachtel stellet sich im Monat November oder zu Ende Oktobers in der Barbarey ein, und im Frühjahre ziehet sie wiederum fort. Ausser der gemeinen Wachtel findet man in der Barbarey auch noch eine besondere Art, die keinen Sporn hat, und von viell hellerer Farbe ist, als die gemeine.

Der Rabe (Corvus Corax Linn.). Die Raben, welche ich in der Barbarey bemerkte, waren von der Größe eines welschen Huhns; sie bewohnen die höchsten Oerter, besonders das Atlasgebürge. In der Gegend von Konstantine, desgleichen in der Nachbarschaft der Wüste Saara, findet sich eine Art, deren Schnabel und Füße roth, übrigens aber nicht viel größer als der gemeine schwarze Rabe sind *).

Der Nußhäher (Corvus glandarius L.). Dieser Vogel findet sich in den dicksten Wäldern, wo die

*) Vermuthlich Corvus graculus Linn. Gmelin Reise in Rußland, Tom. 3. Tab. 39. Ueb.

verschiedenen Eichenarten ihm hinlängliches Futter geben; auch frißt er mehrere Arten Früchte, wie z. B. die Brustbeeren und Weintrauben. Der Häher der Barbarey hat, so wie der europäische, die Flügelspitzen blau und weiß gefleckt, und diese Flecken bilden mehrentheils ein Viereck; sonst ist er in der Farbe seiner Kopf-Federn von dem europäischen etwas weniges unterschieden. Er ist etwa so groß als eine Taube.

Der **Staar** (Sturnus vulgaris L.) ist besonders im Herbste sehr häufig in der Barbarey; er nährt sich von Insekten, Früchten, oder auch Körnern. Die Staaren fliegen gemeiniglich in sehr beträchtlichen Haufen, so daß sie in der Weite einer dunkeln Wolke gleichen.

Der **Pfingstvogel** (Orialus galbula L.) ist von der Größe der gemeinen Amsel, und findet sich blos zur Winterszeit in der Barbarey. Die Flügel sind schwarz gefleckt, die übrigen Theile des Körpers durchaus gelb; er nähret sich vorzüglich von Insekten und Früchten, und findet sich nur selten in großen Gesellschaften.

Der **gemeine Krammetsvogel** (Turdus L.) findet sich zu Ende des Oktobers in der Barbarey ein, allwo er den ganzen Winter über verbleibt; seine

Nahrung sind die Beeren und Früchte mehrerer Bäume.

Die *Grieve bassette* des Herrn von Buffon findet sich gleichfalls in der Barbarey; sie unterscheidet sich von dem gemeinen Krametsvogel durch die stärkeren und kürzeren Beine, und durch ein vielfärbiges Gefieder. Der Kopf, der Hals und der obere Theil des Körpers sind hellgrün; die Brust weiß mit schwarzen Flecken; gegen den Schwanz fallen die Federn ins gelblichte. Der Schnabel ist so wie der des gemeinen Krametsvogels.

Die **Amsel** (Turdus merula L.) wählt zu ihrem Aufenthalte gemeiniglich die Myrthen, Erdbeer- und Lorbeergesträuche, deren immerwährendes Grün ihre Munterkeit zu vermehren scheint, und deren Beeren ihr zum Futter dienen: in Ermangelung der Früchte lebt sie auch von Insekten; sie ist durchgehends von schwarzer Farbe. Auch soll die einsame Amsel an gleichen Orten mit der gemeinen Amsel leben; mir kam sie in der Barbarey niemals vor.

Der **Sperling** (Fringilla domestica L.) und dessen verschiedene Abarten sind in der Barbarey, besonders an den bewohnten Oertern, sehr häufig. Der Dattelfresser (*le moineau aux dattes*) findet

sich in großen Gesellschaften an solchen Oertern, wo viele Dattelbäume gezogen werden, deren Früchten sie vorzüglich nachgehen. Der Kopf, Hals und der ganze Leib dieses Vogels sind röthlich-grau, die Stirne und der Hals aber sind schwarz; er hat einen kurzen, an der Wurzel ziemlich dicken Schnabel, der mit einigen Bartborsten besetzt ist; sein Gesang soll angenehm und melodisch seyn.

Der **Fink** (Fringilla cœlebs L.) bewohnt die Wälder der Barbarey, und erfreut den einsamreisenden durch seinen Gesang. Ich sahe diesen Vogel nur im Frühjahr; ob er auch in den übrigen Jahrszeiten dort wohnt, weiß ich nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Die **Lerche** (Alauda arvensis L.) scheint die Küste von Afrika zu allen Jahrszeiten zu bewohnen; in der Gegend um **Biserta** findet man auch eine Art aschgrauer Lerchen ziemlich häufig.

Die **Nachtigall** (Motacilla luscinia L.). Auch dieser Vogel erfreuet durch seinen angenehmen Gesang die Gegenden der Barbarey, wo das Ohr durch das Gebrüll der wilden Thiere so oft beleidiget wird.

Die **weiße Bachstelze** (Motacilla alb. L.) unterscheidet sich von der europäischen durch nichts. Sie

hält sich gemeiniglich auf den kleinen Erdhügeln oder den frisch geackerten Furchen auf, um allerhand Gewürm, wovon sie sich vorzüglich nährt, aufzusuchen.

Der **Kukuk** (Cuculus canorus L.) wählt zu seinem Aufenthalt nur die dicksten Wälder. Bey Annäherung des Winters rupft er sich die Federn aus, erbaut daraus ein Nest, in welchem er mit allerhand Futter reichlich versehen, den übrigen Theil der rauhen Jahrszeit zubringt. Im Frühjahr erhält er neue Federn, alsdenn verläßt er seine Winterwohnung, paart sich, und legt seine Eier, nicht in ein eigenes von ihm verfertigtes Nest, sondern in das Nest irgend eines andern Vogels; der Kukuk legt ein oder auch zwey Eier in so viel verschiedenen Nestern, und bekümmert sich übrigens nicht weiter um seine Nachkommenschaft, dies überläßt er fremden Vögeln. Seine Nahrung sind Insekten und Raupen, besonders aber Vögeleier, denen er sehr nachstellt.

Der **Wiedehopf** (Upupa epops L.) zeichnet sich durch einen etwa zwey Zoll hohen Federbusch aus, der der Länge nach den Kopf ziert. Die Federn dieses Vogels sind mehrentheils röthlich mit einer schwarzen Spitze, einige sind auch weiß gefleckt. Die Farbe der Flügel ist aus roth, grün nnd weiß gemischt, doch

schien mir die rothe Farbe an dem Wiedehopf der Barbarey eine der auffallendsten. Dieser Vogel, der blos von Insekten und Gewürmen lebt, hält sich vornämlich an feuchten und sumpfichten Oertern auf, wo er in dem dicksten Gesträuche sein Nest bauet. Nach Herrn von **Buffon** ist der Wiedehopf leicht zu zähmen; auch gewinnt er einige Zuneigung gegen seinen Herrn, die er durch seine Betrübniß bey dessen Abwesenheit noch mehr bestätiget.

Der **Bienenfresser** (Merops apiaster Linn.). Man hat ihm diesen Namen gegeben, weil seine vorzüglichste Nahrung Bienen und Wespen sind, doch verschmäht er im Fall der Noth auch andre Insekten nicht, oder er nährt sich auch alsdann von allerhand Saamen und Körnern. Er baut sein Nest in der Erde, besonders an abhängende Hügel, in einem blos runden Loch. Ich habe nicht bemerkt, daß dieser Vogel in der Barbarey in so großen Truppen flieget, wie man ihn in den Inseln des Archipelagus, vornämlich in Kandia oder in Griechenland bemerkt hat, allwo er sehr häufig seyn soll. Der hiesige, der etwa die Größe einer Taube hat, ist von sehr schönen und glänzenden Farben, besonders blau, gelb und schwarz.

Die Schwalbe (Hirundo L.). Dieser Vogel zeigt sich in der Barbarey zu Anfange des Maymonats; im August, zur Zeit der stärksten Hitze, vermißt man ihn mehrentheils wieder. Wohin die Schwalben von hier gehen weiß ich nicht; aber vorstehende Bemerkung, die ich in La Kalle gemacht, hat sich mehrere Jahre hintereinander bestätiget.

Der Grünspecht (Picus viridis L.) findet sich in den Wäldern, aber immer einsam. Da die Nahrung dieses Vogels Insekten und deren Larven sind, so gab ihm die Natur einen starken und spitzigen Schnabel, mit welchem er unaufhörlich die Rinde der Bäume aufhackt, um seine darunter verborgene Nahrung aufzusuchen, die er alsdann, vermittelst einer außerordentlich langen und geschmeidigen Zunge, die mit einer klebrichten Feuchtigkeit bedeckt ist, aus den kleinsten und tiefsten Schlupfwinkeln herauszuholen weiß; sein Nest bauet er gemeiniglich in hohle Bäume, nicht selten in einer großen Tiefe.

Der Eisvogel (Alcedo hispida L.). Dieser Vogel, so wie ich ihn in der Barbarey fand, gleicht vollkommen unsern europäischen; er lebt so wie dieser am Ufer des Meeres und der Flüsse, und seine vornehmste Nahrung scheinen Fische zu seyn, die er mit

vieler Behendigkeit und Schnelligkeit zu erhaschen weiß; gemeiniglich dient ihm irgend eine Felsenspitze oder ein Baumzweig zum Aufenthalt, von wo aus er seinem Raub auflauert. Er bauet sein Nest aus Stückchen Holz und Fischgräten, die er mit weniger Erde verbindet. Daß dieser Vogel der Alcedo der Alten sey, hat Herr v. **Buffon** ziemlich deutlich bewiesen.

Der **Storch** (Ardea Ciconia L.) erscheint im Herbste, und zwar in den Monaten Oktober und November auf der afrikanischen Küste. Dieser Vogel scheint eine besondere Zuneigung zu dem Menschen zu haben, daher lebt er in der Nähe der bewohnten Oerter, und sein Nest macht er gemeiniglich auf den Thürmen oder andern erhabenen Gebäuden. Die Araber verehren diesen Gast ganz besonders, sie betrachten ihn als einen Vorbotten ihres und ihrer Familie Glück, und nicht leicht wird jemand diesen Vogel beleidigen. Doch durch Geld brachte ich einen arabischen Jäger dahin, mir gegen Bezahlung zweyer Piaster ein Paar dieser Vögel zu erlegen, die ich bey genauer Betrachtung von den unsrigen in nichts verschieden fand. Der Storch lebt von allerhand Amphibien, besonders Schlangen und Eidechsen; er ist von der Größe des gemeinen Reihers, und seine Füße sind fast von eben der Länge.

Der Reiher (Ardea comm. L.). Beym Fischen ist er außerordentlich geduldig; er hält sich ganze Stunden lang an dem Rande der Seen und Flüsse, wo er mit seinen langen Füßen im Wasser, auch bey dem schlimmsten Wetter, den Fischen auflauert; auch frißt er Eidechsen und Frösche.

Der Reiher von Madagaskar (le Héron de Madagascar). Diesen Namen erhielt der Vogel von Herrn v. Buffon, als ich ihm denselben überreichte. Er ist durchaus weiß, nur auf dem Kopf hat er einen röthlichen Fleck; er ist nicht viel größer als eine starke Taube, nur ist er etwas länger. Die Araber nennen diesen Vogel den Ochsenvogel, weil er fast beständig den Heerden folgt, und besonders auf dem Rücken der Ochsen gewisse Insekten aufsucht, die seine vorzüglichste Nahrung seyn sollen. Ich habe verschiedene dieser Vögel geöffnet, in ihren Mägen aber nichts als Ueberreste von Vegetabilien und Insekten gefunden. Er lebt in Gesellschaft von acht, zehen, auch mehrern.

Der Löffelreiher (Platalea leucoradia L.) ist von der Größe des gemeinen Reihers, doch hat er kürzere Füße; er ist durchaus weiß, und lebt von Fischen, wohnt daher an den Ufern der Seen und Flüs-

se, wo er ebenfalls sein Nest auf den zunächst befindlichen höchsten Bäumen verfertiget; dieser Vogel zeichnet sich besonders durch seinen Schnabel aus, der am Ende breit und zugerundet, eine Art von doppelten Löffel gleichet.

Die **Waldschnepfe** (Scolopax rusticola L.) findet sich vom Oktober bis gegen das Frühjahr; sie nistet an der Erde, und unterscheidet sich von unserer gemeinen europäischen Waldschnepfe gar nicht. Die kleine Schnepfe, Sc. gallinago L. erscheinet mit ihr zu gleicher Zeit.

Der **gemeine Strandläufer** (Tringa canutus L.). Dieser Vogel hält sich fast beständig in der Nachbarschaft der Sümpfe und Teiche auf, wo er allen Arten von Gewürmen nachgeht. Die Farbe seiner Federn ist eine unordentliche Vermischung von grau und weiß. Er hat lange graue Füße, einen kleinen Kopf, einen langen Hals und dergleichen Schnabel.

Der **Rothfuß** (Tringa Gambetta L.) unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch die rothen Füße, doch auch an den Federn glaube ich einen geringen Unterschied bemerkt zu haben.

Der **Kourlis** (Scolopax arquata L.) gleichet den beyden vorhergehenden, hat aber ohngleich kürze-

re

re Füße; auch die Farbe der Federn ist viel dunkler, und von einer angenehmen Mischung aus schwarz, grau und weiß. Dieser sowohl als die beyden vorhergehenden Vögel sind wohlschmeckend.

Der **Stelzenfuß** (Charadrius Himantoxus Linn.). Diesen Namen gab man ihm vermuthlich seiner langen Beine wegen, auf welchen er sich nur mühsam erhalten kann; sie sind von gelber Farbe und einen Fuß lang. Der Schnabel ist schwarz, und hat eine Länge von etwa zwey Zoll; der Kopf ist nach vorne zu weiß, hinten schwarz. Der Hals ist weiß, und die Kehle schwarz gefleckt. Der Bauch ist ebenfalls weiß, die Flügel schwarz, der Schwanz kurz und von grauer Farbe. Die Lebensart dieses Vogels ist so wie die der vorhergehenden.

Der **Kiebitz** (Tringa vanellus L.). Dieser Vogel findet sich in ziemlich großen Gesellschaften bey Anbruch des Tages auf den Feldern, wo er den Gewürmen nachstellt; er ist von lustigem und munterm Wesen, und fast in beständiger Bewegung. Für einen Reisenden in der Barbarey ist dieser Vogel sehr unterhaltend, weil er durch seine Fröhlichkeit das Einsame und Stille der hiesigen Natur in den frühsten Morgenstunden etwas erheitert.

Die **Wasserhuhn** (Julica L.) und mehrere Entenarten leben in großer Menge auf den Seen und Flüssen in der Barbarey; unglücklicherweise wurden diejenige Stücke, welche ich als neue von daher mitgebracht, während daß ich zu **Marseille** *Quarantaine* hielt, ein Raub der Insekten, und ich kann also nichts weiter davon sagen.

Die **Moewe** (Larus Linn.). Dieser Vogel fliegt beständig auf dem Meere umher, zuweilen taugt er unter, um ein und den andern Fisch zu erhaschen, der sich der Oberfläche des Wassers etwa nähert. Bey stürmischem Wetter fliegen diese Vögel in großen Haufen; daher hat man sie auch zuweilen Sturmvögel genannt. Die gemeinste Art ist milchfarbig, auf dem Rücken etwas aschgrau, und etwa so groß als eine gemeine Haustaube; doch sahe ich auch einige, die dunkelgrün, beynahe schwarz von Farbe, und fast so groß als ein welsches Huhn waren.

Der **Flammant** (Phœnicopterus Linn.). Dieser schöne Vogel ist fast so groß als der gemeine Reiher; er ist mehrentheils weiß von Farbe, aber die Flügel sind glänzend roth, welches gegen das übrige Weiße der Flügel angenehm absticht. Sein Schnabel ist etwas weniges gebogen; er lebt gemeiniglich

in Gesellschaft an den Ufern der Flüsse, allwo er sich von Fischen nähret. Ich fand ihn besonders in der Gegend von Bonne und Tunis.

Der Strauß (Struthio Camelus L.). Die unbewohnte und brennende Sandwüste Saara ist der Aufenthalt dieses sonderbaren Vogels. Der Strauß hat zwar gleich den übrigen Vögeln nur zwey Beine, aber sowohl diese, als auch die Lenden und Füße, gleichen den Beinen der vierfüßigen Thiere. Sein Leib ist befiedert, aber diese Federn sind vielmehr ein dünner Flaum, der blos zur Bedeckung der nackten Haut dient, und nichts weniger, als um den Vogel in die Lüften zu erheben, geschickt ist; so ebenfalls der Schwanz und die Flügel, die vielmehr, um das Gleichgewicht dieses schwerfälligen Körpers zu erhalten, als ihn zum Fluge geschickt zu machen, bestimmt zu seyn scheinen. Sein Hals ist völlig nackend, sehr lang, und die Haut blutroth. Der Kopf und das Maul gleichen so wenig dem Schnabel der Vögel, als dem Maule der vierfüßigen Thiere. Mit einem Worte, der Strauß gehört zu denjenigen Geschöpfen, die dem systematischen Naturforscher nicht wenig zu schaffen machen; denn, um ihn richtig zu stellen, muß man ihm eine eigene Klasse geben, und

in dieser steht er bis jezt als Geschlecht und Gattung ganz allein.

Der Strauß lebt in zahlreichen Gesellschaften, aber entfernt von bewohnten Oertern; er lauft ungemein schnell, so, daß das schnellste Pferd ihn nicht einholen kann. Wenn man den Strauß jagt, so muß man ihm lange folgen, und durch allerhand Wendungen ihn zu ermüden suchen; alsdann ergiebt er sich, und man kann ihn sogar alsdann lebendig fangen. So sehr er seine Freyheit liebt, so gewöhnt er sich doch nach und nach an seine Gefangenschaft, und zähmt sich sogar ziemlich leicht. Ich sahe deren zwey zu Bonne, die, ob sie gleich erst kürzlich gefangen wurden, weder Furcht noch Langeweile blicken ließen; man konntt sich ihnen nähern, und sie nach Gefallen betasten.

Der Strauß legt nur einmal im Jahre, und zwar in den heißesten Monaten; in dieser Zeit ist der Sand, in welchem dieser Vogel seine Eyer ohne weitere Sorgfalt verbirgt, am geschicktesten, dieselben auszubrüten. Eigentlich brütet der Strauß nicht; doch entfernt er sich nicht von dem Orte, wo er seine Eyer hingelegt, und besucht sogar die Stelle von Zeit zu Zeit; man hat sogar behauptet, daß er sich wirklich auf seine Eyer niedersetze. Der Strauß ver-

liert alljährlich seine Federn, die, wie bekannt, ein beträchtlicher Handlungszweig geworden sind; doch sind eigentlich nur diejenigen Federn brauchbar, die von wirklich lebenden Thieren genommen werden. Wer sollte es glauben, daß unsere europäischen Damen einen ihrer vorzüglichen Schmucke aus den brennenden Wüsten Lybiens erhielten?

Amphibien.

Schildkröten.

Testudo coriacea L. pedibus pinniformibus muticis; testa coriacea, cauda angulis septem exaratis.

Das **Lederschild**; mit Schwimmfüßen ohne Nägel, einem lederartigen Rückenschild une siebeneckigem Schwanze. Diese Schildkröte ist im mittelländischen Meere sehr gemein; ihr Rückenschild gleicht einem harten und dicken Leder, und ist nicht, so wie das der übrigen Schildkröten, aus mehreren kleinen Schildern zusammen gesetzt.

Testuda græca L. pedibus subdigitatis, testa postico gibba, margine laterali obtusissimo, scutellis planiusculis.

Die griechische Schildkröte; mit fast gefingerten Füßen, das Rückenschild nach hintenzu bucklicht, einen stumpfen Seitenrand, die kleinern Schilder etwas platt.

Diese Schildkröte findet sich auf dem Lande, vorzüglich längs dem Ufer der Flüsse. Die Mauren fürchten diese Schildkröten, und halten sie für böse Geister, welche die Zauberer dorthin senden; daher fliehen sie, sobald sie eine solche Schildkröte sehen. Ich habe oft mit Vergnügen dem Streite zugesehen, welchen die Männchen der Schildkröten untereinander führen, wenn sie erhitzt sind; sie können sich aber weiter keinen Schaden zufügen, als die Rückenschilder mit Gewalt gegeneinander zu schlagen, und diese sind zu hart, um das Leben der Streiter in Gefahr zu setzen.

Schlangen.

Diese sind in der Barbarey sehr mannigfaltig; aber ich habe nur wenige Bemerkungen darüber anstellen können, weil ich kein Mittel, um sie zu erhalten, kannte, und ich selbst weder Gläser noch Brandwein, sie darinn zu bewahren, mitgenommen hatte; aus dieser Ursache mußte ich manches mir merkwürdig scheinende Thier zurücklassen. Nach der Hand,

wiewohl etwas zu spät, bin ich auf ein Mittel gekommen, die größten Arten ohne Brandwein aufzubewahren; nämlich den Schlangen die Haut behutsam abzuziehen, und dieselbe mit feinem Sande auszufüllen: daß man, besonders bey den giftigen Arten, vorsichtig zu Werke gehen müße, versteht sich von selbst, und ich rathe daher die Haut rund um den Kopf abzulösen, und sich vor den Zähnen, die zugleich die Giftbehälter sind, in Acht zu nehmen; anstatt des Sandes könnte man auch Baumwolle, Flachs oder dergleichen brauchen, weil diese Körper leichter sind, und das Zerreissen der mehrentheils dünnen Häute um desto weniger zu befürchten wäre; so unvollkommen mein vorgeschlagenes Mittel an und für sich scheint, so kann es doch vielleicht manchem Reisenden, der in einerley Lage mit mir sich befindet, nützlich seyn.

Zurreiche bey den Arabern. Diese Schlange ist etwa 15 Zolle lang; sie findet sich in der Nachbarschaft der Wüste **Saara**; der Körper ist mit breiten Schuppen durchaus bedeckt, aber nur sehr schmal; da diese Schlange sich mit ausserordentlicher Geschwindigkeit bewegt, so kann man sie nicht anders als mit vieler Mühe fangen. Vielleicht ist dieses der Jaculus der Alten.

Leffah. Ebenfalls eine besondere, nicht völlig 1 Fuß lange Schlange, deren Biß äusserst gefährlich ist, und daher von den Arabern sehr gefürchtet wird. Schaw glaubt, daß dieses die von Lucian sogenannte Torrida dipsas sey. Ihr arabischer Name *Leffah* heißt brennen, weil ihr Gift eine ähnliche Wirkung in dem Blute derer, die von ihr gebissen werden, hervorbringen soll.

Eidechsen.

Lacerta agilis, cauda verticillata, longiuscula, squamis acutis, collari subtus squamis constructo.

Die grüne Eidechse; mit geringeltem länglichtem Schwanze, scharfen Schuppen, die unter dem Halse eine Art Halsband bilden.

Diese Eidechse ist ziemlich stark, etwa einen Fuß lang, und ohngefehr einen Zoll dick. Ich ernährte eine 8 Tage lang in meinem Zimmer; so oft ich mich ihr näherte, so suchte sie einen Winkel zu erreichen, wo sie mit aufgesperrtem Rachen und einem zischenden Laute sich zu vertheidigen suchte; in einen vorgehaltenen Stock biß sie mit vieler Wuth, und schüttelte denselben mit vieler Heftigkeit. Ich ernährte sie mit kleinen Amphibien, Insekten und Fleisch; eigentlich

verschluckte sie alles, was man ihr nur vorhielt, ganz, und ohne es zu kauen, bey welcher Gelegenheit sie jedesmal eine seltsame Bewegung mit dem Kopfe machte. Bey der Eröffnung fand ich in dem Magen dieses Thieres, der sich von dem Rachen an bis zum Hintern erstreckte, noch alles, was er seit 3 Tagen zu sich genommen hatte, völlig unverdauet; unter andern eine kleinere Eidechse, die sich sehr wohl erhalten hatte; aber ich vermißte einen Knochen aus einer Hünerkeule, den ich diese Eidechse mehrere Tage zuvor hatte verschlucken lassen.

Lacerta algira L. Cauda verticillata longiuscula, corpore lineis utrinque duabus flavis.

Die **algierische Eidechse**, mit länglichtem geringeltem Schwanze und zwey gelben Streifen an jeder Seite des Körpers. Diese Eidechse ist in der ganzen Barbarey sehr häufig, etwa drey bis vier Zoll lang; der obere Theil des Körpers ist braun mit vier gelben Streifen der Länge nach; der Bauch ist gelblichweiß. Dies Thierchen ist sehr schnell, und daher schwer zu fangen.

Lacerta Chamæleon Linn. Cauda tereti brevi incurva, digitis duobus tribusve coadunatis.

Das **Kameleon**, mit abgerundetem Schwanze,

der kurz und zurückgebogen ist; an den Füßen sind zwey oder drey Finger zusammengewachsen.

Dieses seltsame Thier lebt auf Bäumen und Gesträuchen, und bewegt sich nur sehr langsam. Es kann seinen Körper verlängern oder auch verkürzen, sich aufblähen oder zusammenziehen. Da es sich vorzüglich von kleinen Insekten nähret, so sieht man es zum öftern seine lange klebrichte Zunge aus dem Rachen hervorschießen. Es ist schwer die wahre Farbe dieses Thieres zu bestimmen, weil es leicht die Farbe der Gegenstände, welche es umgeben, annimmt; aber eigentlich ist es schmutziggrau, denn diese Farbe nimmt es nach einer jeden Farbenveränderung wiederum an. An demjenigen Kameleon, welches ich eine zeitlang erhalten, bemerkte ich Folgendes: So oft ich es gegen die weiße Wand stellte, so veränderte sich die gewöhnliche schmutziggraue Farbe der Haut in eine kreideweise; brachte ich es auf ein gelbes Tuch, so gieng die graue Farbe der Haut in ein dunkeles Gelb über; aber das stärkste Roth drückte sich auf der Haut des Kameleons nur unvollkommen, mehrentheils durch eine unordentliche Vermischung von gelb und roth, aus; so war ebenfalls der Eindruck der grünen Farbe auf der Haut des Kameleons nicht deutlich, weil die graue Farbe schon an und vor sich etwas grünlich

schien. Die andern Farben, wie z. B. schwarz, violet und purpur, machten keine weitere Veränderung auf das Kameleon, als daß sich dessen Haut etwas weniger dunkel färbte; daher sieht man, daß nur eigentlich weiß, gelb und grau eine Veränderung in der Farbe des Kameleons hervorbringen. Dies Thier liebt übrigens sehr seine Freyheit, und in der Gefangenschaft lebt es nur sehr kurze Zeit.

Lacerta Chalcidis Linn. Cauda tereti longa, pedibus pentadactylis breviſſimis.

Die schlangenförmige Eidechse, mit langem runden Schwanze, und fünf sehr kurzen Fingern an jedem Fuße.

Diese Eidechse hat viel Aehnlichkeit mit einer Schlange; sie ist von grauer glänzender Farbe; der Leib ist rund, mit vier sehr kurzen Füßen versehen, die das Thier aber nicht zum gehen zu brauchen scheint, denn es kriecht nach Art der Schlangen. Die Länge der größten ist nicht völlig ein Fuß; hätte es keine Ohren, wodurch es sich vorzüglich den Eidechsen nähert, so würde es offenbar zu den Schlangen gerechnet werden müßen. Der Biß dieser Eidechsen soll giftig seyn; man findet sie in großer Menge auf den Wiesen um La Kalle.

Lacerta vulgaris Linn. Cauda tereti mediocri, pedibus unguiculatis, palmis tetradactylis, dorso linea duplici fusca.

Die gemeine Eidechse, mit rundem mittelmäßigem Schwanze, und an jedem Fuße vier mit Nägeln versehenen Zehen; zwey braunen Streifen längs dem Rücken.

Diese Eidechse ist in der Barbarey eben so gemein als in Europa.

Lacerta paluſtris L. Cauda lanceolata mediocri, pedibus muticis, palmis tetradactylis.

Die Sumpfeidechse, oder der gemeine Wasser-Salamander, mit lanzetförmigem Schwanze von mittelmäßiger Länge, vier Finger ohne Nägel an jedem Fuß.

Lebt in den Teichen, und nähret sich vorzüglich von kleinen Fischen.

Lacerta Salamandra Linn. Cauda tereti brevi, pedibus muticis, palmis tetradactylis, corpore porosо nudo.

Der gemeine Salamander, mit kurzem rundem Schwanze, vier Fingern ohne Nägel an jedem Fuße und bloßem porösem Körper.

Dies Thier hat zu mancherley Fabeln Anlaß gegeben, z. B. daß es lange in der Gluth leben könne, und dergleichen mehr. Nach **Maupertuis** Bemerkungen, der dieses Thier sorgfältig zergliederte, wissen wir jezt, daß es Eier und lebendige Junge zu gleicher Zeit bey sich trägt, eine Eigenschaft, die es mit den Blattläusen gemein hat, die zu gewissen Jahreszeiten Eier, zu andern aber lebendige Jungen zur Welt bringen. In der **Provence**, wo man den Salamander außerordentlich fürchtet, heißt er *Tarente*; viele dortige Einwohner würden in einem Hause, worinn ein Salamander befindlich, nicht eher ruhig schlafen, bis das Thier getödtet.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bey Joh. Heinrich Heitz, Universit. Buchdr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poiret, Jean Louis Marie, 1755-1834

Reise in die Barbarey oder Briefe aus Alt-Numidien

Bd.: 1

Strasburg (1789)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.357#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449616-4
VD18 80377807-001